



# Leseprobe

Lucinda Riley

## Die-Sieben-Schwestern-Reihe

Alle acht Bände in  
hochwertiger, limitierter  
Sonderausstattung

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 149,00 €



---

Seiten: 5704

Erscheinungstermin: 22. November 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Im Frühjahr 2015 erschien der erste Band der »Sieben-Schwestern«-Reihe von Lucinda Riley. Damals konnte noch niemand ahnen, welchen Siegeszug die Autorin damit antreten würde: Dank ihres herausragenden Erzähltalents ist es Lucinda Riley gelungen, die Herzen ihrer mit jedem Buch wachsenden Fangemeinde im Sturm zu erobern, 30 Millionen Exemplare wurden mittlerweile weltweit verkauft, und eine große Verfilmung der Serie ist in Vorbereitung. Nach dem Erscheinen des lange erwarteten achten Bandes – dem großen Finale der Reihe – erscheint die komplette Serie nun hochwertig ausgestattet in einem limitierten, liebevoll gestalteten Geschenke-Schuber: Er umfasst alle 8 Bände der Reihe in gebundener Form mit einer edel gestalteten Coveroptik und farbigem Schnitt.

Die im Schuber enthaltenen Romane:  
Die sieben Schwestern  
Die Sturmschwester  
Die Schattenschwester  
Die Perlenschwester  
Die Mondschwester  
Die Sonnenschwester  
Die verschwundene Schwester  
Atlas.  
Die Geschichte von Pa Salt



### Autor

## Lucinda Riley

---

Lucinda Riley wurde in Irland geboren und verbrachte als Kind mehrere Jahre in Fernost. Sie liebte es zu reisen und war nach wie vor den Orten ihrer Kindheit sehr verbunden. Nach einer Karriere als Theater- und Fernsehschauspielerin konzentrierte sich Lucinda Riley ganz auf das Schreiben – und das mit sensationellem Erfolg: Seit ihrem gefeierten Roman »Das Orchideenhaus« stand jedes ihrer Bücher an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten, allein die Romane der »Sieben-

LUCINDA RILEY  
Die sieben Schwestern



GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »The Seven Sisters«  
bei Pan Books, a division of Pan Macmillan, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

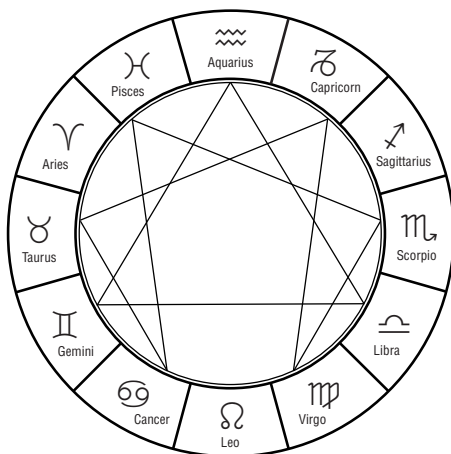


Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Sonderausgabe November 2023  
Erstmals erschienen 2015 bei Goldmann  
Copyright © der Originalausgabe 2014 by Lucinda Riley  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe März 2015  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Michael Trevillion / Trevillion Images;  
franckreporter / Getty Images; Philippe Saire – Photography / Getty Images; FinePic  
Schuber: FinePic®, München  
CN · Herstellung: ast  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-31736-3 (Band 1)

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für meine Tochter Isabella Rose*



»Wir sind alle in der Gosse, aber manche von uns  
blicken hinauf zu den Sternen.«

*Oscar Wilde*

## Personen

### *»Atlantis«*

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von »Atlantis«
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

### *Die Schwestern d'Aplière*

Maia

Ally (Alkyone)

Star (Asterope)

CeCe (Celaeno)

Tiggy (Taygeta)

Elektra

Merope (fehlt)

MAIA

*Juni 2007*



Erstes Viertel

13; 16; 21



# I

Nie werde ich vergessen, wo ich war und was ich tat, als ich hörte, dass mein Vater gestorben war.

Ich saß im hübschen Garten des Londoner Stadthauses einer alten Schulfreundin, eine Ausgabe von Margaret Atwoods *Die Penelopiade* aufgeschlagen, jedoch ungelesen auf dem Schoß, und genoss die Junisonne, während Jenny ihren kleinen Sohn vom Kindergarten abholte.

Was für eine gute Idee es doch gewesen war, nach London zu kommen!, dachte ich gerade in dieser angenehm ruhigen Atmosphäre und betrachtete die bunten Blüten der Clematis, denen die Hebamme Sonne auf die Welt half, als das Handy klingelte und ich auf dem Display die Nummer von Marina sah.

»Hallo, Ma, wie geht's?«, fragte ich und hoffte, dass mir die entspannte Stimmung anzuhören war.

»Maia ...«

Marinas Zögern verriet mir, dass sich etwas Schlimmes ereignet hatte.

»Ich weiß leider nicht, wie ich es dir anders sagen soll: Dein Vater hatte gestern Nachmittag hier zu Hause einen Herzinfarkt und ist heute in den frühen Morgenstunden ... von uns gegangen.«

Ich schwieg; lächerliche Gedanken schossen mir durch den Kopf, zum Beispiel der, dass Marina sich aus irgendeinem Grund einen geschmacklosen Scherz erlaubte.

»Du als älteste der Schwestern erfährst es zuerst. Und ich wollte dich fragen, ob du es den andern selbst sagen oder das lieber mir überlassen möchtest.«

»Ich ...« Als mir klar zu werden begann, dass Marina, meine geliebte Marina, die Frau, die wie eine Mutter für mich war, so etwas nicht behaupten würde, wenn es nicht tatsächlich geschehen wäre, geriet meine Welt aus dem Lot.

»Maia, bitte sprich mit mir. Das ist der schrecklichste Anruf, den ich je erledigen musste, aber was soll ich machen? Der Himmel allein weiß, wie die andern es aufnehmen werden.«

Da erst hörte ich den Schmerz in *ihrer* Stimme und tat, was ich am besten konnte: trösten.

»Klar sag ich's den andern, wenn du das möchtest, obwohl ich nicht weiß, wo sie alle sind. Trainiert Ally nicht gerade für eine Segelregatta?«

Als wir darüber diskutierten, wo meine jüngeren Schwestern sich aufhielten, als wollten wir sie zu einer Geburtstagsparty zusammenerufen, nicht zur Trauerfeier für unseren Vater, bekam die Unterhaltung etwas Surreales.

»Wann soll die Beisetzung stattfinden? Elektra ist in Los Angeles und Ally irgendwo auf hoher See, also dürfte nächste Woche der früheste Zeitpunkt sein«, schlug ich vor.

»Tja ...« Ich hörte Marinas Zögern. »Das besprechen wir, wenn du zu Hause bist. Es besteht keine Eile. Falls du wie geplant noch ein paar Tage in London bleiben möchtest, geht das in Ordnung. Hier kannst du ohnehin nichts mehr tun ...« Sie klang traurig.

»Ma, *natürlich* setze ich mich in den nächsten Flieger nach Genf, den ich kriegen kann! Ich ruf gleich bei der Fluggesellschaft an und bemühe mich dann, die andern zu erreichen.«

»Es tut mir ja so leid, *chérie*«, seufzte Marina. »Ich weiß, wie sehr du ihn geliebt hast.«

»Ja«, sagte ich, und plötzlich verließ mich die merkwürdige Ruhe, die ich bis dahin empfunden hatte. »Ich melde mich später noch mal, sobald ich weiß, wann genau ich komme.«

»Pass auf dich auf, Maia. Das war bestimmt ein schrecklicher Schock für dich.«

Ich beendete das Gespräch, und bevor das Gewitter in mei-

nem Herzen losbrechen konnte, ging ich nach oben in mein Zimmer, um die Fluggesellschaft zu kontaktieren. In der Warteschleife betrachtete ich das Bett, in dem ich morgens an einem, wie ich meinte, ganz normalen Tag aufgewacht war. Und dankte Gott dafür, dass Menschen nicht die Fähigkeit besitzen, in die Zukunft zu blicken.

Die Frau von der Airline war alles andere als hilfsbereit; während sie mich über ausgebuchte Flüge und Stornogebühren informierte und mich nach meiner Kreditkartennummer fragte, spürte ich, dass meine emotionalen Dämme bald brechen würden. Als sie mir endlich widerwillig einen Platz im Vier-Uhr-Flug nach Genf reserviert hatte, was bedeutete, dass ich sofort meine Siebensachen packen und ein Taxi nach Heathrow nehmen musste, starrte ich vom Bett aus die Blümchentapete so lange an, bis das Muster vor meinen Augen zu verschwimmen begann.

»Er ist fort«, flüsterte ich, »für immer. Ich werde ihn nie wieder sehen.«

Zu meiner Verwunderung bekam ich keinen Weinkrampf. Ich saß nur benommen da und wälzte praktische Fragen. Mir graute davor, meinen fünf Schwestern Bescheid zu sagen, und ich überlegte, welche ich zuerst anrufen sollte. Natürlich entschied ich mich für Tiggy, die zweitjüngste von uns sechsen, zu der ich immer die engste Beziehung gehabt hatte und die momentan in einem Zentrum für verwaistes und krankes Rotwild in den schottischen Highlands arbeitete.

Mit zitternden Fingern scrollte ich mein Telefonverzeichnis herunter und wählte ihre Nummer. Als sich ihre Mailbox meldete, bat ich sie lediglich, mich so schnell wie möglich zurückzurufen.

Und die anderen? Mir war klar, dass ihre Reaktion unterschiedlich ausfallen würde, von äußerlicher Gleichgültigkeit bis zu dramatischen Gefühlsausbrüchen.

Da ich nicht wusste, wie sehr mir selbst meine Trauer anzu-

hören wäre, wenn ich mit ihnen redete, entschied ich mich für die feige Lösung und schickte allen eine SMS mit der Bitte, sich baldmöglichst mit mir in Verbindung zu setzen. Dann packte ich hastig meine Tasche und ging die schmale Treppe zur Küche hinunter, um Jenny eine Nachricht zu hinterlassen, in der ich ihr erklärte, warum ich so überstürzt hatte aufbrechen müssen.

Anschließend verließ ich das Haus und folgte mit schnellen Schritten der halbmondförmigen, baumbestandenen Straße in Chelsea, um ein Taxi zu rufen. Wie an einem ganz normalen Tag. Ich glaube, ich sagte sogar lächelnd Hallo zu jemandem, der seinen Hund spazieren führte.

Es konnte ja auch niemand wissen, was ich gerade erfahren hatte, dachte ich, als ich in der belebten King's Road in ein Taxi stieg und den Fahrer bat, mich nach Heathrow zu bringen.

Fünf Stunden später, die Sonne stand schon tief über dem Genfer See, kam ich an unserer privaten Landestelle an, wo Christian mich in unserem schnittigen Riva-Motorboot erwartete. Seiner Miene nach zu urteilen, wusste er Bescheid.

»Wie geht es Ihnen, Mademoiselle Maia?«, erkundigte er sich voller Mitgefühl, als er mir an Bord half.

»Ich bin froh, dass ich hier bin«, antwortete ich ausweichend und nahm auf der gepolsterten cremefarbenen Lederbank am Heck Platz. Sonst saß ich, wenn wir die zwanzig Minuten nach Hause brausten, vorne bei Christian, doch heute hatte ich das Bedürfnis, hinten allein zu sein. Als Christian den starken Motor anließ, spiegelte sich die Sonne glitzernd in den Fenstern der prächtigen Häuser am Ufer des Genfer Sees. Bei diesen Fahrten hatte ich oft das Gefühl gehabt, in ein Märchenland, in eine surreale Welt, einzutauchen, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatte.

In die Welt von Pa Salt.

Als ich an den Kosenamen meines Vaters dachte, den ich als Kind erfunden hatte, spürte ich zum ersten Mal, wie meine Au-

gen feucht wurden. Er war immer gern gesegelt, und wenn er in unser Haus am See zu mir zurückkehrte, hatte er oft nach frischer Meerluft gerochen. Der Name war ihm geblieben, auch meine jüngeren Schwestern hatten ihn verwendet.

Während der warme Wind mir durch die Haare wehte, musste ich an all die Fahrten denken, die ich schon zu »Atlantis«, Pa Salts Märchenschloss, unternommen hatte. Da es auf einer Landzunge vor halbmondförmigem, steil ansteigendem, gebirgigem Terrain lag, war es vom Land nicht zu erreichen; man musste mit dem Boot hinfahren. Die nächsten Nachbarn lebten Kilometer entfernt am Seeufer, sodass »Atlantis« unser eigenes kleines Reich war, losgelöst vom Rest der Welt. Alles dort war magisch ... als führten Pa Salt und wir, seine Töchter, ein verzaubertes Leben.

Pa Salt hatte uns samt und sonders als Babys ausgewählt, in unterschiedlichen Winkeln der Erde adoptiert und nach Hause gebracht, wo wir fortan unter seinem Schutz lebten. Wir waren alle, wie Pa gern sagte, besonders und unterschiedlich ... eben *seine* Mädchen. Er hatte uns nach den Plejaden, dem Siebengestirn, seinem Lieblingssternhaufen, benannt. Und ich, Maia, war die Erste und Älteste.

Als Kind hatte ich ihn manchmal in sein mit einer Glaskuppel ausgestattetes Observatorium oben auf dem Haus begleiten dürfen. Dort hatte er mich mit seinen großen, kräftigen Händen hochgehoben, damit ich durch das Teleskop den Nachthimmel betrachten konnte.

»Da sind sie«, hatte er dann gesagt und das Teleskop für mich justiert. »Schau dir den wunderschön leuchtenden Stern an, nach dem du benannt bist, Maia.«

Und ich hatte ihn tatsächlich gesehen. Während er mir die Geschichten erzählte, die meinem eigenen und den Namen meiner Schwestern zugrunde lagen, hatte ich kaum zugehört, sondern einfach nur das Gefühl seiner Arme um meinen Körper genossen, diesen seltenen, ganz besonderen Augenblick, in dem ich ihn ganz für mich hatte.

Marina, die ich in meiner Jugend für meine Mutter gehalten hatte – ich verkürzte ihren Namen sogar auf »Ma« –, entpuppte sich irgendwann als besseres Kindermädchen, das Pa eingestellt hatte, um auf mich aufzupassen, weil er so oft verreisen musste. Doch natürlich war Marina für uns Schwestern sehr viel mehr. Sie wischte uns die Tränen aus dem Gesicht, schalt uns, wenn wir nicht anständig aßen, und steuerte uns umsichtig durch die schwierige Zeit der Pubertät.

Sie war einfach immer da. Bestimmt hätte ich Ma auch nicht mehr geliebt, wenn sie meine leibliche Mutter gewesen wäre.

In den ersten drei Jahren meiner Kindheit hatten Marina und ich allein in unserem Märchenschloss am Genfer See gelebt, während Pa Salt geschäftlich auf den sieben Weltmeeren unterwegs war. Dann waren eine nach der anderen meine Schwestern dazugekommen.

Pa hatte mir von seinen Reisen immer ein Geschenk mitgebracht. Wenn ich das Motorboot herannahen hörte, war ich über die weiten Rasenflächen und zwischen den Bäumen hindurch zur Anlegestelle gerannt, um ihn zu begrüßen. Wie jedes Kind war ich neugierig gewesen, welche Überraschungen sich in seinen Taschen verbargen. Und einmal, nachdem er mir ein fein geschnitztes Rentier aus Holz überreicht hatte, das, wie er mir versicherte, aus der Werkstatt des heiligen Nikolaus am Nordpol stammte, war eine Frau in Schwestertracht hinter ihm aufgetaucht, in den Armen ein Bündel, das sich bewegte.

»Diesmal habe ich dir ein ganz besonderes Geschenk mitgebracht, Maia. Eine Schwester.« Er hatte mich lächelnd hochgehoben. »Nun wirst du dich nicht mehr einsam fühlen, wenn ich wieder auf Reisen bin.«

Danach hatte das Leben sich verändert. Die Kinderschwester verschwand nach ein paar Wochen, und fortan kümmerte sich Marina um die Kleine. Damals begriff ich nicht, wieso dieses rotgesichtige, kreischende Ding, das oft ziemlich unangenehm roch und die Aufmerksamkeit von mir ablenkte, ein Geschenk

sein sollte. Bis Alkyone – benannt nach dem zweiten Stern des Siebengestirns – mich eines Morgens beim Frühstück von ihrem Kinderstuhl aus anlächelte.

»Sie erkennt mich«, sagte ich verwundert zu Marina, die sie fütterte.

»Natürlich, Maia. Du bist ihre große Schwester, zu der sie aufblicken kann. Es wird deine Aufgabe sein, ihr all die Dinge beizubringen, die du bereits kannst.«

Später war sie mir wie ein Schatten überallhin gefolgt, was mir einerseits gefiel, mich andererseits jedoch auch nervte.

»Maia, warte!«, forderte sie lauthals, wenn sie hinter mir her tapste.

Obwohl Ally – wie ich sie nannte – ursprünglich eher ein unwillkommener Eindringling in mein Traumreich »Atlantis« gewesen war, hätte ich mir keine liebenswertere Gefährtin wünschen können. Sie weinte selten und neigte nicht zu Jähzornsausbrüchen wie andere Kinder in ihrem Alter. Mit ihren rotgoldenen Locken und den großen blauen Augen bezauberte Ally alle Menschen, auch unseren Vater. Wenn Pa Salt von seinen langen Reisen nach Hause zurückkehrte, strahlte er bei ihrem Anblick wie bei mir nur selten. Und während ich Fremden gegenüber schüchtern und zurückhaltend war, entzückte Ally sie mit ihrer offenen, vertrauensvollen Art.

Außerdem gehörte sie zu den Kindern, denen alles leichtzufallen schien – besonders Musik und sämtliche Wassersportarten. Ich erinnere mich, wie Pa ihr das Schwimmen in unserem großen Swimmingpool beibrachte. Während ich Mühe hatte, mich über Wasser zu halten, und es hasste unterzutauchen, fühlte meine kleine Schwester sich darin ganz in ihrem Element. Und während ich sogar auf der *Titan*, Pas riesiger ozeantauglicher Jacht, manchmal schon auf dem Genfer See fast seekrank wurde, bettelte Ally ihn an, mit ihr im Laser von unserer privaten Anlegestelle hinauszufahren. Ich kauerte mich im Heck des Boots zusammen, wenn Pa und Ally es in Höchstgeschwindigkeit über das spiegel-

glatte Wasser lenkten. Diese Leidenschaft schuf eine innere Verbindung zwischen ihnen, die mir verwehrt blieb.

Obwohl Ally am Conservatoire de Musique de Genève Musik studierte und eine begabte Flötistin war, die gut und gern Berufsmusikerin hätte werden können, hatte sie sich nach dem Abschluss des Konservatoriums für eine Laufbahn als Seglerin entschieden. Sie nahm regelmäßig an Regatten teil und hatte die Schweiz schon mehrfach international vertreten.

Als Ally fast drei war, hatte Pa unsere nächste Schwester gebracht, die er nach einem weiteren Stern des Siebengestirns Asterope nannte.

»Aber wir werden ›Star‹ zu ihr sagen«, hatte Pa Marina, Ally und mir lächelnd erklärt, als wir die Kleine in ihrem Körbchen betrachteten.

Weil ich inzwischen jeden Morgen Unterricht von einem Privatlehrer erhielt, wirkte sich das Eintreffen meiner neuen Schwester weniger stark auf mich aus als das von Ally. Genau wie sechs Monate später, als sich ein zwölf Wochen altes Mädchen namens Celaeno, was Ally sofort zu CeCe abkürzte, zu uns gesellte.

Der Altersunterschied zwischen Star und CeCe betrug lediglich drei Monate, sodass die beiden einander von Anfang an sehr nahestanden. Sie waren wie Zwillinge und kommunizierten in ihrer eigenen Babysprache, von der sie einiges sogar ins Erwachsenenalter retteten. Star und CeCe lebten in ihrer eigenen kleinen Welt, und auch jetzt, da sie beide über zwanzig waren, änderte sich daran nichts. CeCe, die Jüngere der beiden, deren stämmiger Körper und nussbraune Haut in deutlichem Kontrast zu der gertenschlanken, blassen Star standen, übernahm immer die Führung.

Im folgenden Jahr traf ein weiteres kleines Mädchen ein. Taygeta – der ich ihrer kurzen dunklen Haare wegen, die wirr von ihrem winzigen Kopf abstanden wie bei dem Igel in Beatrix Potters Geschichte, den Spitznamen »Tiggy« gab.

Mit meinen sieben Jahren fühlte ich mich sofort zu Tiggy hin-



gezogen. Sie war die Zarteste von uns allen, als Kind ständig krank, jedoch schon damals durch kaum etwas zu erschüttern und anspruchslos. Als Pa wenige Monate später ein kleines Mädchen namens Elektra mit nach Hause brachte, bat die erschöpfte Marina mich gelegentlich, auf Tiggy aufzupassen, die oft an fiebrigen Kehlkopfezündungen litt. Und als schließlich Asthma diagnostiziert wurde, schob man sie nur noch selten im Kinderwagen nach draußen in die kalte Luft und den dichten Nebel des Genfer Winters.

Elektra war die jüngste der Schwestern, und obwohl ich inzwischen an Babys und ihre Bedürfnisse gewöhnt war, fand ich sie ziemlich anstrengend. Sie machte ihrem Namen alle Ehre, weil sie tatsächlich elektrisch wirkte. Ihre Stimmungen, die von einer Sekunde zur nächsten von fröhlich auf traurig wechselten und umgekehrt, führten dazu, dass unser bis dahin so ruhiges Zuhause nun von spitzen Schreien widerhallte. Ihre Jähzornanfälle bildeten die Hintergrundmusik meiner Kindheit, und auch später schwächte sich ihr feuriges Temperament nicht ab.

Ally, Tiggy und ich nannten sie insgeheim »Tricky«. Wir behandelten sie wie ein rohes Ei, weil wir keine ihrer Launen provozieren wollten. Ich muss zugeben, dass es Momente gab, in denen ich sie für die Unruhe, die sie nach »Atlantis« brachte, hasste.

Doch wenn Elektra erfuhr, dass eine von uns Probleme hatte, half sie als Erste, denn ihre Großzügigkeit war genauso stark ausgeprägt wie ihr Egoismus.

Nach Elektra warteten alle auf die siebte Schwester. Schließlich hatte Pa Salt uns nach dem Siebengestirn benannt, und ohne sie waren wir nicht vollständig. Wir wussten sogar schon ihren Namen – »Merope« – und waren gespannt, wie sie sein würde. Doch die Jahre gingen ins Land, ohne dass Pa weitere Babys nach Hause gebracht hätte.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, an dem ich mit Vater im Observatorium eine Sonnenfinsternis beobachten wollte. Ich war vierzehn Jahre alt und fast schon eine Frau. Pa Salt hat-

te mir erklärt, dass eine Sonnenfinsternis immer einen wesentlichen Augenblick für die Menschen darstellte und Veränderungen einläutete.

»Pa«, hatte ich gefragt, »bringst du uns noch irgendwann eine siebte Schwester?«

Sein starker, schützender Körper war plötzlich erstarrt, als würde das Gewicht der Welt auf seinen Schultern lasten. Obwohl er sich nicht zu mir umdrehte, weil er damit beschäftigt war, das Teleskop auszurichten, merkte ich, dass ich ihn aus der Fassung gebracht hatte.

»Nein, Maia. Leider konnte ich sie nicht finden.«

Als die dichte Fichtenhecke, die unser Anwesen vor neugierigen Blicken schützte, in Sicht kam und ich Marina auf der Anlegestelle warten sah, wurde mir endgültig bewusst, wie schrecklich der Verlust von Pa war.

Des Weiteren wurde mir klar, dass der Mann, der dieses Reich für uns Prinzessinnen geschaffen hatte, den Zauber nun nicht mehr aufrechterhalten konnte.

## II

Marina legte mir tröstend die Arme um die Schultern, als ich vom Boot auf die Anlegestelle kletterte. Dann gingen wir schweigend zwischen den Bäumen hindurch und über die weiten, ansteigenden Rasenflächen zum Haus. Im Juni, wenn in den kunstvoll angelegten Gärten alles blühte und die Bewohner dazu verführte, verborgene Pfade und geheime Grotten zu erkunden, war es hier am schönsten.

Das Gebäude selbst, im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert im Louis-quinze-Stil erbaut, vermittelte den Eindruck von Eleganz und Größe. Es hatte drei Stockwerke, deren massige roséfarbene Mauern von hohen Fenstern durchbrochen und von einem steilen roten Dach mit Türmen an jeder Ecke gekrönt wurden. Im Innern war es mit allem modernen Luxus sowie mit hochflorigen Teppichen und behaglichen, dick gepolsterten Sofas ausgestattet. Wir Mädchen und Marina schliefen im obersten Stockwerk, von wo aus man über die Baumwipfel einen atemberaubenden Blick auf den See hatte.

Mir fiel auf, wie erschöpft Marina wirkte. Sie hatte dunkle Ringe unter den freundlichen braunen Augen, und um ihren sonst so oft lächelnden Mund lag ein angespannter Zug. Sie musste mittlerweile Mitte sechzig sein, was man ihr allerdings nicht ansah. Mit ihren markanten Zügen, ihrer Körpergröße und der stets makellosen Kleidung war sie eine attraktive Frau; ihre angeborene Eleganz verriet ihre französische Herkunft. Ich erinnerte mich, dass sie die seidigen dunklen Haare in meiner Kindheit und Jugend offen getragen hatte, nun hingegen schlang sie sie im Nacken zu einem Knoten.

Mir gingen tausend Fragen durch den Kopf, von denen ich eine sofort beantwortet wissen wollte.

»Warum hast du mich nicht gleich informiert, als Pa den Herzinfarkt hatte?«, erkundigte ich mich, als wir das Haus und das Wohnzimmer mit der hohen Decke betraten, von dem aus die große geflieste Terrasse mit Pflanztrögen voll roter und gelber Kapuzinerkresse zu sehen war.

»Maia, glaube mir, ich habe ihn angefleht, es dir und euch allen sagen zu dürfen, aber meine Bitte hat ihm solchen Kummer bereitet, dass ich ihm lieber seinen Willen gelassen habe.«

Mir war klar, dass ihr die Hände gebunden gewesen waren. Er war der König und Marina bestenfalls seine loyale Hofdame, schlimmstenfalls jedoch seine Bedienstete, die seine Anordnungen befolgen musste.

»Ma, wo ist er jetzt?«, fragte ich. »Oben in seinem Zimmer? Soll ich zu ihm raufgehen?«

»Nein, *chérie*, er ist nicht oben. Möchtest du einen Tee, bevor ich dir mehr erzähle?«

»Offen gestanden wäre mir ein starker Gin Tonic lieber«, antwortete ich und sank auf eines der riesigen Sofas.

»Ich bitte Claudia, ihn dir zu machen. Angesichts der Umstände werde ich mich dir ausnahmsweise anschließen.«

Ich sah Marina nach, wie sie den Raum auf der Suche nach unserer Haushälterin Claudia verließ, die genauso lange wie Marina in »Atlantis« war, aus Deutschland stammte und hinter deren mürrischer Miene sich ein Herz aus Gold verbarg. Wie wir alle hatte sie Pa Salt verehrt. Ich fragte mich, was nun, da Pa nicht mehr da war, aus ihr, Marina und »Atlantis« werden würde.

Was das bedeutete, war noch immer nicht richtig bei mir angekommen, denn Pa war immer »nicht da«, ständig auf Achse, zu irgendwelchen Projekten unterwegs, und Personal und Familie wussten nicht, womit er sich seinen Lebensunterhalt verdiente. Einmal hatte ich ihn danach gefragt, weil meine Freundin Jen-

ny, die die Schulferien bei uns verbrachte, von unserem feudalen Lebensstil beeindruckt gewesen war.

»Dein Vater muss fabelhaft reich sein«, hatte sie voller Ehrfurcht bemerkt, als wir auf dem Flughafen La Môle bei Saint-Tropez aus Pas Privatjet gestiegen waren. Der Chauffeur hatte auf dem Rollfeld gewartet, um uns zum Hafen zu bringen, wo wir an Bord der *Titan*, unserer prächtigen Jacht, gehen und unsere alljährliche Kreuzfahrt durchs Mittelmeer beginnen sollten.

Da ich kein anderes Leben kannte, war es mir nie ungewöhnlich vorgekommen. Wir Mädchen waren anfangs alle von einem Privatlehrer zu Hause unterrichtet worden, und erst mit dreizehn im Internat wurde mir klar, wie sehr sich unser Leben von dem anderer Jugendlicher unterschied.

Einmal hatte ich Pa gefragt, was genau er tue, um uns all den Luxus ermöglichen zu können.

Er hatte mich mit einem für ihn typischen geheimnisvollen Blick bedacht und gelächelt. »Ich bin so etwas wie ein Zauberer.«

Was mir, wie von ihm beabsichtigt, nichts verriet.

Später hatte ich gemerkt, dass Pa Salt in der Tat ein Meister der Illusion und nichts so war, wie es auf den ersten Blick erschien.

Als Marina mit zwei Gin Tonics ins Wohnzimmer zurückkehrte, wurde mir klar, dass ich mit dreiunddreißig Jahren keine Ahnung hatte, wer mein Vater außerhalb der Welt von »Atlantis« gewesen war. Und ich fragte mich, ob ich es nun endlich herausfinden würde.

»Da wären wir«, sagte Marina und gab mir ein Glas. »Auf deinen Vater.« Sie hob das ihre. »Gott hab ihn selig.«

»Ja, auf Pa Salt. Möge er in Frieden ruhen.«

Marina trank einen großen Schluck, bevor sie das Glas auf den Tisch stellte und meine Hand mit besorgter Miene in die ihre nahm. »Maia, ich muss dir etwas sagen.«

»Was?«

»Du hast mich vorhin gefragt, ob dein Vater noch im Haus ist.

Nein, er ist bereits zur letzten Ruhe gebettet. Es war sein Wunsch, dass das sofort geschehen und keines von euch Mädchen anwesend sein sollte.«

Ich sah sie an, als hätte sie den Verstand verloren. »Ma, du hast mir doch erst vor ein paar Stunden gesagt, dass er heute in den frühen Morgenstunden gestorben ist! Wie konnte die Beisetzung so schnell organisiert werden? Und *warum*?«

»Dein Vater hat darauf bestanden, dass er sofort nach seinem Tod mit dem Jet zur Jacht geflogen wird, wo man ihn in einen Bleisarg legen sollte, der offenbar schon viele Jahre auf der *Titan* bereitstand. Und mit der Jacht sollte er auf die offene See hinausgebracht werden. Angesichts seiner Liebe zum Wasser wundert es mich nicht, dass er sich eine Seebestattung gewünscht hat. Seinen Töchtern wollte er den Kummer ersparen, sie mit ansehen zu müssen.«

Ich stöhnte entsetzt auf. »Er hätte sich doch denken können, dass wir uns alle von ihm verabschieden wollen. Wie konnte er das tun? Was soll ich nun den andern sagen?«

»*Chérie*, du und ich, wir leben am längsten in diesem Haus, und wir wissen beide, dass dein Vater immer einsame Entscheidungen getroffen hat. Er wollte wohl genau so beigesetzt werden, wie er gelebt hat, nämlich im Stillen«, seufzte sie.

»Und alles unter Kontrolle haben«, fügte ich ein wenig verärgert hinzu. »Mir kommt es fast so vor, als hätte er den Menschen, die ihn liebten, nicht zugetraut, das Richtige für ihn zu tun.«

»Egal. Ich kann nur hoffen, dass ihr euch immer an den liebevollen Vater erinnern werdet, der er war. Eines weiß ich jedenfalls sicher: Ihr Mädchen wart sein Ein und Alles.«

»Doch wer von uns kannte ihn schon wirklich?«, fragte ich frustriert. »Hat ein Arzt seinen Tod offiziell festgestellt? Hast du eine Todesbescheinigung? Kann ich die sehen?«

»Der Arzt hat sich bei mir nach seinen persönlichen Daten, dem Ort und Jahr seiner Geburt, erkundigt. Ich habe ihm gesagt, dass ich nur seine Angestellte war und über diese Dinge kei-

ne klare Auskunft geben kann. Am Ende habe ich ihn an Georg Hoffman, den Anwalt, verwiesen, der alle juristischen Dinge für deinen Vater regelt.«

»Aber *warum* hat er aus allem ein solches Geheimnis gemacht, Ma? Während des Flugs ist mir bewusst geworden, dass ich mich an keine Freunde erinnern kann, die er nach ›Atlantis‹ mitgebracht hat. Auf der Jacht war er hin und wieder mit einem Geschäftspartner in seinem Arbeitszimmer, doch richtige Einladungen hat er nie gegeben.«

»Er wollte Familien- und Geschäftsleben getrennt halten und sich zu Hause voll und ganz auf seine Töchter konzentrieren.«

»Auf die Töchter, die er adoptiert und aus allen Teilen der Welt hierhergebracht hat. Warum, Ma, warum?«

Marinas Blick verriet mir nichts.

»Als Kind akzeptiert man sein Leben, wie es ist«, fuhr ich fort. »Doch wir wissen beide, dass es äußerst ungewöhnlich, wenn nicht sogar merkwürdig ist, wenn ein alleinstehender Mann mittleren Alters sechs Mädchen im Babyalter adoptiert und in die Schweiz bringt, um sie aufzuziehen.«

»Dein Vater war eben ein ungewöhnlicher Mensch. Dass er bedürftigen Waisenkindern die Chance auf ein besseres Leben gegeben hat, ist doch nichts Schlechtes, oder? Viele Reiche adoptieren Kinder, wenn sie keine eigenen haben.«

»Aber normalerweise sind sie verheiratet. Ma, weißt du, ob Pa jemals eine Freundin hatte? Jemanden, den er liebte? Ich habe ihn in dreiunddreißig Jahren niemals in Gesellschaft einer Frau gesehen.«

»*Chérie*, ich kann verstehen, dass dir nun, da dein Vater nicht mehr unter uns weilt, viele Fragen durch den Kopf gehen, die du ihm gern gestellt hättest, aber ich kann dir nicht helfen. Außerdem ist jetzt auch nicht der geeignete Moment«, fügte Marina sanft hinzu. »Wir sollten uns lieber an das erinnern, was er für jede Einzelne von uns war, und ihn als den liebevollen Menschen im Gedächtnis behalten, als den wir ihn hier in ›Atlantis‹

kannten. Dein Vater war über achtzig und hatte ein langes und erfülltes Leben hinter sich.«

»Noch vor drei Wochen war er mit dem Laser draußen auf dem See und ist auf dem Boot herumgelaufen wie ein junger Mann. Ich kann nicht glauben, dass er sterbenskrank war.«

»Zum Glück ist er nicht wie viele andere seines Alters einen langsamen, qualvollen Tod gestorben. Ich empfinde es als Segen, dass du und die anderen Mädchen ihn als einen sportlichen, gesunden Mann in Erinnerung behalten werdet. Bestimmt hätte er sich genau das gewünscht.«

»Hat er am Ende leiden müssen?«, fragte ich vorsichtig, obwohl ich wusste, dass Marina mir das niemals verraten würde.

»Nein. Er wusste, was kommen würde, und ich denke, er hatte seinen Frieden mit Gott gemacht. Ich glaube sogar, dass er froh über das Ende war.«

»Wie um Himmels willen soll ich es den andern beibringen, dass Vater nicht mehr ist? Und dass es nicht einmal einen Leichnam gibt, den wir beisetzen können? Sie werden genau wie ich das Gefühl haben, dass er sich einfach in Luft aufgelöst hat.«

»Das hat euer Vater vor seinem Tod bedacht. Sein Anwalt Georg Hoffman hat sich heute mit mir in Verbindung gesetzt. Ich versichere dir, dass jede von euch die Chance bekommen wird, sich von ihm zu verabschieden.«

»Sogar im Tod hat Pa alles unter Kontrolle«, sagte ich seufzend. »Ich hab den fünfen auf die Mailbox gesprochen, aber noch von keiner eine Antwort erhalten.«

»Georg Hoffman wird sich auf den Weg hierher machen, sobald alle da sind. Bitte, Maia, frag mich nicht, was er euch sagen wird, denn ich habe keine Ahnung. Ich habe Claudia gebeten, Suppe zu kochen. Wahrscheinlich hast du seit heute Morgen nichts gegessen. Möchtest du sie zum Pavillon mitnehmen oder die Nacht lieber hier im Haus verbringen?«

»Ich esse die Suppe hier und gehe dann, wenn es dir nichts ausmacht, hinüber. Ich will allein sein.«



»Natürlich.« Marina umarmte mich. »Ich kann mir denken, was für ein furchtbarer Schock das für dich gewesen sein muss. Es tut mir leid, dass du wieder einmal die Last der Verantwortung für euch alle tragen musst, aber er hat mich gebeten, dich als Erste zu benachrichtigen. Vielleicht tröstet dich das. Soll ich Claudia jetzt bitten, die Suppe warm zu machen? Ich glaube, wir könnten beide etwas zu essen vertragen.«

Nach dem Essen sagte ich der erschöpften Marina, dass sie schlafen gehen könne, und gab ihr einen Gutenachtkuss. Bevor ich das Haus verließ, warf ich im obersten Stockwerk einen Blick in die Zimmer meiner Schwestern. Sie sahen alle genau so aus, wie sie sie verlassen hatten, und spiegelten ihre jeweiligen Persönlichkeiten. Wenn sie hierher zurückkehrten wie Vögel ins Nest, schien sie wie ich nichts verändern zu wollen.

Ich öffnete die Tür zu meinem alten Zimmer, trat an das Regal, in dem ich meine wertvollsten Kindheitsschätze aufbewahrte, und nahm eine alte Porzellanpuppe in die Hand, die Pa mir geschenkt hatte, als ich klein war. Wie immer hatte er eine märchenhafte Geschichte darum gesponnen, nämlich dass die Puppe einmal einer jungen russischen Gräfin gehört und sich in ihrem kalten Moskauer Palast einsam gefühlt habe, als ihre Herrin erwachsen geworden sei und sie vergessen habe. Und er hatte mir gesagt, dass sie Leonora heiße und eine neue liebevolle Besitzerin suche.

Ich setzte die Puppe ins Regal zurück und holte die Schachtel heraus, in der sich Pas Geschenk zu meinem sechzehnten Geburtstag befand, eine Kette.

»Das ist ein Mondstein, Maia«, hatte er mir erklärt, als ich den bläulich schimmernden und mit winzigen Brillanten eingefassten Stein betrachtete. »Er ist älter als ich und hat eine sehr interessante Geschichte. Vielleicht erzähle ich sie dir eines Tages. Momentan erscheint dir die Kette wahrscheinlich noch ein wenig zu erwachsen, aber eines Tages wird sie dir, glaube ich, sehr gut stehen.«

Pa hatte recht gehabt. Seinerzeit hatten mir wie meinen Schulfreundinnen billige Silberreifen und große Kreuze an Lederbändern gefallen. Den Mondstein hatte ich nie getragen.

Doch nun würde ich ihn anlegen.

Ich trat an den Spiegel, schloss den winzigen Verschluss des zarten Goldkettchens und betrachtete es. Vielleicht bildete ich mir das nur ein, aber der Stein schien auf meiner Haut zu leuchten. Als ich zum Fenster ging, um auf die blinkenden Lichter des Genfer Sees hinauszublicken, berührten meine Finger ihn unwillkürlich.

»Ruhe in Frieden, geliebter Pa Salt«, flüsterte ich.

Bevor mich Erinnerungen an die Kindheit überkommen konnten, verließ ich hastig das Zimmer, das ich früher bewohnt hatte, und lief aus dem Haus und über den schmalen Pfad zu meinem jetzigen Domizil in etwa zweihundert Meter Entfernung.

Die vordere Tür zum Pavillon war nie verschlossen; angesichts der Hightechsicherung des gesamten Anwesens war es unwahrscheinlich, dass sich jemand mit meinen wenigen Habseligkeiten davonmachen würde.

Als ich den Pavillon betrat, sah ich, dass Claudia die Lampen im Wohnbereich für mich eingeschaltet hatte. Ich sank niedergeschlagen aufs Sofa.

Als einzige der Schwestern war ich niemals flügge geworden.

### III

Als mein Handy um zwei Uhr morgens klingelte, lag ich noch wach und grübelte darüber nach, warum ich nicht in der Lage war, über Pas Tod zu weinen. Beim Anblick von Tiggys Nummer auf dem Display bekam ich ein flaues Gefühl im Magen.

»Hallo?«

»Maia, tut mir leid, dass ich so spät anrufe, aber ich hab deine Nachricht gerade erst gekriegt. Wir haben hier kein zuverlässiges Signal. Du hörst dich nicht gut an. Was ist los?«

Der Klang von Tiggys geliebter Stimme taute die Ränder des Eisbrockens auf, zu dem mein Herz geworden zu sein schien.

»Bei mir ist alles in Ordnung, aber ...«

»Pa Salt?«

»Ja«, presste ich hervor. »Woher weißt du das?«

»Heute Morgen hatte ich im Moor bei der Suche nach einem jungen Reh, das wir vor ein paar Wochen markiert haben, plötzlich ein merkwürdiges Gefühl. Als ich es tot gefunden habe, musste ich an Pa denken. Ist er ...?«

»Tiggy, er ist heute gestorben. Nein, inzwischen gestern«, korrigierte ich mich.

»Wie bitte? Was ist passiert? War's ein Segelunfall? Ich hab ihm erst neulich gesagt, dass er mit dem Laser nicht mehr allein rausfahren soll.«

»Nein, er hatte hier im Haus einen Herzinfarkt.«

»Warst du bei ihm? Musste er leiden?« Tiggy brach die Stimme. »Den Gedanken könnte ich nicht ertragen.«

»Nein, Tiggy, ich war ein paar Tage bei meiner Freundin Jenny in London.« Ich holte Luft. »Pa hatte mich dazu überredet.

Er meinte, es würde mir guttun, mal ein bisschen von ›Atlantis‹ wegzukommen.«

»Oje, wie schrecklich für dich, Maia. Du bist so selten fort, und wenn du dann tatsächlich mal wegfährst ...«

»Ja, genau.«

»Glaubst du, er hat es gehaut und wollte dir den Kummer ersparen?«

Tiggy sprach den Gedanken aus, der mir in den vergangenen Stunden durch den Kopf gegangen war.

»Nein, das war wohl Schicksal. Mach dir mal keine Sorgen um mich, mir ist eher mulmig wegen dir. Alles in Ordnung? Ich wünschte, ich wäre bei dir und könnte dich in den Arm nehmen.«

»Ehrlich gesagt weiß ich gar nicht so richtig, was ich empfinde, weil alles noch ein bisschen unwirklich ist. Vielleicht ändert sich das, wenn ich nach Hause komme. Ich versuche, für morgen einen Platz in einem Flieger zu ergattern. Hast du es den andern schon gesagt?«

»Ich habe ihnen Nachrichten hinterlassen und sie gebeten, mich sofort zurückzurufen.«

»Ich bin so schnell wie möglich bei dir, Maia, und helfe dir. Vermutlich gibt es viel zu tun wegen der Beerdigung.«

Ich schaffte es nicht, ihr zu sagen, dass unser Vater bereits in seinem feuchten Grab ruhte. »Ich bin froh, wenn du kommst. Aber versuch jetzt zu schlafen, Tiggy. Und falls du jemanden zum Reden brauchst: Ich bin da.«

»Danke.« Sie war den Tränen nahe, das hörte ich. »Maia, du weißt, dass er nicht ganz von uns gegangen ist. Die Seele verschwindet nicht, sie bewegt sich einfach auf eine andere Ebene.«

»Das hoffe ich. Gute Nacht, Tiggy.«

»Halt die Ohren steif, Maia. Wir sehen uns morgen.«

Nachdem ich das Gespräch beendet hatte, sank ich erschöpft aufs Bett zurück. Ich hätte mir gewünscht, Tiggys Glauben an das Weiterleben der Seele zu teilen. Doch leider fiel mir kein

einzigster karmischer Grund ein, warum Pa Salt die Erde verlassen haben sollte.

Möglicherweise hatte ich früher einmal tatsächlich geglaubt, dass es einen Gott gibt oder zumindest eine Macht, die das Verständnis des Menschen übersteigt. Doch irgendwann war mir dieser Trost abhandengekommen.

Und ich wusste sogar, wann das geschehen war.

Wenn ich nur lernen könnte, wieder etwas zu *empfinden*, statt nur wie ein Roboter zu funktionieren!, dachte ich. Dann wäre viel gewonnen. Dass ich nicht mit den angemessenen Gefühlen auf Pas Tod reagieren konnte, zeigte mir deutlich meine Probleme.

Immerhin schien ich nach wie vor andere trösten zu können. Alle meine Schwestern betrachteten mich als ihren Fels in der Brandung, denn ich war die pragmatische, vernünftige Maia, »die Starke«, wie Marina es ausdrückte.

Doch tief in meinem Innern wusste ich, dass ich mehr Angst hatte als sie. Während meine Schwestern flügel geworden und hinaus in die Welt gegangen waren, hatte ich mich hinter der Ausrede in »Atlantis« verschanzt, dass Pa mich im Alter brauchen würde. Dabei war mir mein Beruf zupassgekommen, der weder Gesellschaft noch Ortswechsel erforderte.

Und Ironie des Schicksals: Trotz der Leere in meinem Privatleben bewegte ich mich in fiktionalen, oft romantischen Welten, wenn ich Romane vom Russischen oder Portugiesischen in meine Muttersprache, das Französische, übersetzte.

Pa war meine Gabe, wie ein Papagei die Sprachen, in denen er mit mir redete, nachzuahmen, als Erstem aufgefallen. Und er hatte Freude daran gehabt, von der einen in die andere zu wechseln, um herauszufinden, ob ich ihm folgen konnte. Mit zwölf Jahren beherrschte ich bereits Französisch, Deutsch und Englisch und verstand Latein, Griechisch, Russisch, Italienisch und Portugiesisch.

Sprachen waren meine Leidenschaft, eine fortwährende Herausforderung, weil ich mich darin immer weiter verbessern

konnte, egal, wie gut ich bereits war. Sie faszinierten mich sowohl in der geschriebenen als auch in der gesprochenen Form. Als dann der Moment gekommen war, meine Studienfächer zu wählen, hatte ich nicht lange überlegen müssen.

Ich hatte Pa nur gefragt, auf welche Sprachen ich mich konzentrieren sollte.

»Natürlich ist es deine Entscheidung, Maia, aber vielleicht solltest du die nehmen, die du im Moment am wenigsten gut beherrschst, weil du dann an der Uni drei oder vier Jahre Zeit hast, daran zu arbeiten«, hatte er geantwortet.

»Ich weiß es nicht, Pa«, hatte ich geseufzt. »Sie liegen mir alle am Herzen. Deswegen frage ich dich.«

»Gehen wir das Problem rational an. In den kommenden dreißig Jahren wird sich die globale Ökonomie drastisch verändern. Deshalb würde ich, wenn ich du wäre und bereits drei der großen westlichen Sprachen beherrschte, versuchen, meinen Horizont zu erweitern und mich in der Welt umsehen.«

»Du meinst in Ländern wie China oder Russland?«

»Ja, und Indien und Brasilien. In Gebieten mit riesigen Rohstoffvorräten und faszinierender Kultur.«

»Russisch und Portugiesisch haben mir großen Spaß gemacht. Portugiesisch ist eine sehr ...«, ich hatte nach dem passenden Wort gesucht, »... ausdrucksstarke Sprache.«

»Siehst du.« Pa hatte erfreut gelächelt. »Warum studierst du nicht beide Sprachen? Bei deiner Begabung schaffst du das spielend. Maia, ich verspreche dir: Wenn du eine oder sogar alle zwei beherrschst, steht dir vieles offen. Noch erkennen nur wenige Menschen, was sich in der Zukunft tun wird. Die Welt ist dabei, sich zu verändern, und du wirst an vorderster Front stehen.«

Ich tappte mit trockenem Mund in die Küche, um mir ein Glas Wasser zu holen. Dabei musste ich an Pas Hoffnung denken, dass ich mit meiner Sprachbegabung selbstbewusst in die neue Zeit

aufbrechen würde. Auch ich hatte das gehofft, weil ich mir nichts sehnlicher wünschte, als ihn stolz auf mich zu machen.

Doch wie so viele Menschen hatte auch mich das Leben von meinem geplanten Weg abgebracht. Statt mich in die weite Welt hinauszukatapultieren, erlaubten meine Fähigkeiten es mir, einfach in meinem Zuhause der Kindheit zu bleiben.

Meine Schwestern neckten mich wegen meines Einsiedlerdaseins, wenn sie von irgendwoher hereinflatterten, und erklärten mir, dass ich aufpassen müsse, keine alte Jungfer zu werden, denn wie sollte ich jemals jemanden kennenlernen, wenn ich mich weigerte, »Atlantis« zu verlassen?

»Du bist so schön, Maia, aber du bleibst hier und nutzt diese Schönheit nicht«, hatte Ally bei unserem letzten Treffen gemeint.

Tatsächlich war mein Äußeres auffällig, das spiegelte sich in den Beinamen, die wir Schwestern seit der Kindheit aufgrund unserer Persönlichkeiten trugen:

*Maia, die Schöne; Ally, die Anführerin; Star, die Friedensstifterin; CeCe, die Pragmatikerin; Tiggy, die Fürsorgliche; Elektra, die Temperamentvolle.*

Die Frage war nur, ob die Gaben, die wir mitbekommen hatten, uns Erfolg und Zufriedenheit bringen würden.

Einige meiner Schwestern waren noch zu jung und hatten zu wenig Lebenserfahrung, um das beurteilen zu können. Ich selbst wusste jedoch, dass meine Schönheit mir die schmerzlichste Erfahrung meines Lebens beschert hatte, weil ich zu naiv gewesen war, die Macht zu begreifen, die sie mir verlieh. Was dazu geführt hatte, dass ich sie und mich jetzt versteckte.

Pa hatte mich in letzter Zeit, wenn er mich im Pavillon besuchte, oft gefragt, ob ich glücklich sei.

»Natürlich«, hatte ich jedes Mal geantwortet, weil es keinen Grund gab, es nicht zu sein. Ich lebte in unmittelbarer Nähe zweier Menschen, die mich liebten. Und auf den ersten Blick stand mir die Welt tatsächlich offen. Ich hatte keinerlei Verpflichtungen oder Verantwortung ...

Obwohl ich mich danach sehnte.

Schmunzelnd erinnerte ich mich, wie Pa mich zwei Wochen zuvor ermutigt hatte, meine Schulfreundin Jenny in London zu besuchen. Weil ich mein ganzes Erwachsenenendasein das Gefühl gehabt hatte, ihn zu enttäuschen, war ich auf seinen Vorschlag eingegangen. Denn selbst wenn ich nie wirklich »normal« sein konnte, hoffte ich, dass er mich dafür halten würde, wenn ich seinem Wunsch entsprach.

So war ich also nach London gefahren ... und hatte nun feststellen müssen, dass er »Atlantis« ebenfalls den Rücken gekehrt hatte. Für immer.

Inzwischen war es vier Uhr morgens. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und legte mich ins Bett, um endlich zu schlafen. Aber als mir klar wurde, dass ich Pa nun nicht mehr als Ausrede für mein Einsiedlerleben vorschieben konnte, begann mein Puls zu rasen. Möglicherweise würde »Atlantis« verkauft werden. Mir – und soweit ich wusste, auch meinen Schwestern – gegenüber hatte Pa niemals erwähnt, was nach seinem Tod geschehen würde.

Noch bis ein paar Stunden zuvor war Pa Salt allmächtig und allgegenwärtig gewesen, eine Naturgewalt, die uns sicher im Griff hatte.

Pa hatte uns gern seine »goldenen Äpfel« genannt, reif und rund, die nur darauf warteten, gepflückt zu werden. Doch nun hatte jemand den Ast geschüttelt, und wir waren alle auf den Boden gefallen, ohne dass jemand uns aufgefangen hätte.

Als es an der Tür zum Pavillon klopfte, fuhr ich, benommen von der Schlaftablette, die ich schließlich im Morgengrauen genommen hatte, hoch. Die Uhr im Flur sagte mir, dass es bereits nach elf war.

Vor der Tür stand mit besorgter Miene Marina. »Guten Morgen, Maia. Ich habe versucht, dich über Festnetz und Handy zu erreichen, aber du bist nicht rangegangen. Deswegen wollte ich nachsehen, ob alles in Ordnung ist.«



»Sorry, ich hab eine Schlaftablette genommen und nichts gehört. Komm doch rein«, sagte ich verlegen.

»Werd erst mal richtig wach. Und könntest du, wenn du geduscht und angezogen bist, rüber ins Haus kommen? Tiggy hat angerufen. Wir können sie heute so gegen fünf erwarten. Sie hat Star, CeCe und Elektra erreicht, die ebenfalls auf dem Weg hierher sind. Hast du schon was von Ally gehört?«

»Ich muss auf meinem Handy nachschauen. Wenn nicht, ruf ich sie noch mal an.«

»Bist du okay? Du siehst nicht gut aus, Maia.«

»Doch, danke, Ma. Ich komm dann später rüber.«

Ich schloss die Haustür, ging ins Bad und wusch mir mit kaltem Wasser das Gesicht, um vollends wach zu werden. Als ich mich im Spiegel betrachtete, wurde mir klar, warum Marina mich gefragt hatte, ob ich okay sei. Über Nacht hatten sich Fältchen um meine Augen eingegraben, und darunter befanden sich tiefe dunkle Ringe. Die sonst glänzenden dunkelbraunen Haare hingen schlaff und fettig herunter. Und meine Haut, die normalerweise makellos honigbraun war und kaum Make-up benötigte, wirkte aufgedunsen und blass.

»Im Moment bin ich nicht gerade die Schönheit der Familie«, murmelte ich meinem Spiegelbild zu, bevor ich in den zerwühlten Laken nach meinem Handy suchte. Als ich es schließlich unter der Bettdecke fand, sah ich, dass acht Anrufe in Abwesenheit eingegangen waren. Ich hörte die Stimmen meiner Schwestern, die alle ungläubig und schockiert klangen. Die einzige, die nach wie vor nicht reagiert hatte, war Ally. Ich sprach ihr noch einmal auf die Mailbox und bat sie, sich so schnell wie möglich mit mir in Verbindung zu setzen.

Im Haus lüfteten Marina und Claudia die Zimmer meiner Schwestern und wechselten das Bettzeug. Marina wirkte trotz ihrer Trauer über den Verlust von Pa glücklich darüber, dass ihre Mädchen zu ihr zurückkehrten, denn inzwischen war es ein seltenes Ereignis, wenn wir alle zusammenkamen. Das letzte Mal

war das im Juli geschehen, elf Monate zuvor, auf Pas Jacht, vor der griechischen Küste. An Weihnachten waren nur vier von uns zu Hause gewesen, da Star und CeCe sich im Fernen Osten aufhielten.

»Ich habe Christian mit dem Boot losgeschickt, die bestellten Lebensmittel holen«, erklärte Marina mir, als ich ihr nach unten folgte. »Das Essen hat sich zu einer schwierigen Sache entwickelt. Tiggy ist Veganerin, und der Himmel allein weiß, welche schicke Diät Elektra wieder macht«, brummte sie. Ein Teil von ihr hatte bestimmt Freude an dem Chaos, weil es sie an die Zeit erinnerte, in der wir sie alle noch gebraucht hatten. »Claudia backt schon seit Stunden. Und ich hab mir gedacht, wir machen heute Abend einfach nur Pasta und Salat. Das mögt ihr alle.«

»Weißt du, wann Elektra kommt?«, fragte ich, als wir die Küche erreichten, wo der köstliche Geruch von Claudias Kuchen mich an meine Kindheit erinnerte.

»Wahrscheinlich erst in den frühen Morgenstunden. Sie hat einen Platz in einer Maschine von L. A. nach Paris ergattert, und von dort aus fliegt sie nach Genf.«

»Wie hat sie geklungen?«

»Sie hat geweint«, antwortete Marina. »Hysterisch.«

»Und Star und CeCe?«

»Wie üblich hat CeCe das Heft in die Hand genommen. Mit Star habe ich gar nicht gesprochen. CeCe klang ziemlich durch den Wind, die Arme. Sie sind erst vor zehn Tagen aus Vietnam zurückgekommen. Nimm dir frisches Brot, Maia. Bestimmt hast du heute noch nichts gegessen.« Sie gab mir eine mit Butter und Orangenmarmelade bestrichene Scheibe.

»Danke. Keine Ahnung, wie sie das verarbeiten«, murmelte ich und biss von dem Brot ab.

»Sie werden alle auf ihre jeweilige Art reagieren«, meinte Marina weise.

»Sie glauben, dass sie zu Pas Beisetzung nach Hause kommen«, bemerkte ich seufzend. »Trotz des Kummers wäre sie

eine Art Abschluss gewesen, ein Moment, in dem wir sein Leben feiern, ihn zur letzten Ruhe betten und anschließend einen Neuanfang hätten wagen können. Doch jetzt werden sie nur feststellen, dass ihr Vater weg ist.«

»Tja, Maia, so ist es nun mal.«

»Gibt es keine Freunde oder Geschäftspartner, die wir informieren sollten?«

»Das übernimmt Georg Hoffman. Er hat sich heute Morgen noch einmal erkundigt, wann alle hier sein würden. Ich habe ihm versprochen, ihm Bescheid zu geben, sobald es uns gelungen wäre, Kontakt zu Ally aufzunehmen. Vielleicht kann er Licht in die rätselhaften Gedankengänge eures Vaters bringen.«

»Falls das überhaupt jemand kann.«

»Darf ich dich jetzt allein lassen? Ich muss vor der Ankunft deiner Schwestern noch tausend Sachen erledigen.«

»Natürlich. Danke, Ma. Ich wüsste nicht, was wir alle ohne dich tun würden.«

»Und ich nicht, was ich ohne euch machen würde«, entgegnete sie, tätschelte meine Schulter und verließ die Küche.

## IV

Kurz nach fünf Uhr nachmittags, nachdem ich ziellos im Garten herumgeschlendert war und dann versucht hatte, mich auf meine Übersetzung zu konzentrieren, um mich von Gedanken an Pas Tod abzulenken, hörte ich, wie das Motorboot anlegte. Erleichtert darüber, dass Tiggy endlich da war und ich nun mit meiner Grübelei wenigstens nicht mehr allein wäre, rannte ich hinunter, um sie zu begrüßen.

Ich beobachtete, wie sie anmutig aus dem Boot stieg. Pa hatte ihr, als sie klein war, geraten, Ballettunterricht zu nehmen, denn Tiggy ging nicht, sie schwebte. Die Bewegungen ihres schlanken, geschmeidigen Körpers wirkten so leicht, als würden ihre Füße den Boden überhaupt nicht berühren, und ihre großen sanften Augen und die dichten Wimpern, die ihr herzförmiges Gesicht beherrschten, verliehen ihr etwas Entrücktes. Plötzlich fiel mir ihre Ähnlichkeit mit den jungen Rehen, um die sie sich so aufopfernd kümmerte, auf.

»Maia, Liebes«, begrüßte sie mich und streckte die Arme nach mir aus.

Wir standen eine Weile stumm da. Als sie sich von mir löste, sah ich, dass sie Tränen in den Augen hatte.

»Wie geht es dir?«, erkundigte sie sich.

»Ich bin erschüttert und irgendwie benommen ... und dir?«

»Ähnlich. Ich hab's noch gar nicht richtig begriffen«, antwortete sie, als wir, die Arme umeinander geschlungen, zum Haus gingen.

Auf der Terrasse blieb Tiggy unvermittelt stehen.

»Ist Pa ...?« Sie deutete aufs Haus. »Wenn ja, brauche ich ein paar Minuten, um mich innerlich vorzubereiten.«

»Nein, Tiggy, er ist nicht mehr im Haus.«

»Ach. Sie haben ihn schon ...« Sie verstummte.

»Lass uns reingehen und Tee trinken, dann erklär ich dir alles.«

»Ich habe versucht, ihn zu spüren, ich meine, seine Seele«, seufzte Tiggy. »Aber da war nichts, einfach nichts.«

»Vielleicht ist es noch zu früh«, versuchte ich sie zu trösten.

»Ich spüre auch nichts«, fügte ich hinzu, als wir die Küche betraten.

Claudia wandte sich von der Spüle aus Tiggy, die wohl immer ihr Liebling gewesen war, mit einem mitfühlenden Blick zu.

»Ist das nicht schrecklich?«, fragte Tiggy, trat zu der Haushälterin und drückte sie. Sie war die Einzige von uns, die sich traute, Claudia körperlich so nahe zu kommen.

»Ja«, antwortete Claudia. »Gehen Sie mal ins Wohnzimmer. Ich bringe Ihnen den Tee.«

»Wo ist Ma?«, erkundigte sich Tiggy, während wir uns auf den Weg machten.

»Oben. Sie richtet eure Zimmer. Wahrscheinlich wollte sie uns die Möglichkeit geben, ein paar Minuten allein miteinander zu verbringen«, erklärte ich, als wir uns setzten.

»Sie war hier? Ich meine, als Pa gestorben ist?«

»Ja.«

»Warum hat sie uns dann nicht eher Bescheid gegeben?«, fragte Tiggy genau wie zuvor ich.

In der folgenden halben Stunde beantwortete ich all jene Fragen, die ich Marina tags zuvor selbst gestellt hatte, und teilte Tiggy mit, dass Pa bereits in einem Bleisarg auf dem Meeresgrund liege. Zu meiner Verwunderung zuckte sie nur mit den Achseln.

»Er wollte, dass sein Körper an dem Ort ruht, den er liebte. Irgendwie bin ich froh, dass ich ihn nicht ... *leiblos* gesehen habe, weil ich ihn nun so im Gedächtnis behalten kann, wie er immer war.«

Es überraschte mich, dass Tiggy, die Sensibelste von uns, durch den Tod von Pa nicht so betroffen wirkte, wie ich befürchtet hatte. Im Gegenteil: Ihre dichten kastanienbraunen Haare glänzten, und ihre riesigen braunen Augen mit dem unschuldigen, immer ein wenig erstaunten Ausdruck leuchteten sogar. Tiggys Ruhe gab mir Hoffnung, dass meine anderen Schwestern genauso gelassen reagieren würden wie sie.

»Du siehst toll aus, Tiggy. Die schottische Luft scheint dir zu bekommen.«

»O ja«, bestätigte sie. »Nach all den Jahren, die ich als Kind drinnen bleiben musste, habe ich jetzt das Gefühl, endlich in die Wildnis entlassen worden zu sein. Ich liebe meinen Job, auch wenn die Arbeit hart und das Cottage, in dem ich wohne, spartanisch ist. Dort gibt's nicht mal ein Klo.«

»Wow.« Ich bewunderte ihre Bereitschaft, für ihre Leidenschaft alle Behaglichkeit aufzugeben. »Dann gefällt's dir dort besser als in dem Labor des Servion Zoo?«

»Klar.« Tiggy hob eine Augenbraue. »Das war zwar ein toller Job, doch ich konnte nur die genetischen Anlagen der Tiere untersuchen und hatte nichts mit ihnen selbst zu tun. Wahrscheinlich hältst du mich für verrückt, weil ich die Chance auf eine große Karriere aufgegeben habe, um für Peanuts durch die Highlands zu streifen, aber das ist mir nun mal lieber.«

Tiggy bedachte Claudia, als diese ein Tablett auf dem niedrigen Tischchen vor uns abstellte und den Raum wieder verließ, mit einem lächelnden Blick.

»Ich halte dich nicht für verrückt, Tiggy. Nein, ich kann deine Entscheidung sogar sehr gut verstehen.«

»Bis zu dem Anruf gestern Abend war ich sehr glücklich.«

»Weil du deine Berufung gefunden hast.«

»Ja, und noch etwas anderes ...« Sie wurde rot. »Aber das erzähle ich dir später. Wann kommen die andern?«

»CeCe und Star müssten heute Abend so gegen sieben hier

sein, und Elektra wird in den frühen Morgenstunden eintreffen«, antwortete ich und schenkte uns Tee ein.

»Wie hat sie's aufgenommen?«, erkundigte sich Tiggy. »Nein, sag nichts. Ich kann's mir vorstellen.«

»Ma hat mit ihr gesprochen. Sie meint, sie hätte einen Heulkrampf bekommen.«

»Also alles wie erwartet.« Tiggy nahm einen Schluck Tee. Dann seufzte sie plötzlich, und das Leuchten verschwand aus ihren Augen. »Es ist alles so merkwürdig. Ich habe das Gefühl, als könnte Pa jeden Moment reinkommen. Aber das ist natürlich Unsinn.«

»Ja.« Ich nickte traurig.

»Sollten wir nicht irgendwas machen?« Unvermittelt erhob Tiggy sich vom Sofa und trat ans Fenster. »*Irgendwas?*«

»Wenn alle da sind, will Pas Anwalt herkommen, um uns die wichtigen Dinge zu erklären, doch bis dahin ...«, ich zuckte resigniert mit den Achseln, »... können wir nur auf die andern warten.«

Tiggy presste die Stirn gegen die Fensterscheibe. »Keine von uns scheint ihn richtig gekannt zu haben«, stellte sie mit leiser Stimme fest.

»Den Eindruck habe ich auch«, pflichtete ich ihr bei.

»Maia, darf ich dich noch was fragen?«

»Ja, klar.«

»Hast du je überlegt, woher du stammst? Ich meine, wer deine leiblichen Eltern waren?«

»Natürlich, Tiggy, aber Pa war mein Ein und Alles, mein Vater. Deswegen musste – oder wollte – ich mir darüber keine Gedanken machen.«

»Du meinst, du hättest ein schlechtes Gewissen, wenn du versuchen würdest, mehr herauszufinden?«

»Möglich. Pa ist mir immer genug gewesen, und ich könnte mir keinen liebevolleren oder fürsorglicheren Vater vorstellen.«

»Ja, ihr zwei hattet eine besonders enge Bindung. Vielleicht ist das beim ersten Kind so.«

»Jede der Schwestern hatte eine ganz besondere Beziehung zu ihm. Er hat uns alle geliebt.«

»Ich weiß, dass er mich geliebt hat«, erklärte Tiggy ruhig. »Doch das hält mich nicht davon ab zu überlegen, woher ich komme. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, ihn danach zu fragen, es dann aber nicht getan, weil ich ihn nicht aus der Fassung bringen wollte. Und jetzt ist es zu spät.« Sie gähnte. »Macht's dir was aus, wenn ich in mein Zimmer gehe und mich ein bisschen ausruhe? Vielleicht macht sich jetzt verspätet der Schock bemerkbar, und außerdem habe ich seit Wochen keinen freien Tag gehabt. Plötzlich bin ich hundemüde.«

»Nein. Leg dich ruhig hin, Tiggy.« Ich sah ihr nach, wie sie durch den Raum zur Tür schwebte.

»Bis später.«

»Schlaf gut«, rief ich ihr nach, obwohl ich mich irgendwie ärgerte. Vielleicht lag es an mir, aber mein Gefühl, dass Tiggy das, was um sie herum vorging, in ihrer vergeistigten Art nie ganz an sich heranließ, war unvermittelt stärker als sonst. Ich wusste nicht so genau, was ich von ihr erwartete; schließlich hatte ich Angst vor der Reaktion meiner Schwestern gehabt und hätte eigentlich froh sein sollen, dass Tiggy so ruhig geblieben war.

Lag der wahre Grund meiner Unzufriedenheit am Ende darin, dass alle meine Schwestern ein Leben jenseits von Pa Salt und ihrem Elternhaus hatten, während er und »Atlantis« für mich der einzige Lebensinhalt gewesen waren?

Ich begrüßte Star und CeCe, die das Motorboot kurz nach sieben Uhr verließen. CeCe, die Körperkontakt nicht sonderlich mochte, gestattete mir immerhin eine kurze Umarmung.

»Schreckliche Neuigkeiten, Maia«, stellte sie fest. »Star ist ziemlich durch den Wind.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich und sah zu Star hinüber, die, noch blasser als sonst, hinter ihrer Schwester stand.



»Wie geht's dir, Liebes?«, fragte ich und streckte die Arme nach ihr aus.

»Furchtbar«, flüsterte sie und legte ihren Kopf mit der dichten Mähne, die die Farbe von Mondlicht hatte, ein paar Sekunden an meine Schulter.

»Wenigstens sind wir alle wieder zusammen«, bemerkte ich, als Star zu CeCe zurückkehrte, die schützend den Arm um sie legte.

»Was steht jetzt an?«, erkundigte sich CeCe, während wir zu dritt zum Haus hinaufgingen.

Auch ihnen erläuterte ich im Wohnzimmer die Umstände von Pas Tod und seinen Wunsch, ohne uns begraben zu werden.

»Wer hat Pa eigentlich am Ende ins Meer gestoßen?«, fragte CeCe so rational, wie nur Schwester Nummer vier sein konnte.

»Keine Ahnung, aber das können wir sicher rausfinden. Vermutlich jemand von der *Titan*.«

»Und wo? In der Nähe von Saint-Tropez, wo die Jacht vor Anker lag, oder sind sie aufs offene Meer hinausgefahren? Bestimmt war es so«, meinte CeCe.

Star und ich waren entsetzt über ihr Bedürfnis, all diese Einzelheiten zu erfahren.

»Ma sagt, er wurde in einem Bleisarg beigesetzt, der sich an Bord der *Titan* befand. Wo, weiß ich nicht«, antwortete ich in der Hoffnung, dass CeCe nun Ruhe geben würde.

»Der Anwalt wird uns erklären, was in Pa Salts Testament steht, oder?«, fuhr sie fort.

»Ich denke schon.«

»Wahrscheinlich stehen wir jetzt mittellos da«, sagte sie achselzuckend. »Ihr wisst ja, wie wichtig es ihm immer war, dass wir uns unseren Lebensunterhalt selbst verdienen können. Ich traue ihm zu, dass er sein gesamtes Vermögen einer karitativen Organisation hinterlassen hat.«

Obwohl ich CeCes bisweilen etwas taktlose Art kannte und ahnte, dass sie damit ihren Schmerz zu kaschieren versuchte,

verlor ich allmählich die Geduld. Ohne auf ihre Äußerung zu reagieren, wandte ich mich Star zu, die schweigend neben ihrer Schwester auf dem Sofa saß.

»Wie geht es dir?«, erkundigte ich mich sanft.

»Ich ...«

»Sie hat wie wir alle einen Schock erlitten«, fiel CeCe ihr ins Wort. »Aber gemeinsam kriegen wir das schon hin, was?« Sie streckte ihre kräftige braun gebrannte Hand nach den blassen Fingern von Star aus. »Schade, denn ich hätte sehr gute Neuigkeiten für Pa gehabt.«

»Und zwar?«, fragte ich.

»Ich habe ab September für ein Jahr einen Platz in einem Kurs am Royal College of Art in London.«

»Das ist ja wunderbar, CeCe«, sagte ich. Obwohl ich mit meinem eher konservativen Kunstgeschmack ihre merkwürdigen »Installationen«, wie sie sie nannte, niemals wirklich begriffen hatte, beglückwünschte ich sie.

»Wir freuen uns sehr, nicht?«

»Ja«, pflichtete Star ihr artig bei, obwohl ihre Unterlippe bebte.

»Wir gehen nach London. Vorausgesetzt, der Anwalt von Pa teilt uns mit, dass dafür genug Geld da ist.«

»Also wirklich, CeCe«, rügte ich sie, »jetzt ist echt nicht der richtige Moment für solche Gedanken.«

»Maia, du kennst mich. Ich habe Pa sehr geliebt. Er war ein Genie und hat mich und meine Arbeit gefördert.«

Kurz flackerten Verletzlichkeit und vielleicht sogar ein wenig Angst in CeCes haselnussbraun gesprenkelten Augen auf.

»Ja, er war tatsächlich einzigartig«, pflichtete ich ihr bei.

»Komm, Star, wir gehen rauf und packen unsere Sachen aus«, forderte CeCe ihre Schwester auf. »Wann gibt's Abendessen, Maia? Wir könnten was zu futtern vertragen.«

»Ich sage Claudia, dass sie was herrichten soll. Bis Elektra kommt, dauert's, und von Ally hab ich immer noch nichts gehört.«

»Bis später«, sagte CeCe und stand auf. Star tat es ihr gleich. »Wenn ich irgendwas machen kann, musst du's nur sagen, das weißt du«, erklärte sie mit einem traurigen Lächeln.

Wieder allein, dachte ich über meine Schwestern drei und vier nach. Marina und ich hatten uns oft über die beiden unterhalten, weil wir uns Sorgen machten, dass Star sich aus Bequemlichkeit hinter der starken Persönlichkeit von CeCe versteckte.

»Star scheint keinen eigenen Willen zu haben«, hatte ich ein ums andere Mal festgestellt. »Ich habe keine Ahnung, was sie denkt. Das ist doch bestimmt nicht gesund, oder?«

Marina hatte mir beigeplichtet, doch als ich Pa Salt meine Sorgen gestand, hatte dieser nur mit einem geheimnisvollen Lächeln erklärt, ich solle mir keine Gedanken machen.

»Eines Tages wird Star ihre Flügel ausbreiten und wie der herrliche Engel, der sie ist, losfliegen. Wart's ab.«

Das hatte mich nicht getröstet, denn trotz CeCes augenscheinlicher Selbstsicherheit lag auf der Hand, dass die Abhängigkeit der beiden Schwestern wechselseitig war. Und wenn Star eines Tages tatsächlich das tat, was Pa prophezeit hatte, war CeCe ohne sie verloren, das stand fest.

Das Abendessen verlief in trister Atmosphäre, weil meine drei Schwestern noch damit beschäftigt waren, sich wieder zu Hause einzugewöhnen, und alles uns an unseren Verlust erinnerte. Marina, die sich sehr bemühte, die Stimmung zu heben, schien nicht so recht zu wissen, wie sie es anstellen sollte. Sie erkundigte sich fröhlich nach unser aller Leben, aber die Erinnerung an Pa Salt trieb uns immer wieder Tränen in die Augen, und irgendwann versiegte die Unterhaltung ganz.

»Ich bin froh, wenn Ally kommt und wir endlich hören können, was Pa Salt uns sagen wollte«, seufzte Tiggy. »Wenn ihr mich entschuldigen würdet: Ich möchte mich hinlegen.«

Sie verabschiedete sich mit einem Kuss von uns allen, und wenige Minuten später folgten CeCe und Star ihr.

»Oje«, seufzte Marina, als wir beide allein am Tisch zurückblieben. »Sie sind am Boden zerstört. Und ich bin ganz Tiggys Meinung: Je eher Ally da ist, desto schneller können wir in die Zukunft blicken.«

»Per Handy scheint man sie nicht erreichen zu können«, stellte ich fest. »Ma, du bist bestimmt hundemüde. Geh ins Bett. Ich bleibe auf und warte, bis Elektra kommt.«

»Bist du sicher, *chérie*?«

»Ja, ganz sicher«, antwortete ich, weil ich wusste, wie schwer sich Marina immer mit meiner jüngsten Schwester getan hatte.

»Danke, Maia.« Ohne zu widersprechen, erhob sie sich, drückte mir sanft einen Kuss auf die Stirn und verließ die Küche.

Die folgende halbe Stunde half ich Claudia beim Aufräumen, weil ich dankbar war, mir das Warten auf Elektra mit einer sinnvollen Tätigkeit verkürzen zu können. An Claudias Schweigsamkeit war ich gewöhnt, und an jenem Abend empfand ich die Stille sogar als tröstlich.

»Soll ich die Türen zuschließen, Miss Maia?«, fragte sie mich.

»Sie haben einen langen Tag hinter sich. Gehen Sie schlafen. Ich kümmere mich schon darum.«

»Wie Sie meinen. Gute Nacht«, sagte sie und verließ die Küche.

Weil ich wusste, dass es noch Stunden dauern würde, bis Elektra einträte, und ich nach wie vor munter war, wanderte ich durchs Haus und landete irgendwann vor Pa Salts Arbeitszimmer. Als ich die Klinke der Tür herunterdrücken wollte, musste ich feststellen, dass diese verschlossen war.

Das wunderte und irritierte mich – zu seinen Lebzeiten hatte sie für uns Mädchen immer offen gestanden. Er war nie zu beschäftigt gewesen, um mich nicht mit einem freundlichen Lächeln hereinzuwinken, und ich hatte mich stets gern in seinem Arbeitszimmer aufgehalten, in dem sich seine Persönlichkeit zu konzentrieren schien. Obwohl auf seinem Schreibtisch Computer standen und an der Wand ein großer Bildschirm für Videokonferenzen mit der ganzen Welt hing, wanderte mein

Blick immer zu seinen privaten Schätzen auf den Regalen hinter ihm.

Es handelte sich um schlichte Objekte, die er bei seinen Reisen um die Welt gesammelt hatte; darunter befanden sich eine fein gearbeitete Madonnenminiatur in einem Goldrahmen, die in meiner Hand Platz hatte, eine alte Geige, ein abgegriffener Lederbeutel und ein zerfleddertes Buch von einem englischen Dichter, dessen Namen ich nicht kannte.

Keine Raritäten oder Wertgegenstände, nur einfach Dinge, die ihm etwas bedeuteten.

Obwohl Pa unser Zuhause bestimmt mit kostbaren Antiquitäten hätte ausstatten können, fand sich darin nicht viel Teures. Er schien keinen ausgeprägten Hang zum Materiellen zu haben. Über wohlhabende Zeitgenossen, die exorbitante Summen für berühmte Kunstwerke zahlten und diese am Ende aus Angst vor Dieben in ihren Tresoren verwahrten, hatte er sich sogar lustig gemacht.

»Kunst sollte für alle sichtbar sein«, hatte er mir erklärt. »Denn sie ist ein Seelengeschenk des Malers. Was vor den Blicken anderer verborgen werden muss, ist wertlos.«

Als ich bemerkte, dass er einen Privatjet und eine große Luxusjacht besitze, hatte er die Stirn gerunzelt.

»Maia, ist dir denn nicht klar, dass das Transportmittel sind, reine Mittel zum Zweck? Wenn sie morgen in Flammen aufgehen, könnte ich leicht neue erwerben. Mir reichen meine sechs menschlichen Kunstwerke, meine Töchter. Ihr seid mir das Einzige auf Erden, was sich wertzuschätzen lohnt, weil ihr alle unersetzlich seid. Menschen, die man liebt, lassen sich nicht ersetzen. Das darfst du nie vergessen, Maia.«

Das hatte ich nicht. Nur zu einem wesentlichen Zeitpunkt hatte ich mich leider nicht daran erinnert.

Ich entfernte mich emotional mit leeren Händen von Pa Salts Arbeitszimmer und ging ins Wohnzimmer. Warum der Raum verschlossen gewesen war, würde ich Marina am folgenden Tag

fragen, dachte ich, als ich ein Foto betrachtete, das einige Jahre zuvor an Bord der *Titan* gemacht worden war und Pa, umgeben von uns Schwestern, am Geländer der Jacht zeigte. Er grinste breit, wirkte entspannt, der Meereswind wehte ihm die vollen grauen Haare aus dem Gesicht, und sein nach wie vor straffer, muskulöser Körper war von der Sonne gebräunt.

»Wer warst du?«, fragte ich das Bild stirnrunzelnd, bevor ich aus Langeweile den Fernseher einschaltete und herumzappte, bis ich eine Nachrichtensendung fand. Wie üblich ging es um Krieg, Leid und Zerstörung, und ich wollte gerade weiterschalten, als der Sprecher verkündete, dass die Leiche von Kreeg Eszu, einem berühmten Industriemagnaten, der einen riesigen internationalen IT-Konzern leitete, in der Bucht einer griechischen Insel angeschwemmt worden war.

Ich lauschte, die Fernbedienung in der Hand, als der Sprecher erklärte, die Familie habe bekanntgegeben, dass bei Kreeg Eszu kurz zuvor eine unheilbare Krebserkrankung diagnostiziert worden sei. Man mutmaße, dass er sich deswegen das Leben genommen habe.

Mein Puls beschleunigte sich. Nicht nur, weil mein Vater ebenfalls beschlossen hatte, die Ewigkeit auf dem Meeresgrund zu verbringen, sondern auch, weil diese Geschichte in direkter Verbindung zu *mir* stand ...

Der Nachrichtensprecher erwähnte außerdem, dass Kreegs Sohn Zed, der seinem Vater schon einige Jahre assistiert hatte, mit sofortiger Wirkung die Leitung von Athenian Holdings übernehmen würde. Als auf dem Bildschirm sein Foto erschien, schloss ich unwillkürlich die Augen.

»O Gott«, stöhnte ich und fragte mich, warum das Schicksal mich ausgerechnet jetzt an den Mann erinnerte, den ich in den vergangenen vierzehn Jahren verzweifelt zu vergessen versucht hatte.

Offenbar hatten wir beide unsere Väter innerhalb weniger Stunden an ein ziemlich feuchtes Grab verloren.

Ich erhob mich und lief im Raum hin und her, um das Bild von seinem Gesicht loszuwerden – das mir noch attraktiver erschien, als ich es in Erinnerung gehabt hatte.

*Vergiss nicht, wie viel Leid er dir zugefügt hat, Maia*, ermahnte ich mich. *Es ist vorbei, schon lange. Denk nicht an ihn ...*

Doch als ich müde seufzend aufs Sofa zurücksank, wusste ich, dass es niemals vorbei sein würde.

## V

Zwei Stunden später hörte ich das leise Brummen des Motorboots, das die Ankunft von Elektra ankündigte. Ich holte tief Luft und versuchte, mich zusammenzureißen. Als ich durch den Garten ging, den Tau warm unter meinen nackten Füßen, sah ich Elektra, deren ebenholzfarbene Haut im Licht des Mondes schimmerte, bereits auf mich zulaufen.

Neben Elektra mit ihren über eins achtzig Körpergröße und ihrer klassischen Eleganz kam ich mir vor wie eine graue Maus.

»Ach, Maia ...«, stöhnte sie und umarmte mich. »Bitte sag, dass es nicht wahr ist. Er kann nicht einfach verschwunden sein.« Sie begann laut zu schluchzen.

Ich brachte sie zum Pavillon, damit wir die anderen Schwestern nicht störten, die im Haus schliefen. Sie weinte immer noch, als ich die Tür hinter uns schloss und sie sich aufs Sofa im Wohnzimmer setzte.

»Was sollen wir nur ohne ihn machen?«, fragte sie mit feuchten Augen.

»Der Schmerz über seinen Verlust wird uns nicht erspart bleiben, aber da wir nun alle hier sind, können wir uns wenigstens gegenseitig trösten«, antwortete ich, nahm eine Schachtel mit Papiertaschentüchern vom Regal und stellte sie neben sie auf die Couch. Sie zog eines heraus, wischte sich die Tränen ab und putzte sich geräuschvoll die Nase. »Ich weine, seit Ma es mir gesagt hat. Es ist schrecklich, Maia.«

»Ja, für uns alle«, pflichtete ich ihr bei. Während ich ihrem Jammern lauschte, wurde mir wieder einmal klar, wie groß der Widerspruch zwischen ihrer atemberaubend sinnlichen physi-



schen Präsenz und dem verletzlichen kleinen Mädchen war, das in ihrer Seele wohnte. Ich kannte die vielen Fotos von ihr am Arm eines Filmstars oder reichen Playboys, auf denen sie glamourös und vollkommen beherrscht wirkte. Wenn ich sie betrachtete, fragte ich mich jedes Mal, ob das wirklich meine emotional kapriziöse Schwester war. Vermutlich sehnte sich Elektra einfach nur nach Liebesbeweisen und Aufmerksamkeit, weil sie ihre tief sitzende Unsicherheit kaschieren wollte.

»Möchtest du etwas trinken?«, erkundigte ich mich, als sie kurz zu schluchzen aufhörte. »Vielleicht einen Brandy? Der beruhigt.«

»Nein danke, ich habe Monate keinen Alkohol mehr ange-rührt. Mitch ist auch unter die Abstinenzler gegangen.«

Mitch, ein amerikanischer Popstar, den der Rest der Welt unter dem Namen Michael Duggan kannte, war der aktuelle Freund von Elektra und machte momentan eine Welttournee, bei der er in ausverkauften Stadien vor hysterisch kreischenden Frauen auftrat.

»Wo ist er gerade?«, fragte ich, um Elektra von einem neuerlichen Heulkampf abzulenken.

»In Chicago, und nächste Woche singt er im Madison Square Garden. Maia, bitte erklär mir, wie Pa Salt gestorben ist. Ich muss es wissen.«

»Bist du sicher, Elektra? Du hast einen langen Flug hinter dir und bist ziemlich durcheinander. Vielleicht fühlst du dich nach ein paar Stunden Schlaf besser.«

»Nein, Maia.« Elektra schüttelte den Kopf und gab sich sichtlich Mühe, sich zusammenzureißen. »Bitte sag es mir jetzt.«

Also erzählte ich zum dritten Mal, was ich von Marina wusste. Elektra lauschte schweigend.

»Hast du dir schon Gedanken über das Begräbnis gemacht? Mitch meint, wenn es nächste Woche wäre, könnte er herfliegen und mich stützen.«

Zum ersten Mal war ich erleichtert über Pas heimliche Be-

stattung. Die Vorstellung von dem Medienrummel, den Elektras weltbekannter Freund bei uns verursacht hätte, ließ mich erschauern.

»Elektra, wir sind beide müde und ...«

»Was ist los, Maia?«, fragte Elektra, der mein Zögern nicht entging. »Sag es mir.«

»Na schön, aber bitte flipp nicht gleich aus.«

»Ich versuch's.«

Also erklärte ich ihr, dass die Beisetzung bereits stattgefunden hatte. Und zu meiner Verwunderung brach sie nicht noch einmal in Tränen aus, obwohl sie die Hände zu Fäusten ballte, sodass die Knöchel weiß hervortraten.

»Warum?«, fragte sie. »Es ist grausam, dass wir uns nicht richtig von ihm verabschieden können.« Elektras bernsteinfarbene Augen blitzten auf. »Typisch Pa Salt. Ich finde das ganz schön egoistisch von ihm.«

»Ich denke, er wollte uns den Schmerz ersparen.«

»Wie soll ich ohne persönlichen Abschied je das Gefühl haben, dass es ihn wirklich nicht mehr gibt? Wie sollen wir alle das? In L. A. reden die Leute davon, wie wichtig es ist, etwas ›zum Abschluss zu bringen‹. Wie soll das nun gehen?«

»Ich glaube, man hört nie auf, sich nach jemandem zu sehnen, den man einmal geliebt hat, Elektra.«

»Mag sein, aber das hilft mir nicht«, entgegnete Elektra barsch.

»Ich war meistens anderer Meinung als Pa Salt, weil es ihm nicht recht war, wie ich mir meinen Lebensunterhalt verdiene. Er scheint als Einziger geglaubt zu haben, dass ich Grips habe. Du erinnerst dich sicher, wie ich in der Schule durch alle Prüfungen gerasselt bin und wie sauer er deswegen war.«

An die lautstarken Auseinandersetzungen, die wegen Elektras Zeugnissen und anderer Teenagerprobleme durch die Tür des Arbeitszimmers zu hören gewesen waren, erinnerte ich mich in der Tat lebhaft. Regeln verstand Elektra als etwas, über das man sich hinwegsetzen musste, und sie bot Pa als einzige von uns

die Stirn. Doch ich hatte auch immer die Bewunderung in Pas Blick gesehen, wenn er von seiner hitzköpfigen jüngsten Tochter sprach.

»Sie hat Temperament«, hatte er mir gegenüber mehr als einmal bemerkt, »das wird sie immer von ihren Mitmenschen unterscheiden.«

»Elektra, er hat dich vergöttert«, tröstete ich sie. »Möglicherweise wollte er tatsächlich, dass du dein Gehirn benutzt, aber welcher Vater wünscht sich das nicht? Und am Ende bist du erfolgreicher und berühmter geworden als wir andern. Vergleich doch nur dein Leben mit meinem. Du hast alles.«

»Nein«, widersprach sie und seufzte. »Schall und Rauch, aber so ist es nun mal. Maia, ich bin müde. Hast du was dagegen, wenn ich heute Nacht bei dir im Pavillon schlafe?«

»Nein. Das Gästebett ist gemacht. Schlaf, so lange du willst. Wir müssen sowieso auf Ally warten.«

»Danke. Tut mir leid, dass ich die Beherrschung verloren habe. Mitch hat mir einen Therapeuten vermittelt, der mir hilft, meine Stimmungsschwankungen in den Griff zu bekommen. Könntest du mich in den Arm nehmen?«, fragte sie, als sie aufstand.

»Klar.«

Als sie sich wieder von mir löste und mit ihrer Reisetasche in Richtung Gästezimmer ging, sagte sie: »Ich habe schreckliche Kopfschmerzen. Hast du zufällig Codein da?«

»Nein, leider nicht, aber ich könnte dir Aspirin geben.«

»Nicht nötig, danke.« Elektra lächelte müde. »Bis morgen dann.«

Als ich die Lichter im Pavillon löschte, stellte ich fest, dass nicht nur Tiggys gedämpfte Reaktion, sondern auch Elektras tief sitzende Verzweiflung mich überrascht hatte.

Und im Bett, das Claudia nach meiner unruhigen Nacht ordentlich gemacht hatte, überlegte ich, wie Pa Salts Tod sich möglicherweise als Wendepunkt für uns alle erweisen würde.

Keine meiner Schwestern war auf, als ich am folgenden Morgen Marina fragte, ob sie schon etwas von Ally gehört habe.

»Nein«, meinte sie seufzend.

»Pa hätte wie immer gewusst, was zu tun ist.«

»Ja«, pflichtete Marina mir bei. »Wie geht's Elektra?«

»Sie war schockiert und wütend darüber, dass sie sich nicht richtig von Pa verabschieden konnte, aber es ist ihr gelungen, sich zu beherrschen. Gerade mal so«, fügte ich hinzu.

»Gut. Georg Hoffman hat sich noch mal erkundigt, ob wir Ally schon aufgespürt haben. Was sollen wir machen?«

»Wir müssen uns in Geduld üben. Übrigens, Ma ...«, sagte ich, während ich mir Tee aufbrühte, »... als ich gestern Abend in Pas Arbeitszimmer wollte, hab ich festgestellt, dass die Tür verschlossen ist. Weißt du, warum?«

»Weil dein Vater mich kurz vor seinem Tod gebeten hat, sie zuzusperren. Hinterher musste ich ihm den Schlüssel geben. Keine Ahnung, wo er ihn versteckt hat, und bei dem ganzen Durcheinander hab ich auch nicht mehr dran gedacht.«

»Wir müssen ihn suchen. Bestimmt muss Georg hinein, weil dort alle Dokumente von Pa liegen.«

»Ja. Es ist fast Mittag, und von deinen Schwestern hab ich noch keine gesehen. Ich denke, Claudia könnte einen Brunch vorbereiten«, erklärte Marina.

»Gute Idee«, pflichtete ich ihr bei. »Ich geh zum Pavillon zurück und schau nach, ob Elektra wach ist.«

»Ja, *chérie*.« Marina schenkte mir ein mitfühlendes Lächeln. »Das Warten wird bald ein Ende haben.«

»Ich weiß.«

Auf dem Weg zum Pavillon entdeckte ich am Anlegesteg eine einsame Gestalt, die hinaus auf den See starrte. Ich trat zu ihr und tippte ihr vorsichtig auf die Schulter, um sie nicht zu erschrecken.

»Star, alles in Ordnung?«

»Ich glaube schon«, antwortete sie mit einem Achselzucken.

»Darf ich mich zu dir setzen?«

Sie nickte kaum merklich. Als ich Platz nahm und die Beine über den Rand der Anlegestelle schwang, sah ich, dass ihr Gesicht tränennass war.

»Wo ist CeCe?«, erkundigte ich mich.

»Die schläft. Das macht sie immer, wenn sie durcheinander ist. Ich hab heute Nacht kein Auge zugetan.«

»Mir geht's ähnlich.«

»Ich kann immer noch nicht fassen, dass es ihn nicht mehr gibt, Maia.«

Weil ich wusste, wie selten sie mit jemandem außer CeCe über ihre Gefühle sprach, schwieg ich, um sie nicht zum Verstummen zu bringen.

»Ich fühle mich ... verloren. Pa war der Einzige, der mich wirklich verstanden hat.« Sie wandte sich mir mit einem verzweifelten Blick zu. »Kannst du das verstehen, Maia?«

»Ich glaube schon. Star, wenn du jemals jemanden zum Reden brauchen solltest, bin ich für dich da. Bitte vergiss das nicht, ja?«

»Ja.«

»Ach, da seid ihr!«

Wir zuckten beide unwillkürlich zusammen, als CeCe mit großen Schritten auf uns zustapfte. Vielleicht bildete ich mir das nur ein, aber ich meinte, kurz Verärgerung in Stars blauen Augen aufblitzen zu sehen.

»Ich wollte ein bisschen Luft schnappen und dich nicht wecken«, erklärte Star und stand auf.

»Jetzt bin ich wach. Und Tiggy auch. Ist Elektra heute Nacht noch gekommen? Ich hab grade einen Blick in ihr Zimmer geworfen. Das schaut nicht so aus, als hätte jemand drin geschlafen.«

»Sie war bei mir im Pavillon. Ich geh mal nachsehen, ob sie schon wach ist«, sagte ich und erhob mich.

»War bestimmt eine anstrengende Nacht für dich, wenn Elektra sich so aufgeführt hat wie immer«, stellte CeCe fest.

»Für ihre Verhältnisse war Elektra ziemlich ruhig«, entgegne-

te ich. Ich wusste, dass sich Schwester vier und sechs einander aufgrund ihrer konträren Persönlichkeiten nicht sonderlich gut leiden konnten – die pragmatische CeCe, die nur ungerne ihre Gefühle zeigte, und die temperamentvolle Elektra.

»Bleibt sicher nicht lange so«, meinte CeCe spöttisch. »Bis später dann.«

Auf dem Weg zum Pavillon dachte ich über Star nach. Obwohl sie CeCe mit keinem Wort erwähnt hatte, war es das erste Mal gewesen, dass sie Probleme mit CeCes Dominanz ansprach. Als ich den Pavillon betrat, hörte ich in der Küche ein Geräusch.

Elektra, die in ihrem smaragdgrünen Seidenmorgenmantel atemberaubend aussah, füllte gerade den Wasserkessel.

»Hast du gut geschlafen?«, fragte ich.

»Wie ein Baby. Du kennst mich – schlafen konnte ich schon immer. Möchtest du Tee?«

Ich warf einen Blick auf den Teebeutel. »Was ist das für einer?«

»Grüntee. Den trinken in Kalifornien alle. Mitch sagt, der tut dem Körper gut.«

»Mir ist English Breakfast Tea mit jeder Menge Tein lieber«, erklärte ich schmunzelnd und setzte mich. »Mit Grüntee kannst du mich jagen.«

»Jedem sein Laster. Hast du Neuigkeiten von Ally?«

Ich erzählte ihr, was Marina mir gesagt hatte.

»Mir ist klar, dass Geduld nicht grade zu meinen Stärken zählt, schließlich erinnert mein Therapeut mich immer wieder daran, aber sollen wir wirklich alle hier rumhängen, bis Ally endlich aufkreuzt? Wenn sie auf dem Meer rumschippert, könnte das Wochen dauern.«

»Hoffentlich nicht«, sagte ich, während ich beobachtete, wie sie mit eleganten Bewegungen in der Küche hantierte. Obwohl nach allgemeiner Ansicht ich die Schönheit der Familie war, hatte ich immer gedacht, dass diese Bezeichnung eher Elektra gehörte. Auch mit vom Schlafen verstrubbelten Haaren und ohne Make-up kamen ihre hohen Wangenknochen und vollen Lippen

bestens zur Geltung, und mit ihrem athletisch-femininen Körper erinnerte sie mich an eine Amazonenkönigin.

»Gibt's hier irgendwas ohne Zusatzstoffe?«, erkundigte sie sich nach einem Blick in den Kühlschrank.

»Sorry, nein. Einfache Sterbliche wie ich lesen die Packungsaufschriften nicht so genau«, antwortete ich in der Hoffnung, dass sie den Scherz verstand.

»Wenn man kaum mit anderen Menschen in Kontakt kommt, ist es wahrscheinlich egal, wie man aussieht.«

»Stimmt«, musste ich ihr recht geben.

Am Ende wählte Elektra fürs Frühstück eine Banane, schälte sie und biss hinein. »In drei Tagen hab ich ein großes Fotoshooting für die *Vogue*. Das will ich auf keinen Fall absagen.«

»Das kann ich verstehen, aber wer weiß schon, wann Ally auftaucht? Gestern Abend hab ich die gerade laufenden Segelregatten gegoogelt und keine gefunden. Also können wir nicht mal einen Veranstalter bitten, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Egal. Die andern sind wach, wir könnten, wenn du dich anziehst, zu ihnen gehen.«

»Wenn du meinst.«

»Dann bis gleich«, sagte ich und stand vom Tisch auf, weil ich wusste, dass man Elektra in dieser Stimmung am besten allein ließ. Ich ging ins Arbeitszimmer, setzte mich an den Schreibtisch und fuhr den Computer hoch. Und stellte fest, dass ich eine nette E-Mail von dem brasilianischen Autor Floriano Quintelas erhalten hatte, dessen wunderbaren Roman *Der stille Wasserfall* ich einige Monate zuvor aus dem Portugiesischen übersetzt hatte. Seit ich damals wegen einiger schwierigen Stellen mit ihm korrespondiert hatte, weil ich seinen poetischen Tonfall so gut wie möglich treffen wollte, standen wir in sporadischem E-Mail-Kontakt.

Nun teilte er mir mit, dass er anlässlich der Veröffentlichung seines Buchs im Juli nach Paris fliegen und mich gern dort treffen würde. Außerdem schickte er mir die ersten Kapitel seines neuen Romans mit der Bitte, sie, falls ich Zeit hätte, zu lesen.

Seine Mail freute mich, denn das Übersetzen konnte eine recht einsame Arbeit sein. Deshalb wusste ich die wenigen Male, wenn ein Autor sich direkt mit mir in Verbindung setzte und sich ein Dialog mit ihm entspann, umso mehr zu schätzen.

Da fiel mein Blick durchs Fenster auf eine vertraute Gestalt, die sich von der Anlegestelle näherte.

»Ally«, murmelte ich überrascht und sprang vom Schreibtisch auf. »Elektra, Ally ist da!«, rief ich und eilte hinaus.

Offenbar hatten die anderen Schwestern sie ebenfalls gesehen, denn als ich die Terrasse des Haupthauses erreichte, war sie bereits von CeCe, Star und Tiggy umringt.

»Maia«, begrüßte Ally mich. »Ist das nicht schrecklich?«

»Ja. Wie hast du's erfahren? Wir versuchen dich seit zwei Tagen zu erreichen.«

»Gehen wir doch rein«, meinte sie. »Dann erklär ich euch alles.«

Ich hielt mich im Hintergrund, während die anderen sich auf dem Weg ins Haus um sie scharten. Obwohl sie sich bei Problemen einzeln an mich, die Ältteste, wandten, war es genau wie jetzt am Ende immer Ally, die das Ruder in die Hand nahm.

Marina erwartete sie mit offenen Armen oben an der Treppe. Nachdem Ally auch sie begrüßt hatte, schlug Marina vor, in die Küche zu gehen.

»Gute Idee. Ich könnte einen Kaffee vertragen«, sagte Ally. »Es war eine lange Reise.«

Während Claudia eine große Kanne Kaffee kochte, gesellte sich Elektra zu uns und wurde von allen bis auf CeCe, die ihr lediglich zunickte, freundlich empfangen.

»Ich erzähl euch jetzt, was passiert ist. Ehrlich gesagt bin ich immer noch ein bisschen durcheinander«, gestand Ally, als wir alle am Tisch Platz nahmen. »Ma«, wandte sie sich an Marina, »du solltest das auch hören. Vielleicht weißt du eine Erklärung.«

Marina setzte sich zu uns.



»Ich hab grade in der Ägäis für die bevorstehende Zykladenregatta trainiert, als ein Segelfreund mich für ein paar Tage auf seine Motorjacht eingeladen hat. Es war fantastisches Wetter und toll, zur Abwechslung mal auf dem Wasser entspannen zu können«, sagte Ally mit einem wehmütigen Lächeln.

»Wem gehört das Boot?«, erkundigte sich Elektra.

»Hab ich doch gerade gesagt: einem Freund«, antwortete Ally ein wenig barsch, worauf alle erstaunt die Stirn runzelten.

»Jedenfalls«, fuhr sie fort, »waren wir da vor ein paar Tagen, als ein Funkspruch von einem anderen Segler reinkam, dass die *Titan* vor Delos vor Anker liegt. Mein Freund wusste, dass die Jacht Pa gehört, und so wollten wir hinfahren und ihn überraschen. Wir waren nur ungefähr eine Segelstunde von ihm entfernt und haben uns gleich auf den Weg gemacht.«

Ally trank einen Schluck Kaffee.

»Wenig später hab ich die *Titan* durchs Fernglas gesehen und Hans, Pas Skipper, per Funk mitgeteilt, dass wir in der Nähe sind.« Ally seufzte. »Für mich völlig unerklärlich kam keine Reaktion. Im Gegenteil: Die *Titan* entfernte sich sogar von uns. Wir sind ihr gefolgt, aber wie ihr alle wisst, ist Pas Jacht ganz schön windschnittig.«

Meine Schwestern lauschten Allys Ausführungen fasziniert.

»Der Handyempfang war ziemlich schlecht, sodass ich erst gestern deine Bitten erhalten habe, mich so schnell wie möglich bei dir zu melden, Maia. Und eine Nachricht von dir, CeCe, in der du die Ereignisse genau beschreibst.«

»Sorry, Ally.« CeCe senkte verlegen den Blick. »Ich wollte nicht um den heißen Brei rumreden. Wir mussten dich doch irgendwie herlocken.«

»Und jetzt bin ich da. Kann mir mal jemand erklären, was los war? Was Pa Salts Jacht in Griechenland verloren hatte, wenn er doch schon ... tot war?«

Aller Augen, auch die von Ally, richteten sich auf mich. Also erzählte ich ihr so knapp wie möglich, was geschehen war, und

ließ mir meine Ausführungen hin und wieder von Marina bestätigen. Ally wurde leichenblass, als ich ihr erklärte, wo und wie unser Vater zur letzten Ruhe gebettet worden war.

»Gütiger Himmel ...«, flüsterte sie. »Es könnte also gut sein, dass ich in seine Seebestattung hineingeplatzt bin. Kein Wunder, dass die Jacht Reißaus genommen hat. Ich ...«

Als Ally entsetzt den Kopf in die Hände stützte, standen die anderen auf und umringten sie. Marina und ich sahen einander mit gequältem Blick an. Am Ende fing sich Ally wieder und entschuldigte sich für ihren Gefühlsausbruch.

»Zu begreifen, was da tatsächlich passiert ist, muss grässlich sein«, stellte Tiggy fest. »Wir fühlen mit dir, Ally.«

»Danke.« Sie nickte. »Wenn ich so nachdenke, fällt mir ein, dass Pa mir mal beim Segeln gesagt hat, er möchte im Meer bestattet werden. Also ergibt alles irgendwie einen Sinn.«

»Abgesehen davon, dass keine von uns zu der Beisetzung eingeladen war«, beklagte sich Elektra.

»Stimmt.« Ally seufzte. »Trotzdem war ich zufällig in der Nähe. Hört mal, würde es euch sehr viel ausmachen, wenn ich mich eine Weile zurückziehe?«

Wir schüttelten den Kopf, und so verließ Ally die Küche.

»Wie schrecklich für sie«, bemerkte Marina.

»So wissen wir immerhin, wo Pa Salt liegt«, sagte CeCe.

»Herrgott, CeCe, fällt dir nichts anderes ein?«, herrschte Elektra sie an.

»Sorry, so bin ich nun mal: praktisch wie immer«, erwiderte CeCe ungerührt.

»Ich jedenfalls bin froh, dass wir den Ort nun tatsächlich kennen«, erklärte Tiggy. »Wir wissen, dass Pa eine Schwäche für die griechischen Inseln, besonders für die Zykladen, hatte. Vielleicht sollten wir diesen Sommer alle mit seiner Jacht hinfahren und dort einen Kranz ins Meer werfen.«

»Ja, gute Idee, Tiggy«, pflichtete Star ihr bei.

»Mädels: Hat irgendjemand Lust auf Brunch?«, fragte Marina.

»Ich hätte nur gern einen Salat«, antwortete Elektra, »vorausgesetzt, hier im Haus gibt's irgendwo was Grünes.«

»Bestimmt finden wir etwas, das dir schmeckt«, versicherte Marina ihr geduldig und gab Claudia ein Zeichen, dass sie das Essen herrichten könne. »Soll ich jetzt, wo Ally da ist, Georg Hoffman anrufen und ihn bitten herzukommen?«

»Klar«, antwortete CeCe, bevor ich den Mund aufmachen konnte. »Ich bin neugierig, was Pa Salt uns sagen wollte.«

»Glaubst du, Ally kann man das schon zumuten?«, erkundigte sich Marina. »Sie hat einen ziemlichen Schock erlitten.«

»Ich denke, sie möchte es wie wir alle so schnell wie möglich hinter sich bringen«, stellte ich fest. »Die Antwort lautet also Ja. Ruf Georg an, Ma.«

## VI

Als Ally nicht zum Essen erschien, holten wir sie nicht, weil wir wussten, dass sie Zeit brauchte, die Geschehnisse zu verarbeiten.

Marina betrat die Küche, als Claudia das Geschirr abräumte. »Ich hab gerade mit Georg gesprochen; er will heute kurz vor Sonnenuntergang kommen. Offenbar hat euer Vater hinsichtlich des Zeitplans sehr spezifische Wünsche geäußert.«

»Ich könnte nach dem üppigen Essen ein bisschen frische Luft vertragen«, bemerkte CeCe. »Hat jemand Lust auf eine kleine Spritztour raus auf den See?«

Die anderen nickten, vermutlich weil sie der wachsenden Anspannung entfliehen wollten.

»Wenn's euch nichts ausmacht, komme ich nicht mit«, erklärte ich. »Eine von uns sollte bei Ally bleiben.«

Sobald die vier mit Christian auf dem Motorboot losgefahren waren, sagte ich Marina, dass Ally mich, wenn sie mich brauche, im Pavillon finden könne. Dort machte ich es mir mit dem Laptop auf dem Sofa bequem und begann, die ersten Kapitel von Floriano Quintelas' neuem Buch zu lesen, dessen poetische Sprache und geschickter Handlungsaufbau ich wie schon in seinem ersten Roman bewunderte. Die Geschichte spielte einhundert Jahre zuvor in der Nähe der Iguazu-Fälle und handelte von einem afrikanischen Jungen, der der Sklaverei entkam. Nach einer Weile döste ich ein und schreckte erst hoch, als jemand meinen Namen rief.

Es war Ally.

»Entschuldige, Maia. Du hast geschlafen, stimmt's?«

»Scheint so«, antwortete ich mit schlechtem Gewissen.

»Ma sagt, die andern sind auf den See rausgefahren, also bin ich zu dir gekommen, um mit dir zu reden. Stör ich dich?«

»Aber nein«, antwortete ich, noch ein wenig benommen von meinem Schläfchen.

»Soll ich uns einen Tee machen?«, fragte Ally.

»Ja, gern. Für mich den üblichen English Breakfast Tea.«

»Ich weiß«, meinte sie schmunzelnd und verließ den Raum. Als sie mit zwei dampfenden Tassen zurückkehrte, setzte sie und die ihre an den Mund hob, sah ich, dass ihre Hände zitterten.

»Maia, ich muss dir was erzählen.«

»Was?«

Ally stellte ihre Tasse zurück auf die Untertasse. »Vergiss den Tee. Hast du was Stärkeres?«

»Im Kühlschrank ist Weißwein.« Ich holte Flasche und Glas aus der Küche. Da Ally sonst kaum Alkohol trank, wusste ich, dass es um ein ernstes Thema ging.

»Danke«, sagte sie, als ich ihr das Glas reichte, und fügte, nachdem sie einen Schluck genommen hatte, hinzu: »Wahrscheinlich ist es nicht wichtig. Doch als wir an der Stelle ankamen, wo vorher Pas Jacht gewesen war, habe ich dort noch ein anderes großes Schiff vor Anker liegen sehen.«

»Das ist doch nichts Ungewöhnliches, oder?«, fragte ich. »Wir haben Ende Juni, und im Mittelmeer wimmelt es von Urlaubern.«

»Ja, aber ... mein Freund und ich kannten das Schiff. Es war die *Olympus*.«

Als Ally das sagte, stellte ich meine Teetasse, die ich gerade zum Mund führen wollte, scheppernd auf die Untertasse zurück.

»Bestimmt hast du gehört, was gestern auf der *Olympus* passiert ist. Ich hab's im Flieger in der Zeitung gelesen.« Ally kaute an ihrer Lippe.

»Und ich hab's am Abend in den Nachrichten gesehen.«

»Findest du es nicht auch merkwürdig, dass Pa sich ausgerechnet diese Stelle für seine Bestattung ausgesucht hat? Und dass

Kreeg Eszu etwa zur gleichen Zeit beschlossen hat, sich ganz in der Nähe das Leben zu nehmen?«

Natürlich hielt ich das – aus mehr Gründen, als ich Ally verraten wollte – für einen fast schon obszön lächerlichen Zufall. Oder war es mehr? Nein, das konnte nicht sein ...

»Ja«, antwortete ich, bemüht, meine Aufgewühltheit zu verbergen. »Aber bestimmt besteht keine Verbindung. Sie kannten sich ja nicht mal, oder?«

»Ich glaube nicht. Doch was wussten wir schon über Pas Leben jenseits dieses Hauses und seiner Jacht? Wir kannten so wenige seiner Freunde und Geschäftspartner. Gut möglich, dass sie irgendwann miteinander zu tun hatten. Sie waren ja beide unglaublich wohlhabend und erfolgreich.«

»Trotzdem bin ich mir sicher, dass das reiner Zufall war. Du warst mit deinem Boot auch in der Nähe. Delos ist eine hübsche Insel und wird von vielen Jachten angesteuert.«

»Ich weiß. Aber ich werde das Bild von Pa dort allein auf dem Meeresgrund nicht los. Natürlich wusste ich zu dem Zeitpunkt, als ich dort war, nicht mal, dass er tot oder irgendwo in dem unglaublich blauen Wasser ist ...«

Ich erhob mich, um einen Arm um meine Schwester zu legen. »Ally, bitte vergiss das andere Schiff – das ist irrelevant. Ich finde es eher tröstlich, dass du die Gegend gesehen hast, die Pa sich für seine Beisetzung ausgesucht hat. Vielleicht können wir, wie Tiggy es vorgeschlagen hat, tatsächlich alle hinfahren und einen Kranz ins Wasser werfen.«

»Ich habe ein schrecklich schlechtes Gewissen!«, schluchzte Ally nun.

»Warum denn das?«

»Weil die paar Tage auf dem Boot so schön waren! Ich war so glücklich, glücklicher als jemals zuvor. Weil ich nicht gestört werden wollte, hab ich das Handy ausgeschaltet. Und gerade da ist Pa gestorben! Als er mich gebraucht hätte, war ich nicht da!«

»Ally, Ally ...« Ich strich ihr die Haare aus dem Gesicht und wiegte sie sanft. »Wir waren alle nicht da. Wahrscheinlich wollte Pa es genau so. Ich wohne hier, und sogar ich war weg, als es passiert ist. Ma meint, man konnte nichts tun. Das müssen wir akzeptieren.«

»Ich hätte ihm noch so viel sagen wollen, und jetzt gibt es ihn nicht mehr.«

»Ich glaube, das Gefühl haben wir alle«, tröstete ich sie. »Immerhin haben wir einander.«

»Stimmt. Danke, Maia.« Ally seufzte. »Ist es nicht erstaunlich, wie sich das Leben von einer Sekunde auf die andere ändern kann?«

»Ja.« Ich nickte. »Irgendwann musst du mir noch erklären, warum du so glücklich warst.«

»Versprochen, aber nicht jetzt. Wie geht es eigentlich dir, Maia?«, fragte sie unvermittelt.

»Ganz okay.« Ich zuckte mit den Achseln. »Der Schreck sitzt mir wie uns allen in den Gliedern.«

»Es uns Schwestern zu sagen war sicher nicht leicht. Tut mir leid, dass ich nicht da war, um dir zu helfen.«

»Nun können wir uns endlich mit Georg Hoffman zusammensetzen und in die Zukunft blicken.«

»Ach ja, ich hab ganz vergessen, dir zu sagen, dass Ma uns gebeten hat, in einer Stunde oben im Haus zu sein. Er scheint sich zuerst mit ihr unterhalten zu wollen.« Ally seufzte. »Könnte ich noch ein Glas Wein haben, während wir warten?«

Um sieben Uhr gingen Ally und ich zum Haus, wo unsere Schwestern in der späten Abendsonne auf der Terrasse saßen.

»Ist Georg Hoffman schon da?«, erkundigte ich mich, als wir uns setzten.

»Ja, aber wir sollen hier warten. Er und Ma sind verschwunden. Das ist wieder typisch Pa Salt, Geheimniskrämer bis zum Ende«, lautete Elektras beißender Kommentar.

Einige Zeit später betrat Georg endlich mit Marina die Terrasse.

»Tut mir leid, dass ich Sie so lange habe warten lassen, meine Damen; ich musste noch etwas organisieren. Ihnen allen mein herzliches Beileid«, sagte er steif und streckte jeder von uns auf förmliche Schweizer Art die Hand hin. »Darf ich mich setzen?«

»Natürlich«, antwortete ich und deutete auf den Stuhl neben dem meinen.

Er trug einen dunklen Anzug, und die Falten in seinem gebräunten Gesicht, die hohe Stirn sowie die silbergrauen Haare verrieten mir, dass er Anfang sechzig sein musste.

»Wenn ihr mich braucht: Ich bin drinnen«, erklärte Marina mit einem Nicken und verschwand im Haus.

»Meine Damen«, hob Georg an, »es tut mir leid, dass wir uns unter so traurigen Umständen kennenlernen. Durch die Schilderungen Ihres Vaters ist mir eine jede von Ihnen sehr vertraut. Als Erstes möchte ich Ihnen versichern, dass er Sie alle sehr geliebt hat und stolz auf Sie war. Ich habe mit ihm gesprochen, kurz bevor er ... uns verlassen hat; er wollte, dass ich Ihnen das sage.«

Es überraschte mich zu sehen, wie Georgs Augen feucht wurden, weil es für einen Mann wie ihn bestimmt äußerst ungewöhnlich war, Gefühle zu zeigen. Das machte ihn mir sympathisch.

»Zuerst sollten wir die Finanzen klären. Sie können beruhigt sein, Sie sind bis an Ihr Lebensende versorgt. Allerdings war es Ihrem Vater wichtig, dass Sie kein faules Prinzessinnenleben führen, und so werden Sie alle ein Einkommen beziehen, das verhindert, dass Sie Not leiden, Ihnen jedoch keinen Luxus erlaubt. Falls Sie den wollen, müssen Sie ihn sich wie er selbst verdienen. Sein gesamter Besitz geht in ein Treuhandvermögen für Sie alle über, und ich habe die ehrenvolle Aufgabe, es für ihn zu verwalten. Es liegt in meinem Ermessen, Ihnen finanziell unter die Arme zu greifen, wenn Sie mich darum bitten.«

Wir lauschten schweigend.



»Auch dieses Haus wird Teil des Treuhandvermögens, und Claudia und Marina haben sich beide bereit erklärt, hierzubleiben und sich darum zu kümmern. An dem Tag, an dem die letzte der Schwestern stirbt, wird das Treuhandvermögen aufgelöst und ›Atlantis‹ verkauft. Der Erlös wird zwischen den Kindern aufgeteilt, die Sie dann möglicherweise haben. Wenn keine vorhanden sind, geht das Geld an eine von Ihrem Vater ausgewählte wohltätige Organisation. Das Haus wird Ihnen bis zu Ihrem Lebensende ein sicherer Zufluchtsort bleiben. Doch natürlich war es der Wunsch Ihres Vaters, dass Sie alle irgendwann flügge werden und Ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen.«

Ich sah, wie die anderen unsichere Blicke wechselten. Für mich selbst würde sich wenig ändern. Ich hatte nach wie vor den Pavillon, für den ich Pa eine nominelle Miete zahlte, und mein Beruf würde es mir ermöglichen, darüber hinausgehende Bedürfnisse zu befriedigen.

»Ihr Vater hat Ihnen noch etwas anderes hinterlassen: Um Ihnen das zeigen zu können, muss ich Sie nun bitten, mit mir zu kommen. Hier entlang.«

Georg stand auf, und wir folgten ihm in einen verborgenen Winkel des Gartens hinter einer ordentlich gestutzten Eibenhecke, von wo aus man einen schönen Blick auf den See, den Sonnenuntergang und die Berge auf der anderen Seite hatte.

Von der Terrasse in der Mitte führten Stufen zu einer kleinen Kiesbucht hinunter, wo wir Schwestern im Sommer oft im klaren kühlen Wasser geschwommen waren. Ich wusste, dass das Pas Lieblingsstelle auf dem Anwesen war. Wenn ich ihn nicht im Haus finden konnte, hatte er oft hier zwischen den süß duftenden Lavendel- und Rosenbeeten gesessen.

»Da wären wir«, verkündete Georg.

Er deutete auf die Terrasse, auf der sich eine merkwürdig schöne Skulptur befand.

Wir traten näher heran, um das Objekt, eine eigenartige kugelförmige Konstruktion auf einem fast hüfthohen Sockel, zu be-

trachten. Sie bestand aus einer Reihe schmaler, einander überlappender Metallbänder, die eine kleine goldene Kugel in der Mitte umschlossen. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich, dass die Kugel ein Globus mit eingravierten Umrissen der Kontinente war, durchdrungen von einem dünnen Metallstab mit einem Pfeil am einen Ende. Rund herum verlief ein weiteres Band mit den zwölf Sternzeichen.

»Was ist das?« Wieder einmal war es CeCe, die unser aller Gedanken aussprach.

»Eine Armillarsphäre«, antwortete Georg.

Als wir ihn fragend ansahen, fuhr Georg fort. »Solche Armillarsphären gibt es seit Tausenden von Jahren. Die alten Griechen benutzten sie, um die Position der Sterne und die Tageszeit zu bestimmen. Und die ...«, er deutete auf die goldenen Bänder, die den Globus umschlossen, »... stellen den Äquator sowie die Breiten- und Längengrade der Erde dar. Der Meridian mit den zwölf Sternzeichen, der sie alle umschließt, verläuft von Norden nach Süden. Der Stab in der Mitte zeigt in Richtung Polarstern.«

»Wunderschön«, hauchte Star und beugte sich darüber, um das Ganze genauer in Augenschein zu nehmen.

»Ja, aber was hat das Ding mit uns zu tun?«, wollte Elektra wissen.

»Es ist nicht meine Aufgabe, das zu erklären«, antwortete Georg. »Aber wenn Sie sich die Armillarsphäre aus der Nähe ansehen, erkennen Sie, dass alle Ihre Namen auf den Bändern stehen, die ich Ihnen gerade gezeigt habe.«

Wir gingen näher heran.

»Da ist deines, Maia«, sagte Ally und deutete darauf. »Dahinter stehen Zahlen; ich glaube, das sind Koordinaten«, erklärte sie und wandte sich ihrem eigenen Namen zu. »Ja, genau. Die benutzen wir auf dem Meer zur Navigation.«

»Da sind Inschriften, in einer anderen Sprache«, bemerkte Elektra.

»Das ist Griechisch«, informierte ich sie.

»Und was heißt das?«, wollte Tiggy wissen.

»Ich muss Papier und Bleistift holen, damit ich sie abschreiben und mit dem Wörterbuch rangehen kann«, antwortete ich.

»Und was soll uns diese hübsche Skulptur mitteilen?«, fragte CeCe ungeduldig.

»Wie gesagt, das zu erklären ist nicht meine Aufgabe«, entgegnete Georg. »Marina hat den Anweisungen Ihres Vaters folgend gekühlten Champagner auf der großen Terrasse bereitgestellt. Er wollte, dass Sie auf sein Ableben anstoßen. Anschließend werde ich Ihnen allen einen Umschlag von ihm geben, dessen Inhalt Ihnen, wie ich hoffe, mehr erklären kann als ich.«

Wir folgten ihm schweigend zum Haus, auf dessen Terrasse in der Tat zwei Flaschen gekühlter Armand de Brignac und ein Tablett mit Kristallflöten standen. Marina schenkte uns allen ein, während wir wieder auf den Stühlen Platz nahmen.

Georg erhob sein Glas als Erster.

»Stoßen Sie mit mir auf das bemerkenswerte Leben Ihres Vaters an. Ich kann Ihnen versichern, dass dies genau die Trauerfeier ist, die er sich gewünscht hat – alle seine Töchter in ›Atlantis‹ versammelt, dem Zuhause, das er so viele Jahre mit Ihnen geteilt hat.«

Wir erhoben unsere Gläser ebenfalls. »Auf Pa Salt«, sagte ich.

»Auf Pa Salt«, stimmten die anderen ein.

Nachdem wir getrunken hatten, blickte ich zuerst zum Himmel, dann auf den See und zu den Bergen und sagte ihm, wie sehr ich ihn geliebt hatte.

»Wann kriegen wir nun diese Briefe?«, erkundigte sich Ally nach einer Weile.

»Ich hole sie.« Georg stand auf und verließ den Tisch.

»Was für eine bizarre Feier«, bemerkte CeCe.

»Typisch Pa Salt«, meinte Elektra.

»Kann ich noch einen Schluck Champagner haben?«, fragte Ally.

Marina füllte unsere Gläser nach.

»Verstehst du das alles, Ma?«, erkundigte sich Star nervös.

»Ich habe auch nicht mehr Ahnung als du, *chérie*«, antwortete diese.

»Ich wünschte, er wäre hier«, jammerte Tiggy mit Tränen in den Augen, »und könnte es uns selbst erklären.«

»Aber das ist er nicht«, erinnerte Ally sie, »und irgendwie passt das auch. Er wollte es uns so angenehm wie möglich machen. Jetzt müssen wir einander Kraft geben.«

»Genau«, pflichtete Elektra ihr bei.

Hätte ich doch nur wie Ally immer die richtigen Worte für uns Schwestern gefunden!

Kurz darauf kehrte Georg zurück, setzte sich wieder und legte sechs dicke cremefarbene Pergamentumschläge auf den Tisch. »Diese Briefe wurden vor etwa sechs Wochen bei mir hinterlegt, mit der Anweisung, beim Tod Ihres Vaters jeder von Ihnen einen auszuhändigen.«

Wir beäugten sie mit einer Mischung aus Interesse und Argwohn. »Könnte ich auch noch ein Glas Champagner haben?«, fragte Georg in angespanntem Tonfall.

Erst da wurde mir klar, wie schwierig es für einen pragmatischen Menschen wie ihn sein musste, sechs trauernden Töchtern das ungewöhnliche Vermächtnis ihres Vaters zu erläutern.

»Natürlich, Georg.« Marina füllte sein Glas nach.

»Sollen wir sie jetzt aufmachen oder später, wenn wir allein sind?«, fragte Ally.

»In dieser Hinsicht hat Ihr Vater keine Wünsche geäußert«, antwortete Georg. »Sie sollen sie öffnen, wenn Sie dazu bereit sind.«

Der Anblick des Briefes, auf dem mein Name in der schönen Schrift, die ich als die meines Vaters erkannte, stand, brachte mich fast zum Weinen.

Wir Schwestern sahen einander an.

»Ich glaube, ich würde den meinen gern allein lesen«, erklärte Ally.

Allgemeine Zustimmung. Wie üblich sprach Ally uns aus der Seele.

»Damit wäre meine Arbeit erledigt«, verkündete Georg, leerte sein Glas und griff in seine Jackentasche, um sechs Visitenkarten herauszuholen, die er vor uns auf den Tisch legte. »Bitte zögern Sie nicht, sich mit mir in Verbindung zu setzen, wenn Sie Hilfe brauchen. Ich stehe Tag und Nacht zu Ihrer Verfügung. Doch wie ich Ihren Vater kenne, hat er alles bedacht. Ich darf mich verabschieden. Noch einmal mein herzliches Beileid.«

Ich bedankte mich bei Georg. »Wir wissen Ihren Beistand sehr zu schätzen.«

Er stand auf und nickte. »Auf den Visitenkarten steht, wie Sie mich erreichen können. Ich finde allein hinaus.«

Wir sahen ihm schweigend nach, dann erhob sich auch Marina.

»Jetzt könnten wir alle was zu essen vertragen. Ich sage Claudia, dass sie die Sachen rausbringen soll«, erklärte sie und verschwand im Haus.

»Ich habe fast ein bisschen Angst, den Umschlag aufzumachen«, gestand Tiggy und ließ die Finger über ihr Kuvert gleiten. »Keine Ahnung, was drin ist.«

»Maia, meinst du, du könntest noch mal zu der Armillarsphäre gehen und die Inschriften für uns übersetzen?«, fragte Ally.

»Klar«, antwortete ich, als Marina und Claudia Teller brachten. »Nach dem Essen.«

»Ich hab keinen Hunger. Ich hoffe, das macht euch nichts aus«, verkündete Elektra und stand auf. »Wir sehen uns später.«

»Hast du Hunger, Star?«, erkundigte sich CeCe.

»Ich finde, wir sollten was essen«, antwortete Star leise, die Hände um den Umschlag gelegt.

»Gut«, sagte CeCe.

Wir aßen schweigend, danach standen meine Schwestern eine nach der anderen auf und verließen wortlos den Tisch, bis nur noch Ally und ich übrig waren.

»Macht's dir was aus, wenn ich mich auch hinlege, Maia? Ich bin ziemlich müde.«

»Aber nein«, antwortete ich. »Du hast es als Letzte erfahren und musst den Schock noch verdauen.«

»Stimmt.« Sie erhob sich. »Gute Nacht, Maia.«

»Gute Nacht.«

Unwillkürlich schlossen sich meine Finger um den Umschlag, der unberührt neben meinem Teller lag. Dann stand auch ich auf und ging zum Pavillon, wo ich das Kuvert unter mein Kopfkissen schob und Papier und Bleistift aus meinem Arbeitszimmer holte.

Bewaffnet mit einer Taschenlampe kehrte ich zurück zur Armillarsphäre. Inzwischen wurde es dunkel, und die ersten Sterne funkelten am Himmel. Pa Salt hatte mir die Plejaden von seinem Observatorium mehr als einmal gezeigt, wenn sie zwischen November und April direkt über dem See zu sehen waren.

»Du fehlst mir«, flüsterte ich zum Himmel empor. »Hoffentlich werde ich das alles eines Tages begreifen.«

Ich wandte mich den Goldbändern um den Globus zu. Nachdem ich die griechischen Wörter, so gut es ging, mit der Taschenlampe in der linken Hand abgeschrieben hatte, zählte ich mit dem festen Vorsatz, am folgenden Tag noch einmal herzukommen, um meine Aufzeichnungen zu überprüfen, die notierten Inschriften.

Es waren sechs.

Fehlte nur ein Band, das ich mir noch nicht angesehen hatte. Als ich den Strahl der Taschenlampe auf das siebte richtete, stellte ich fest, dass sich darauf keine Inschrift befand, nur ein Name: »Merope.«

## VII

Die frühen Morgenstunden verbrachte ich damit, die Inschriften der Armillarsphäre zu übersetzen. Welche Bedeutung sie für die anderen hatten, konnte und wollte ich nicht beurteilen, meine eigene hob ich mir bis zum Schluss auf, weil ich fast ein wenig Angst hatte, sie zu entschlüsseln. Am Ende ergab sich folgender Satz:

*Lass dich nie von der Angst leiten.*

Eine treffendere Beschreibung meiner Persönlichkeit hätte ich mir kaum vorstellen können.

Am Morgen kehrte ich nach der unvermeidlichen Tasse Tee ins Schlafzimmer zurück, nahm zögernd den Umschlag unter dem Kissen heraus und ging mit ihm ins Wohnzimmer, wo ich ihn eine Weile betrachtete, während ich den Tee trank.

Schließlich holte ich tief Luft und riss ihn auf. Darin befanden sich ein Brief und noch etwas anderes; meine Finger ertasteten etwas Festes und leicht Strukturiertes. Als ich es herauszog, sah ich, dass es sich um eine dreieckige Keramikfliese handelte, cremeweiß mit einem Stich ins Grünliche. Beim Umdrehen entdeckte ich auf der Rückseite eine verblichene, unleserliche Inschrift.

Ich legte die Fliese weg, entfaltete mit zitternden Fingern Pas Brief und begann zu lesen.

*Meine liebe Maia,*

*bestimmt bist Du, wenn Du diese Zeilen liest, verwirrt und traurig. Meine geliebte älteste Tochter, ich versichere Dir, dass Du mir stets eine große Freude gewesen bist. Obwohl ich mich nicht damit brüsten kann, Dein leiblicher Vater zu sein, bitte ich Dich, mir zu glauben, dass ich Dich immer geliebt habe, als wäre ich es. Du hast mich auf die Idee gebracht, Deine wunderbaren jüngeren Schwestern zu adoptieren. Und Ihr wart mir das größte Glück im Leben.*

*Du hast mich nie nach Deiner eigentlichen Herkunft gefragt, danach, wo ich Dich gefunden habe und welche Umstände zu Deiner Adoption geführt haben. Ich hätte es dir erklärt, wenn Du es wie eine Deiner Schwestern vor ein paar Jahren getan hättest. Nun, da ich diese Erde verlassen werde, möchte ich Dir die Möglichkeit geben, es herauszufinden, falls Du das irgendwann möchtest.*

*Keine von Euch hatte eine Geburtsurkunde, doch wie Ihr wisst, seid Ihr nun alle offiziell meine Töchter. Das kann Euch niemand nehmen. Ich kann Dir nur die Richtung weisen; Du selbst musst entscheiden, ob Du die Reise in die Vergangenheit antreten willst. Auf der Armillarsphäre, die Du inzwischen gesehen hast, befinden sich die genauen Koordinaten des Ortes, an dem Deine Geschichte begann. Auch der Hinweis in dem Umschlag wird Dir weiterhelfen.*

*Maia, ich kann nicht beurteilen, was Du finden wirst, wenn Du tatsächlich beschließt, in das Land Deiner Geburt zurückzukehren. Allerdings kann ich Dir versichern, dass Deine leibliche Familie und ihre Geschichte mein Leben beeinflusst haben.*

*Es stimmt mich traurig, dass mir keine Zeit bleibt, Dir mehr über mich zu erzählen, und dass Du vielleicht manchmal das Gefühl hattest, ich würde vieles für mich behalten. Das habe ich getan, um Euch alle zu schützen. Aber kein Mensch ist eine Insel. Und als Ihr älter wurdet, musste ich dafür sorgen, dass Ihr flügge wurdet.*



*Wir haben alle unsere Geheimnisse. Glaube mir bitte trotzdem, dass die Familie mein Lebensinhalt war. Und dass die Liebe der Eltern zu ihrem Kind meiner Ansicht nach die stärkste Macht auf Erden ist.*

*Maia, natürlich bedauere ich, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, viele meiner Entscheidungen. Fehler sind menschlich, nur durch sie lernen und entwickeln wir uns weiter. Mein größter Wunsch ist es, die Erkenntnisse, die ich im Lauf der Jahre gewonnen habe, an meine geliebten Töchter weiterzugeben.*

*Soweit ich weiß, hast Du aufgrund Deiner bisherigen Erfahrungen den Glauben an die Menschheit verloren. Meine liebe Maia, bitte lass Dir sagen, dass es mir genauso ergangen ist und dass das bisweilen mein Leben beeinträchtigt hat. Jedoch habe ich in meiner Zeit auf Erden gelernt, dass auf jeden schlechten Menschen Tausende gute kommen. Vertraue auf unsere angeborene Güte. Nur dann kannst Du ganz leben und lieben.*

*Damit verabschiede ich mich von Dir, meine liebe Maia. Bestimmt habe ich Dir und Deinen Schwestern ausreichend Stoff zum Nachdenken gegeben. Ich wache vom Himmel aus über Euch.*

*Euer Euch liebender Vater*

*Pa Salt X*

Ich merkte, dass meine Hände zitterten. Den Brief würde ich ein zweites, vielleicht auch ein drittes oder viertes Mal lesen müssen; ein Satz hatte sich jedoch bereits bei der ersten Lektüre eingepägt.

Hatte er Bescheid gewusst?

Ich wählte Marinas Handynummer und bat sie, zu mir in den Pavillon zu kommen. Als sie fünf Minuten später eintraf, sah sie meine kummervolle Miene und den geöffneten Brief auf dem Beistelltischchen.

»O Maia«, sagte sie und breitete die Arme aus. »Die Stimme deines Vaters aus dem Jenseits scheint dich aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben.«

Ich ignorierte ihre ausgebreiteten Arme. »Sag, Ma, hast du Pa Salt von unserem ... Geheimnis erzählt?«

»Natürlich nicht! Ich halte meine Versprechen«, erklärte sie entrüstet.

»Also wusste er nichts davon?«

»Nein. Wie auch?«

»In dem Brief steht etwas, das darauf hindeutet, dass er es doch gewusst hat ...«

»Darf ich mal lesen?«

»Klar. Hier.« Ich reichte ihr den Brief.

Wenig später hob sie den Blick und nickte.

»Ich kann deine Reaktion verstehen, aber ich glaube, dass dein Vater dir nur *seine* Sicht der Dinge darlegen wollte.«

Ich sank aufs Sofa und stützte den Kopf in die Hände.

»Maia.« Marina seufzte. »Wie es in dem Brief deines Vaters so schön heißt: Irren ist menschlich. Wir tun, was wir zum gegebenen Zeitpunkt für richtig halten. Du hast viel mehr noch als deine Schwestern immer deine eigenen Gefühle hintangestellt. Besonders gegenüber deinem Vater.«

»Ich wollte ihn nicht enttäuschen.«

»Ich weiß, *chérie*, und euer Vater wollte, dass ihr alle zufrieden seid und euch sicher und geliebt fühlt. Bitte quäle dich nicht ausgerechnet heute mit solchen Gedanken. Vielleicht solltest du jetzt, da er nicht mehr bei uns ist, endlich an dich selbst und das denken, was *du* möchtest.« Marina schwieg kurz. »Elektra und Tiggy wollen abreisen. CeCe hat Georg heute Morgen angerufen und ist mit Star zu seinem Büro in Genf gefahren. Und Ally sitzt in der Küche an ihrem Laptop.«

»Weißt du, ob schon eine ihren Brief gelesen hat?«, fragte ich.

»Wenn, haben sie es mir nicht gesagt«, antwortete Marina.

»Möchtest du mit uns essen, bevor Elektra und Tiggy abreisen?«

»Gern. Tut mir leid, dass ich an dir gezweifelt habe.«

»Angesichts des Briefes ist das nur zu verständlich. Das Arbeitszimmer deines Vaters ist übrigens wieder offen, ich habe

den Schlüssel gefunden. Und nun beruhige dich ein bisschen, und um eins sehen wir uns dann im Haus.«

»Danke«, flüsterte ich, als Marina zur Tür ging, wo sie stehen blieb und sich zu mir umwandte.

»Maia, du bist die Tochter, die ich gern gehabt hätte. Und wie dein Vater liebe ich dich auch so.«

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich mir, als sie weg war, auf dem Sofa die Seele aus dem Leib heulte.

Mir war klar, dass ich aus *Selbstmitleid* weinte. Nicht wegen Pas Tod und der Schmerzen, die er dabei möglicherweise gehabt hatte, sondern wegen meines eigenen Kummers über seinen Verlust und der schrecklichen Erkenntnis, dass ich nicht genug Vertrauen gehabt hatte, ihm die Wahrheit zu sagen.

Was war ich nur für ein Mensch? Was hatte ich getan?

Und warum überkamen mich all diese Gefühle, die in vielerlei Hinsicht nichts mit Pas Tod zu tun hatten, jetzt?

*Ich führe mich auf wie Elektra*, dachte ich in der Hoffnung, dass mich das dazu bringen würde, mich zusammenzureißen. Doch das tat es nicht. Die Tränen wollten einfach nicht versiegen. Ich vergaß die Zeit, und als ich schließlich den Blick hob, sah ich Tiggy mit besorgter Miene vor mir stehen.

»Maia, ich wollte dir sagen, dass Elektra und ich bald abreisen und wir uns verabschieden möchten. Aber so kann ich nicht von dir weggehen ...«

»Tut mir leid ...«, schniefte ich.

»Warum entschuldigst du dich?«, fragte sie, setzte sich neben mich und nahm meine Hände in die ihren. »Du bist auch nur ein Mensch. Das scheinst du manchmal zu vergessen.«

Als ihr Blick auf Pas Brief auf dem Beistelltischchen fiel, nahm ich ihn an mich.

»Hat er dich verunsichert?«, fragte sie mich.

»Ja ... nein ...«

Ich wusste, dass ich mich ihr nicht erklären konnte. Für Tiggy

war ich mehr als für die anderen Schwestern Mutter gewesen. Sie hatte mir vertraut, ich war immer für sie da gewesen. Und nun kehrten sich die Rollen um.

»Das Mittagessen hast du verpasst«, teilte sie mir mit.

»Sorry.«

»Würdest du bitte aufhören, dich zu entschuldigen? Uns ist klar, was Pas Tod für dich bedeutet.«

»Ich bin doch diejenige, die sonst immer allen beisteht! Und nun klappe ich zusammen. Hast du deinen Brief schon aufgemacht?«, fragte ich.

»Nein, noch nicht. Ich möchte ihn mit nach Schottland nehmen und an einer ganz besonderen Stelle im Moor lesen.«

»Bei mir ist dies das Zuhause, wo ich hingehöre, also habe ich den meinen hier geöffnet. Aber ich habe ein schlechtes Gewissen, Tiggy«, gestand ich.

»Warum?«

»Weil ... weil ich aus Selbstmitleid weine, nicht wegen Pa.«

»Maia.« Sie seufzte. »Glaubst du denn, Menschen würden aus einem anderen Grund über den Verlust eines geliebten Menschen weinen?«

»Ja, schon. Sie weinen, weil ein Leben zu Ende geht, weil der Betreffende Schmerzen erleiden musste, oder nicht?«

Tiggy schmunzelte. »Ich weiß, dass du mit meinem Glauben an ein Leben nach dem Tod, daran, dass die Seele weiterlebt, nicht viel anfangen kannst. Aber ich sehe Pa jetzt irgendwo im Universum, von seinem unzulänglichen menschlichen Leib befreit ... zum ersten Mal wirklich frei. In seinen Augen habe ich oft gesehen, dass er viel gelitten haben muss. Wenn eines meiner Rehe stirbt und vom Schmerz des Lebens erlöst wird, weiß ich, dass ich weine, weil das Tier mir fehlen wird. Maia, auch wenn du nicht an ein Jenseits glauben kannst: Bei der Trauer geht's um die Hinterbliebenen. Um *uns*. Wir trauern, weil wir einen Verlust erlitten haben. Deswegen brauchst du wirklich keine Schuldgefühle zu haben.«

Als ich die Gelassenheit meiner Schwester spürte, wusste ich, dass sie recht hatte, dass ich den Teil von mir, den sie »Seele« nannte, viele Jahre lang bewusst ignoriert hatte.

»Danke, Tiggy. Tut mir leid, dass ich beim Lunch nicht dabei war.«

»Viel hast du nicht versäumt. Am Ende waren nur Ally und ich da. Elektra hat ihre Sachen gepackt, weil sie angeblich schon zu viel ungesundes Zeug gegessen hat, und CeCe und Star waren noch in Genf. Sie sind heute Vormittag zu Georg Hoffman gefahren.«

»Das hat Ma mir gesagt. Wahrscheinlich wollte CeCe mehr über die finanzielle Seite erfahren, oder?«

»Das vermute ich auch. Du weißt bestimmt, dass CeCe die Kunstakademie in London besuchen will. Dazu brauchen sie eine Wohnung, und die kostet Geld.«

»Ja.«

»Es liegt auf der Hand, dass Pas Tod für dich weit mehr Veränderung bedeutet als für uns andere. Wir wissen alle, dass du hier bei ihm geblieben bist, um ihm Gesellschaft zu leisten und dich um ihn zu kümmern.«

»Tiggy, das stimmt so nicht. Ich wusste einfach nicht, was ich sonst hätte machen sollen«, gestand ich.

»Du gehst wie üblich zu hart mit dir selbst ins Gericht. Pa war auf jeden Fall auch ein Grund, warum du hiergeblieben bist. Nun, wo er nicht mehr ist, steht dir die Welt offen. Du hast einen Beruf, den du überall ausüben kannst, du kannst hingehen, wo du willst.« Tiggy sah auf ihre Uhr. »Aber jetzt muss ich zurück, packen. Auf Wiedersehen, Maia«, sagte sie und umarmte mich. »Bitte pass auf dich auf. Du weißt, dass du mich jederzeit anrufen kannst, wenn du mich brauchst. Komm mich doch mal in den Highlands besuchen. Dort ist es wunderschön und himmlisch ruhig.«

»Vielleicht tue ich das, Tiggy. Danke.«

Kurz danach machte ich mich auf den Weg, um mich von

Elektra zu verabschieden. Als ich in Richtung Anlegestelle ging, tauchte sie plötzlich vor mir auf.

»Ich verschwinde«, informierte sie mich. »Meine Agentur hat mir gerade mitgeteilt, dass sie mich mit einer Konventionalstrafe belegen, wenn ich morgen früh nicht bei dem Fotoshooting bin.«

»Okay.«

»Hey.« Elektra legte den Kopf ein wenig schief. »Alles in Ordnung?«

»Ja, keine Sorge.«

»Jetzt, wo du dich nicht mehr um Pa kümmern musst, könntest du doch nach Hollywood kommen und eine Weile bei mir und Mitch bleiben. Wir haben ein tolles kleines Gartenhaus, da kannst du jederzeit wohnen.«

»Danke, Elektra. Melde dich, ja?«

»Klar. Bis bald«, sagte sie, als wir die Anlegestelle erreichten, wo CeCe und Star gerade das Boot verließen.

»Hallo, Leute«, begrüßte CeCe uns, und ihr Lächeln verriet mir, dass ihr Ausflug nach Genf erfolgreich gewesen war.

»Fährst du weg, Elektra?«, erkundigte sich Star.

»Ich muss nach L. A. zurück. Wisst ihr, manche von uns müssen sich ihren Lebensunterhalt verdienen«, sagte sie schnippisch mit einem Blick auf CeCe.

»Und manche von uns benutzen ihr Gehirn und nicht ihren Körper dafür«, erwiderte CeCe, als Ally sich mit Tiggy zu uns gesellte.

»Sachte, sachte. In der gegenwärtigen Situation sollten wir nicht streiten, sondern einander beistehen, findet ihr nicht? Tschüs, Elektra.« Ally küsste ihre Schwester auf beide Wangen. »Und wir sollten uns bald mal wiedersehen.«

»Stimmt«, sagte Elektra, während sie sich mit einem Kuss von Star verabschiedete, ohne CeCe Beachtung zu schenken. »Bist du so weit, Tiggy?«

»Ja«, antwortete Tiggy, nachdem sie die anderen Schwestern umarmt hatte, und trat zu Star, um sie ebenfalls zu drücken. Ich

sah, dass sie Star dabei etwas ins Ohr flüsterte und diese zurückflüsterte.

»Los geht's«, meinte Elektra. »Ich kann's mir nicht leisten, den Flieger zu verpassen.«

Tiggy und Elektra kletterten an Bord, und wir vier winkten ihnen nach, bevor wir zum Haus zurückkehrten.

»Ich glaube, Star und ich packen's auch bald«, erklärte CeCe.

»Könnten wir nicht noch ein bisschen bleiben?«, bettelte Star.

»Wozu? Pa ist nicht mehr da, wir sind beim Anwalt gewesen und müssen so schnell wie möglich nach London zurück und eine Bleibe suchen.«

»Okay«, sagte Star.

»Was willst du in London machen, wenn CeCe in der Kunstakademie ist?«, fragte Ally.

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht«, antwortete Star.

»Du wolltest doch einen Kurs in der Cordon-bleu-Meisterkochschule besuchen, oder, Star? Sie ist eine fabelhafte Köchin«, fügte CeCe an mich gewandt hinzu. »Ich erkundige mich dann mal nach Flügen. Es gibt einen um acht von Genf nach Heathrow, der wäre ideal. Bis später.«

Ally und ich sahen den beiden nach, wie sie ins Haus gingen.

»Sag's nicht«, seufzte ich.

»Ich hab's früher immer sehr positiv gefunden, dass sie sich so nahe waren«, bemerkte Ally. »Sie sind die mittleren beiden, und es war gut, dass sie einander hatten.«

»Als Pa sie damals in unterschiedliche Schulen schicken wollte, hat Star hysterisch zu weinen begonnen und ihn angefleht, sie mit CeCe gehen zu lassen«, erinnerte ich mich.

»Das Problem ist nur, dass man nie mit Star allein reden kann. Geht's ihr gut? Sie sieht furchtbar aus.«

»Keine Ahnung, Ally. Manchmal habe ich das Gefühl, sie kaum zu kennen«, gestand ich.

»Wenn CeCe die Kunstakademie besucht und Star beschließt,

selbst etwas anzufangen, verschafft ihnen das vielleicht die Chance, ein bisschen Abstand voneinander zu gewinnen. Wie wär's, wenn wir beide uns auf die Terrasse setzen und ich Claudia bitte, dir ein paar Sandwiches zu bringen? Du bist sehr blass, Maia, und ich weiß, dass du mittags nichts gegessen hast. Außerdem möchte ich etwas mit dir besprechen.«

Ich setzte mich und reckte das Gesicht in die Sonne. Kurz darauf kehrte Ally zurück und nahm neben mir Platz.

»Claudia bringt gleich was zu essen«, teilte sie mir mit. »Maia, ich will ja nicht neugierig sein, aber hast du deinen Brief heute Nacht aufgemacht?«

»Ja. Eigentlich eher heute Morgen.«

»Offensichtlich hat er dich aus dem Gleichgewicht gebracht.«

»Ja, aber inzwischen habe ich mich wieder gefangen.« Tiggys Fürsorglichkeit hatte ich als tröstlich empfunden, doch bei Ally würde ich das Gefühl haben, herablassend behandelt zu werden, das wusste ich. »Und du?«

»Ich hab ihn auch geöffnet. Er war wunderschön und hat mich gleichzeitig zum Weinen gebracht und fröhlich gestimmt. Heute Morgen habe ich die Koordinaten im Internet überprüft. Jetzt weiß ich, wo wir alle herkommen. Und da gibt's ein paar Überraschungen, das kann ich dir flüstern«, fügte sie hinzu, als Claudia einen Teller mit Sandwiches brachte.

»Du weißt, wo wir zur Welt gekommen sind? Wo *ich* geboren wurde?«

»Ja, oder zumindest, wo Pa uns wahrscheinlich gefunden hat. Möchtest du es wissen, Maia? Ich kann es dir sagen. Oder willst du's selber rausfinden?«

»Keine Ahnung.«

»Eins steht jedenfalls fest: Pa ist ganz schön rumgekommen.«

Hätte ich in dieser paradoxen Situation, in der es um Tod und gleichzeitig um eine Art Wiedergeburt ging, doch nur genauso gelassen sein können wie sie!

»Du weißt also, woher du stammst?«, fragte ich.



»Ja. Aber es ergibt noch keinen Sinn.«

»Was ist mit den andern? Hast du ihnen gesagt, dass du weißt, wo sie geboren wurden?«

»Nein, aber ich habe ihnen erklärt, wie sie die Koordinaten über Google Earth recherchieren können. Soll ich es dir auch zeigen?« Ally richtete ihre blauen Augen auf mich.

»Im Moment weiß ich das nicht so genau.«

»Wie gesagt: Man kann's ganz leicht rausfinden.«

»Dann werde ich das vermutlich tun, wenn ich bereit dazu bin.« Wieder einmal hatte ich das Gefühl, nicht ganz mit meiner Schwester Schritt halten zu können.

»Ich notiere dir, wie du's machen musst, Maia. Hast du die griechischen Inschriften auf der Armillarsphäre schon übersetzt?«

»Ja.«

»Ich würde gern erfahren, was Pa sich für mich ausgedacht hat«, sagte Ally. »Verrätst du's mir?«

»Auswendig weiß ich es nicht, aber ich kann im Pavillon nachsehen und es dir aufschreiben.«

»Danke.«

Als ich in eines von Claudias Sandwiches biss, wünschte ich mir wohl schon zum tausendsten Mal, Ally ähnlicher zu sein, die den Stier furchtlos bei den Hörnern packte. Der Beruf, für den sie sich entschieden hatte, war gefährlich und oft einsam; die Wellen konnten ihr kleines Boot in null Komma nichts zum Kentern bringen. Das Segeln spiegelte ihre Persönlichkeit. Von uns allen schien sie sich in ihrer Haut am wohlsten zu fühlen. Ally dachte niemals negativ über etwas, sondern nahm Rückschläge stets als positive Lebenslektionen hin und machte einfach weiter.

»Wir beide scheinen den andern die Informationen geben zu können, die sie benötigen, um sich über ihre Vergangenheit zu informieren«, bemerkte Ally.

»Ja, aber vielleicht ist es noch zu früh, darüber nachzudenken, ob wir Pas Hinweisen folgen wollen.«

»Kann sein.« Ally seufzte. »Außerdem beginnt die Zykladenregatta bald, und ich muss so schnell wie möglich zur Crew. Offen gestanden wird es mir nach dem, was ich vor ein paar Tagen beobachtet habe, schwerfallen, wieder aufs Wasser zurückzukehren.«

»Das denke ich mir. Zerbrich dir darüber mal nicht den Kopf«, versuchte ich, Ally zu trösten.

»Hoffentlich gelingt mir das. Es ist tatsächlich das erste Mal in meiner Profilaufbahn, dass ich kalte Füße bekomme.«

»Du hast so viele Jahre deine gesamte Energie ins Segeln gesteckt und darfst dich jetzt nicht davon abbringen lassen.«

»Stimmt. Ich werde mein Bestes geben, damit wir gewinnen. Für ihn. Danke Maia. Erst neulich ist mir aufgegangen, wie sehr das Segeln mein Leben beherrscht. Du erinnerst dich sicher noch, dass ich in jungen Jahren unbedingt Flötistin werden wollte. Aber als ich schließlich bereit war für die Musikakademie, hatte sich schon das Segeln als wichtiger entpuppt«, gab sie wehmütig zu.

»Natürlich erinnere ich mich. Du hast so viele Begabungen, Ally. Und dein Flötenspiel fehlt mir.«

»Seltsamerweise mir auch. Doch zu einem anderen Thema: Wirst du allein hier zurechtkommen?«

»Natürlich. Mach dir um mich keine Sorgen. Ich habe Ma und meine Arbeit.«

»Vielleicht willst du ja später ein paar Tage mit mir auf dem Boot rausfahren? Wir segeln, wo du möchtest, zum Beispiel die Amalfiküste runter. Die ist wunderschön, einer meiner Lieblingsorte. Möglicherweise nehme ich sogar die Flöte mit«, meinte sie schmunzelnd.

»Gute Idee, danke, aber im Moment bin ich sehr beschäftigt mit Übersetzen.«

»Wir haben zwei Plätze in einem Flieger nach Heathrow«, erklärte da CeCe, die in dem Augenblick auf die Terrasse trat. »Christian bringt uns in einer Stunde zum Flughafen.«

»Dann versuche ich, einen Last-Minute-Flug nach Nizza zu

kriegen, und begleite euch. Bitte vergiss nicht, mir die Inschrift zu notieren, Maia«, sagte Ally, stand auf und ging ins Haus.

»Alles gut gelaufen bei Georg?«, fragte ich CeCe.

»Ja.« CeCe nickte. »Hast du die Inschriften übersetzt?« Sie zog einen Stuhl heraus und setzte sich.

»Ja.«

»Ally sagt, dass sie alle unsere Koordinaten hat«, stellte CeCe fest.

»Hast du deinen Brief schon aufgemacht?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Nein. Star und ich haben uns darauf geeinigt, unsere Umschläge gemeinsam zu öffnen. Aber ich wäre dir sehr dankbar, wenn du unsere Inschriften aufschreiben, den Zettel in ein Kuvert stecken und uns den vor unserer Abreise geben könntest. Ally habe ich um die Koordinaten gebeten.«

»Die deine kann ich dir geben, CeCe. Aber Pa hat mich in seinem Brief an mich angewiesen, die übersetzte Inschrift nur der Schwester, für die sie bestimmt ist, zu geben. Weswegen ich Star die ihrige persönlich aushändigen muss«, log ich.

»Na schön.« CeCe zuckte mit den Achseln. »Wir vergleichen sie sowieso miteinander.« Sie sah mich an. »Kommst du allein zu recht, jetzt, wo Pa weg ist? Was willst du hier anstellen?«

»Arbeiten.«

»Wir wissen alle, dass du nur seinetwegen hiergeblieben bist. Du könntest zu uns nach London kommen, sobald wir eine Wohnung haben. Ich habe mich schon mit Maklern in Verbindung gesetzt. Wir würden uns über einen Besuch freuen.«

»Danke, das ist sehr nett von euch, CeCe. Ich gebe euch Bescheid.«

»Gut. Darf ich dich was fragen?«

»Klar.«

»Meinst du ... meinst du, dass Pa mich mochte?«

»Was für eine Frage! Natürlich, CeCe. Er hat uns alle gleich geliebt.«

»Es ist nur, weil ...«

CeCes Finger mit den abgekauten Nägeln huschten über den Tisch.

»Was ist?«, fragte ich.

»Ehrlich gesagt habe ich Angst, den Brief aufzumachen. Wie du weißt, bin ich nicht gerade der emotionalste Mensch, und ich habe mein Verhältnis zu Pa nie für sonderlich eng gehalten. Trotzdem merke ich, dass die Leute mich für abweisend und übertrieben rational halten, alle außer Star natürlich, aber ich habe auch Gefühle. Glaubst du mir das?«

Unwillkürlich berührte ich ihre Hand. »Ja, natürlich. Ich erinnere mich, wie schockiert Ma damals über dein Eintreffen hier gewesen ist, weil so wenig Zeit zwischen Star und dir verstrichen war. Als ich Pa gefragt habe, wieso wir so schnell wieder eine neue Schwester kriegen, hat er geantwortet, weil du so besonders bist, dass er dich einfach herbringen musste.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Zum ersten Mal in ihrem Leben sah meine Schwester aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

»Danke, Maia. Aber jetzt muss ich Star sagen, dass wir uns bald auf den Weg machen.«

Als ich ihr nachblickte, wurde mir bewusst, wie sehr Pas Tod uns alle bereits verändert hatte.

Eine Stunde später, nachdem ich meinen Schwestern die Übersetzungen ihrer jeweiligen Inschriften überreicht hatte, stand ich wieder an der Anlegestelle und sah Ally, CeCe und Star nach, wie sie im Motorboot übers Wasser brausten, zurück in ihre eigene Welt. Kurz darauf schenkte ich mir im Pavillon ein Glas Wein ein und dachte darüber nach, wie jede meiner Schwestern mir ein Plätzchen in ihrem jeweiligen Leben angeboten hatte. Ich hätte das folgende Jahr damit verbringen können, von einer zur anderen zu reisen.

Doch ich befand mich nach wie vor hier in meinem Elternhaus, obwohl es davor einen anderen Ort und ein anderes Leben gegeben hatte, an die ich mich nicht erinnerte und von denen ich nichts wusste.

Entschlossenen Schrittes ging ich in mein Arbeitszimmer und fuhr meinen Laptop hoch. Vielleicht war nun der richtige Zeitpunkt herauszufinden, wer *ich* war, woher ich stammte und wohin ich gehörte.

Meine Hände zitterten ein wenig, als ich bei Google Earth die Koordinaten eingab, wie Ally es mir erklärt hatte, und mit angehaltenem Atem wartete. Nach einer gefühlten Ewigkeit erschienen die von mir gewünschten Informationen, und ich erfuhr, wo ich zur Welt gekommen war.

## VIII

Zu meiner Überraschung schlief ich in jener Nacht tief und traumlos und erwachte am folgenden Morgen erfrischt. Nun lag ich im Bett, starrte die Decke an und versuchte zu verarbeiten, was ich tags zuvor erfahren hatte.

Wie Ally hatte auch ich nicht das Gefühl, dass die Information über meine Vorgeschichte mich schockieren musste – es war eher, als hätte ich sie bereits geahnt, denn wie zufällig hatte mein bisheriges Leben einen Bezug dazu gehabt. Kaum zu glauben, dass ich tatsächlich das Haus gesehen hatte, in dem ich zur Welt gekommen war und das auf der Luftaufnahme von Google Earth riesig und prächtig wirkte! Warum, fragte ich mich, hatte Pa mich als Baby von dort weggeholt?

Als ich aufstand, klingelte mein Handy. Weil auf dem Display eine unbekannte Nummer erschien, ging ich nicht ran und betrat die Küche, um meine Lebensgeister wie üblich mit einer Tasse English Breakfast Tea zu wecken.

Während ich ihn trank, wurde mir klar, wie ungeheuerlich die Vorstellung für mich war, schon morgen einfach ein Flugzeug besteigen und reisen zu können, wohin ich wollte. Und möglicherweise vierundzwanzig Stunden später an der Tür zu meiner Vergangenheit zu klopfen.

»*A Casa das Orquídeas, Laranjeiras, Rio de Janeiro, Brasilien.*«

Ich versuchte mich an den genauen Wortlaut des Gesprächs mit Pa vor meiner Studienfachwahl zu erinnern. Er hatte mich ermutigt, mich für Portugiesisch zu entscheiden, das wusste ich noch, und es war mir leichtgefallen, diese Sprache zu erlernen; sie bereitete mir genauso wenig Schwierigkeiten wie meine Mut-

tersprache Französisch. Ich ging ins Wohnzimmer, um die kleine dreieckige Fliese zu holen, nahm sie aus dem Umschlag und warf einen Blick auf die ausgeblichene Inschrift auf der Rückseite.

Da ich nun wusste, dass sie auf Portugiesisch verfasst war, gelang es mir am Ende, einige der Buchstaben und ein Datum – 1929 – zu entziffern.

Ich unterdrückte die Erregung, die mich plötzlich überkam. Wäre es albern, einfach nach Brasilien zu fliegen?

Aber ...

Bei einer zweiten Tasse Tee beruhigte ich mich genug, um zu dem Schluss zu gelangen, dass ich die Reise in meine Vergangenheit vielleicht irgendwann einmal antreten würde. Einen Grund hatte ich ja sogar, da ich die Werke brasilianischer Autoren ins Französische übersetzte. Und ich konnte mich mit dem brasilianischen Verleger der Bücher von Floriano Quintelas verabreden – des Autors, der mir kürzlich die E-Mail geschrieben hatte –, um über ihn an andere Autoren zu gelangen.

Wieder klingelte mein Handy. Ich holte es vom Nachtkästchen und hörte, während ich in die Küche zurückkehrte, die Mailbox ab:

»Maia, ich bin's, Zed. Du erinnerst dich doch noch an mich, oder?«, scherzte er. »Hast du das mit meinem Vater gehört? Es ist schrecklich; wir sind alle noch dabei, den Schock zu verdauen. Ich rufe dich nur an, weil ein Segelfreund mir gestern von der Sache mit deinem Vater erzählt hat, der offenbar ebenfalls gerade gestorben ist. Ich muss in den nächsten Tagen nach Genf und würde dich gern sehen. Vielleicht können wir uns gegenseitig trösten. Das Leben schreibt schon merkwürdige Geschichten, was? Ich weiß nicht, ob du überhaupt noch in Genf wohnst, muss aber irgendwo deine dortige Festnetznummer haben. Wenn ich in der Gegend bin, versuche ich, dich zu erreichen, oder schaue sogar im berühmten ›Atlantis‹ vorbei, falls ich nichts von dir höre. Das mit deinem Vater tut mir sehr leid. Pass auf dich auf.«

Der Klang seiner Stimme nach vierzehn Jahren ließ mich erstarren.

»O Gott«, stöhnte ich, während ich zu verarbeiten versuchte, dass Zed in ein paar Tagen möglicherweise bei mir auftauchen würde. Ich kam mir vor wie ein Hase im Scheinwerferkegel – ein Teil von mir hätte sich am liebsten unterm Bett verkrochen ...

Am Ende ging noch Marina oder Claudia ans Telefon und sagte ihm, dass ich da war. Ich bekam eine Gänsehaut. Ich musste ihnen sofort einschärfen, keinem, wirklich keinem Anrufer zu verraten, dass ich mich in »Atlantis« befand.

Aber was, wenn Zed einfach auftauchte? Er wusste, wo »Atlantis« lag, weil ich ihm den Weg beschrieben hatte.

»Ich muss weg von hier«, flüsterte ich und erwachte endlich aus meiner Schockstarre. Auf und ab marschierend überlegte ich, das Angebot welcher Schwester ich annehmen sollte.

Da mir keines wirklich gefiel, spielte ich mit dem Gedanken, einfach wieder zu Jenny nach London zu fahren und bei ihr zu bleiben, bis ich gefahrlos zurückkehren konnte.

Aber wie lange? Zed würde sich möglicherweise eine ganze Weile in Genf aufhalten, denn mit ziemlicher Sicherheit verwalteten Schweizer Banken das Vermögen seines Vaters.

»Warum jetzt?«, jammerte ich. Gerade in dem Moment, in dem ich Zeit gebraucht hätte, mich zu beruhigen, musste ich weg von hier, weil ein Wiedersehen mit ihm mich in meinem gegenwärtigen labilen Gemütszustand vollends fertigmachen würde.

Mein Blick fiel auf das Beistelltischchen. Unwillkürlich streckte ich die Hand nach der dreieckigen Fliese aus.

Wenn ich Distanz zu ihm schaffen wollte, ohne dass jemand über meinen Aufenthaltsort Bescheid wusste, war Brasilien genau der richtige Ort. Ich konnte den Laptop mitnehmen und dort an meiner Übersetzung arbeiten. Warum nicht?

»Ja, Maia, warum nicht?«, fragte ich mich selbst.



Eine Stunde später betrat ich die Küche im großen Haus und fragte Claudia, wo Marina sei.

»Sie erledigt ein paar Dinge in Genf. Soll ich ihr etwas ausrichten, wenn sie wieder da ist?«

»Ja«, antwortete ich und nahm allen Mut zusammen. »Sagen Sie ihr, dass ich heute Abend abreise und frühestens in zwei Wochen wiederkomme. Und falls jemand für mich anrufen oder vorbeischaun sollte, erklären Sie ihm bitte, dass ich eine Weile weg sein werde.«

Die sonst so unerschütterliche Claudia wirkte überrascht.

»Wo wollen Sie hin, Maia?«

»Fort«, antwortete ich.

»Gut«, meinte sie nur.

»Ich gehe in den Pavillon, packen«, erklärte ich. »Könnten Sie Christian, wenn er zurückkommt, sagen, dass ich so gegen drei Uhr mit dem Motorboot nach Genf fahren möchte?«

»Soll ich Ihnen mittags etwas zu essen machen?«

»Nein danke«, antwortete ich, weil mir flau im Magen war. »Ich schau noch mal vorbei, bevor ich aufbreche. Und vergessen Sie bitte nicht: Wenn irgendwer mich sprechen möchte – ich bin nicht da.«

»Das haben Sie bereits gesagt.«

Zwei Stunden später, nachdem ich Flüge und ein Hotel gebucht und hastig gepackt hatte, verließ ich »Atlantis«. Als das Motorboot mich nach Genf brachte, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, ob ich vor meiner Vergangenheit floh oder auf sie zuing.

## IX

Aufgrund des Zeitunterschieds traf ich am folgenden Morgen um sechs Uhr auf brasilianischem Boden ein. Obwohl ich wusste, dass hier Winter war, also Temperaturen um die fünfundzwanzig Grad herrschten, war ich enttäuscht, bei wolkenverhangenem Himmel anzukommen, weil ich blendende südamerikanische Sonne erwartet hatte. In der Ankunftshalle hielt ein Mann ein Schild mit meinem Namen hoch.

»*Olá, eu sou Senhorita d'Aplière. Como está?*«, fragte ich meinen Fahrer auf Portugiesisch und freute mich über seinen erstaunten Gesichtsausdruck.

Als wir im Wagen das Flughafengelände in Richtung Rio verließen, sah ich gespannt auf die Stadt, in der ich anscheinend zur Welt gekommen war, hinaus. Zwar hatte ich mich in meinem zweiten Studienjahr im Rahmen eines Austauschprogramms in Brasilien aufgehalten, war jedoch hauptsächlich in São Paulo geblieben und lediglich in die alte Hauptstadt Salvador gereist. Berichte über die hohe Kriminalitätsrate, die Armut und das ausschweifende Nachtleben von Rio hatten mich davon abgehalten, diese Metropole als allein reisende Frau zu besuchen. Doch nun war ich hier, und wenn Pa Salts Informationen stimmten, war ich genauso sehr Teil dieser Stadt wie sie von mir.

Der Fahrer, der sichtlich begeistert war, es einmal mit einer Fremden zu tun zu haben, die fließend Portugiesisch sprach, fragte mich, woher ich komme.

»Von hier. Ich bin hier geboren«, antwortete ich.

Er musterte mich im Rückspiegel.

»Ja, natürlich! Jetzt sehe ich es! Aber Sie heißen d'Aplière, also

dachte ich, Sie sind Französin. Wollen Sie in Rio Verwandte besuchen?«

»Ja, so könnte man es ausdrücken.«

»Schauen Sie.« Der Fahrer deutete zu dem Berg hinauf, auf dem mit ausgebreiteten Armen, die ganze Stadt umfassend, eine weiße Figur stand. »Unser *Cristo Redentor*. Wenn ich ihn sehe, weiß ich, dass ich wieder zu Hause bin.«

Ich blickte zu der hellen, elegant geformten Skulptur hoch, die wie eine Engelserscheinung zwischen den Wolken zu schweben schien. Obwohl ich sie wie die meisten Menschen vom Fernsehen her kannte, war der tatsächliche Anblick atemberaubend und ergreifend.

»Sind Sie schon mal oben bei Ihm gewesen?«, fragte der Fahrer.

»Nein.«

»Dann sind Sie eine echte *carioca*!«, meinte er grinsend. »Obwohl Er eins der sieben Weltwunder unserer Zeit ist, halten wir in Rio Ihn für selbstverständlich. Nur die Touristen strömen in Scharen hin.«

»Ich möchte auch hinauf«, erklärte ich, als wir in einen Tunnel fuhren und Christus der Erlöser verschwand.

Vierzig Minuten später hielten wir vor dem Caesar Park Hotel, wo jenseits der breiten Straße der kilometerlange prächtige Strand von Ipanema lag, der aufgrund der frühen Stunde noch menschenleer war.

»Hier ist meine Karte, Senhorita d'Aplíese. Ich heiße Pietro. Sagen Sie mir einfach Bescheid, wenn Sie in die Stadt möchten.«

»*Obrigada*«, bedankte ich mich und gab ihm ein paar *reais* Trinkgeld, bevor ich dem Pagen in die Hotelhalle folgte, um einzuchecken.

Kurz darauf befand ich mich in einer geräumigen Suite mit wunderbarem Blick auf den Strand von Ipanema. Das Zimmer war unverschämt teuer, aber etwas anderes hatte ich so kurzfristig nicht bekommen können. Und weil ich nur selten etwas von dem Geld ausgab, das ich verdiente, hatte ich kein schlechtes

Gewissen. Abhängig davon, wie sich die folgenden Tage gestalteten und ob ich länger bliebe, würde ich möglicherweise bald ein Apartment mieten.

Und was *würde* in den nächsten Tagen geschehen?

Die vergangenen vierundzwanzig Stunden waren so chaotisch gewesen, und ich hatte so schnell aus der Schweiz fort gewollt, dass ich nicht wirklich zum Überlegen gekommen war, was ich nach meiner Ankunft in Brasilien machen würde. Da ich im Flugzeug nur wenig geschlafen hatte und von den traumatischen Ereignissen der vergangenen Tage erschöpft war, hängte ich das »Bitte nicht stören«-Schild an die Tür, schlüpfte zwischen die frisch duftenden Laken und schlief sofort ein.

Einige Stunden später wachte ich hungrig auf und fuhr mit dem Lift in das Restaurant im obersten Stockwerk, von dessen kleiner Terrasse ich einen wundervollen Blick sowohl aufs Meer als auch auf die Berge hatte, um einen Caesar Salad und ein Glas Weißwein zu bestellen. Die Wolken hatten sich inzwischen verzogen, und der Strand unter mir war voll mit sonnengebräunten Menschen.

Nach dem Essen fühlte ich mich gestärkt genug, um über mein weiteres Vorgehen nachzudenken. Ich warf einen Blick auf die Adresse, die zu den Koordinaten gehörte und die ich in meinem Handy gespeichert hatte. Es gab keinerlei Garantie dafür, dass meine leibliche Familie noch in dem Haus wohnte. Ich kannte ihren Namen nicht und wusste nichts über ihr Leben. Bei dem Gedanken, einfach dort aufzutauchen und zu verkünden, dass ich auf der Suche nach meiner Verwandtschaft sei, wurde ich nervös.

Doch dann fiel mir Pas Ermahnung ein, mich nicht von der Angst leiten zu lassen. Schließlich konnte mir nichts Schlimmeres passieren, als dass mir die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde. Vielleicht förderten das Glas Wein und der Jetlag meinen ungewohnten Mut. Jedenfalls kehrte ich in meine Suite zu-

rück und wählte, bevor ich es mir anders überlegen konnte, die Nummer der Rezeption, um zu erfragen, ob Pietro, der Fahrer, der mich vom Flughafen abgeholt hatte, mich zu der Adresse bringen könne.

Es war kein Problem. »Brauchen Sie den Wagen sofort?«

»Ja.«

Und so saß ich zehn Minuten später wieder in Pietros Taxi und verließ in gemächlichem Tempo das Stadtzentrum.

»Das Haus, die Casa das Orquídeas ... Ich glaube, das kenne ich«, meinte er.

»Ich nicht«, gestand ich.

»Wenn es das ist, das ich meine, ist es sehr alt und wurde früher von einer reichen portugiesischen Familie bewohnt«, erklärte er mir, während wir in einem der zahllosen Staus standen.

»Vermutlich gehört es inzwischen jemand anders«, sagte ich.

»Möglich.« Er schien meine Anspannung zu spüren. »Suchen Sie einen Verwandten?«

»Ja.« Wieder sah ich die Christusfigur über uns, und obwohl ich nicht sonderlich religiös war, empfand ich den Anblick ihrer ausgebreiteten Arme als zutiefst tröstlich.

»In ein paar Minuten sind wir da«, teilte Pietro mir eine Viertelstunde später mit. »Von der Straße aus werden Sie wahrscheinlich nicht viel erkennen können, weil das Anwesen von einer hohen Hecke umgeben ist. Dies war früher einmal ein ziemlich exklusives Viertel, aber inzwischen hat sich leider viel verändert.«

In der Straße wechselten sich tatsächlich gewerbliche Gebäude und Wohnblöcke ab.

»Das Haus ist da drüben, Senhorita.«

Ich folgte mit dem Blick Pietros ausgestrecktem Zeigefinger und entdeckte eine lang gezogene, wild wuchernde Hecke, zwischen deren Blättern Unkraut blühte. Verglichen mit unserem Genfer Garten wirkte dieses Anwesen ziemlich ungepflegt.

Über der Hecke waren lediglich altmodische Schornsteine zu

erkennen, deren früheres Ziegelrot von einer dicken schwarzen Rußschicht bedeckt war.

»Vielleicht steht das Haus leer«, meinte Pietro achselzuckend.

»Möglich«, pflichtete ich ihm bei.

»Soll ich halten?«, fragte er, wurde langsamer und lenkte den Wagen an den Straßenrand.

»Ja, bitte.«

Er schaltete den Motor aus und wandte sich zu mir um. »Ich warte hier auf Sie. Viel Glück, Senhorita d'Aplièse.«

»Danke.«

Ich stieg aus und schlug in meiner Nervosität die Tür des Wagens mit mehr Wucht als nötig zu. Auf dem Gehsteig versuchte ich mir einzureden, dass das, was in den folgenden Minuten geschehen würde, keinerlei Einfluss auf mein Leben hätte. Ich hatte einen Vater gehabt, der mich liebte, eine Ersatzmutter und meine Schwestern. Letztlich war ich weniger deswegen hier, weil ich herausfinden wollte, was sich hinter dieser Hecke verbarg, als aus einem Fluchtinstinkt heraus.

Mit diesem ermutigenden Gedanken betrat ich durch die offenen schmiedeeisernen Tore die Auffahrt. Und sah zum ersten Mal das Gebäude, in dem laut Koordinaten mein Leben begonnen hatte.

Es handelte sich um ein elegantes Herrenhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert, das mit seinen weißen Stuckmauern, den aufwendigen Konsolen und Friesen an Brasiliens koloniale Vergangenheit erinnerte. Als ich näher kam, fiel mir auf, dass der Stuck brüchig war, die Farbe an den hohen Fenstern abblätterte und darunter das nackte Holz zum Vorschein kam.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, ging darauf zu und um einen reich verzierten Marmorbrunnen herum, aus dem früher einmal fröhlich Wasser gesprudelt sein musste. Nun erkannte ich, dass die meisten Fensterläden geschlossen waren, und begann mich zu fragen, ob Pietro möglicherweise recht hatte und das Haus tatsächlich nicht mehr bewohnt war.

Am oberen Ende der breiten Treppe zum Eingang betätigte ich die altmodische Klingel, ohne von drinnen ein Geräusch zu hören. Nachdem ich es noch zweimal versucht hatte, klopfte ich beherzt. Wieder nichts. Ich beschloss, lauter zu klopfen.

Nach einigen Minuten wurde mir klar, dass es keinen Sinn hatte, das bestätigten mir die geschlossenen Fensterläden.

Auf den Stufen schwankte ich zwischen dem Gedanken, gleich zu Pietro zurückzukehren und das Ganze zu vergessen, und der Idee, um das Haus herumzugehen und nachzuschauen, ob ich nicht irgendwo einen Spalt in einem der Fensterläden finden konnte. Ich entschied mich für die zweite Alternative.

Nun entdeckte ich, dass das Haus sehr viel länger als breit war und sich dahinter ein früher einmal wunderschöner Garten mit moosbewachsener Terrasse verbarg.

Dort fiel mein Blick auf die Steinskulptur einer jungen sitzenden Frau zwischen gesprungenen Terrakottapflanzkübeln. Obwohl ich beim Näherkommen feststellte, dass an der Nase ein Stück fehlte, beeindruckte mich die schlichte Schönheit der Skulptur.

Gerade als ich mich der Rückseite des Hauses zuwenden wollte, bemerkte ich eine Gestalt, die im Garten unterhalb der Terrasse unter einem Baum saß.

Mit laut klopfendem Herzen drückte ich mich an die Mauer, um sie genauer zu betrachten, konnte aus der Entfernung jedoch nur erkennen, dass es sich um eine sehr alte Frau handelte.

Ich verharrte, den Blick auf die Frau gerichtet, die vielleicht mit mir verwandt war, vielleicht auch nicht.

Als ich zum Himmel hinaufschaute, wurde mir klar, dass Pa in einer solchen Situation nicht gezögert hätte. Und zum ersten Mal in meinem Erwachsenenleben würde auch ich es nicht tun.

Ich löste mich von der Mauer, sodass die Frau mich sehen konnte, und ging auf sie zu. Sie reagierte nicht. Nun merkte ich, dass ihre Augen geschlossen waren und sie zu schlafen schien.

Das gab mir Gelegenheit, ihr Gesicht genauer zu betrachten.

Erkannte ich darin meine eigenen Züge? Höchstwahrscheinlich war sie einfach nur eine Fremde, die das Haus in den dreiund-dreißig Jahren meiner Abwesenheit bewohnt hatte.

»*Desculpe?* Kann ich Ihnen helfen, Senhorita?«, fragte plötzlich eine leise Stimme hinter mir.

Ich zuckte zusammen und drehte mich um. Eine sehr schlanke ältere Afrikanerin mit grauem Kraushaar und altmodischer Dienstmdchenuniform beugte mich argwöhnisch.

»Entschuldigung«, sagte ich hastig. »Ich habe geklingelt und geklopft, aber niemand hat reagiert ...«

Die Frau legte einen Finger an die Lippen. »Leise, sie schläft. Warum sind Sie hier?«

»Weil ich ...« Wie um Himmels willen sollte ich das dieser Frau in wenigen Worten erklären? »Soweit ich weiß, habe ich eine Verbindung zu diesem Haus, und ich würde mich gern mit der Eigentümerin unterhalten.«

Sie musterte mich von oben bis unten. Als ihr Blick auf meinen Hals fiel, flackerte er kurz.

»Senhora Carvalho empfängt niemanden. Sie ist sehr krank und hat Schmerzen.«

Ich holte eine Visitenkarte aus meiner Handtasche und reichte sie ihr. »Ich wohne im Caesar Park Hotel. Könnten Sie ihr sagen, dass ich hier war und gern mit ihr sprechen würde?«

»Das kann ich, aber es wird nichts bewirken«, antwortete die Bedienstete.

»Darf ich fragen, wie lange die Frau auf dem Stuhl schon in dem Haus wohnt?«

»Ihr ganzes Leben lang. Kommen Sie, ich begleite Sie hinaus.«

Schauernd warf ich einen letzten Blick auf die alte Frau. Wenn Pa Salts Koordinaten stimmten, war sie irgendwie mit mir verwandt. Die Bedienstete und ich waren bereits ein paar Schritte gegangen, als eine schwache Stimme uns nachrief: »Wer ist sie?«

Wir blieben stehen, und als ich mich umdrehte, sah ich die Angst in den Augen der Afrikanerin.



»Verzeihung, Senhora Carvalho, ich wollte Sie nicht stören«, antwortete sie.

»Das tust du nicht. Ich beobachte euch schon fünf Minuten. Bring sie her. Aus hundert Meter Entfernung kann man sich nicht unterhalten.«

Die Bedienstete tat, wie ihr geheißen, und führte mich widerstrebend zu ihr. Als wir die alte Frau erreicht hatten, las sie ihr vor, was auf meiner Visitenkarte stand.

»Das ist Senhorita Maia d'Apliese, eine Übersetzerin.«

Nun sah ich, dass die alte Frau ausgezehrt und ihre Haut aschfahl war. Doch als sie mich musterte und ich in ihrem Blick einen kurzen Moment schockiertes Erkennen bemerkte, wusste ich, dass sie geistig hellwach war.

»Warum sind Sie hier?«, fragte sie.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Was wollen Sie?«

»Nichts, ich ...«

»Senhorita d'Apliese behauptet, sie hätte eine Verbindung zu diesem Haus«, erklärte die Bedienstete.

»Ach, tatsächlich? Und welcher Art soll diese Verbindung sein?«

»Man hat mir gesagt, dass dies das Haus ist, in dem ich zur Welt gekommen bin«, antwortete ich.

»Tut mir leid, wenn ich Sie enttäuschen muss, Senhorita, aber seit meinem eigenen Kind vor über fünfundfünfzig Jahren ist hier niemand mehr zur Welt gekommen. Nicht wahr, Yara?«, fügte sie an die Afrikanerin gewandt hinzu.

»Sim, Senhora.«

»Und von wem haben Sie die Information? Von jemandem, der Kontakt zu mir herstellen will, damit er dieses Haus nach meinem Tod erben kann?«

»Nein, Senhora, ich versichere Ihnen, dass es mir nicht um Geld geht. Deswegen bin ich nicht hier«, sagte ich mit Nachdruck.

»Dann erklären Sie es mir.«

»Ich wurde als Kind adoptiert. Mein Adoptivvater ist letzte Woche gestorben und hat mir in einem Brief eröffnet, dass meine Familie früher in diesem Haus gewohnt hat.«

»Verstehe.« Noch einmal musterte sie mich von oben bis unten, bevor sie erwiderte: »Dann muss ich Ihnen leider mitteilen, dass Ihr Vater sich geirrt hat und Sie sich den Weg hätten sparen können. Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann. Auf Wiedersehen.«

Als die Bedienstete mich wegführte, wusste ich mit absoluter Sicherheit, dass die alte Frau log.

## X

Obwohl es erst acht Uhr Ortszeit war, als ich ins Hotel zurückkehrte, meinte mein Körper, es sei bereits nach Mitternacht, und ich machte den Fehler, schlafen zu gehen, sodass ich bereits um fünf Uhr früh wieder aufwachte. Im Bett dachte ich über das nach, was ich am Vortag erfahren hatte. Dem Leugnen der alten Frau zum Trotz sagte mir mein Instinkt, dass Pa Salt recht hatte. Was ich mit diesem Wissen anfangen sollte, wusste ich allerdings nicht. Die Frau und ihre Bedienstete hatten mir unmissverständlich klargemacht, dass sie mir nichts verraten wollten.

Ich holte die Fliese aus meiner Handtasche und versuchte noch einmal erfolglos, den Text darauf zu entziffern.

Doch was brachte das? Ich hatte lediglich ein paar verblichene Wörter und eine Jahreszahl, einen Moment in der Zeit auf der Rückseite einer dreieckigen Keramik.

Um mich abzulenken, überprüfte ich die eingegangenen Mails auf meinem Laptop und entdeckte eine Nachricht meines brasilianischen Verlegers, dem ich während meines dreieinhalbstündigen Aufenthalts am Pariser Flughafen Charles de Gaulle geschrieben hatte.

*Liebe Senhora d'Aplière,*

*wir freuen uns sehr, dass Sie nach Brasilien kommen. Da unser Verlagshaus sich in São Paulo befindet, wäre es für Sie möglicherweise umständlich, eigens hierherzufahren, aber wenn Sie es tatsächlich tun, würden wir Sie natürlich gern persönlich kennenlernen. Wir haben Ihre E-Mail an unseren Autor Floriano Quintelas weitergeleitet, der in Rio lebt. Bestimmt möchte er sich mit Ihnen*

*treffen und Ihnen bei Ihrem Aufenthalt in unserem schönen Land zur Seite stehen. Bitte zögern Sie nicht, sich an uns zu wenden, wenn Sie etwas benötigen sollten.*

*Mit besten Grüßen,  
Luciano Baracchini*

Wie freundlich!, dachte ich. Von meinem letzten Besuch in diesem Land wusste ich, wie sehr sich die brasilianische Mentalität von der Förmlichkeit der Schweizer unterschied. Ich hatte keinerlei Zweifel daran, dass diese Menschen, auch wenn sie mich nicht kannten, mir helfen würden, wenn Probleme auftraten.

Vom Bett aus beobachtete ich, wie draußen die Sonne über dem Meer aufging, und hörte, wie das Dröhnen des morgendlichen Verkehrs auf der Straße unter mir lauter wurde. Rio erwachte zum Leben.

Nach den Erfahrungen des Vortags musste ich mich fragen, ob ich tiefer schürfen sollte, um den Geheimnissen dieser Stadt auf den Grund zu gehen.

Da mir nur die Alternative blieb, nach Genf zurückzukehren, was ich im Moment nicht konnte, beschloss ich, noch ein paar Tage zu bleiben und Tourist zu spielen. Obwohl ich im Hinblick auf meine Herkunft bereits in eine Sackgasse gelangt zu sein schien, konnte ich wenigstens die Stadt erkunden, in der ich möglicherweise zur Welt gekommen war.

Ich zog mich an, fuhr mit dem Aufzug nach unten, verließ das Hotel und überquerte die Straße zum Strand von Ipanema, der zu dieser frühen Stunde noch menschenleer war. Vom weichen Sand aus, an dem die Wellen leckten, betrachtete ich Rio.

Am Ufer drängten sich Gebäude unterschiedlicher Höhe und Größe; hinter der Skyline waren gerade noch die Kuppen der Hügel zu erkennen. Zu meiner Rechten endete der lange Sandstrand in einer felsigen Landzunge, während sich mir links ein

atemberaubender Blick auf die beiden Gipfel der Morro Dois Irmãos eröffnete.

So ganz allein am Strand überkam mich plötzlich ein Gefühl unbeschwerter Lebensfreude.

*Dies ist Teil von mir, und ich bin Teil hiervon ...*

Einem plötzlichen Impuls folgend begann ich, den Strand entlangzulaufen. In meiner Euphorie breitete ich die Arme aus, und um nicht wegzurutschen, suchte ich mit den Zehen Halt im Sand. Nach einer Weile blieb ich nach Luft schnappend stehen, weil ich über diese für mich so untypische Leichtigkeit lachen musste.

Ich verließ den Strand und schlenderte ins Zentrum der Stadt mit ihrer Mischung aus kolonialen und modernen Gebäuden, die aufgrund der wechselnden architektonischen Moden Seit an Seit standen.

Auf einem Platz waren Verkäufer dabei, Stände für den frühmorgendlichen Obst- und Gemüsemarkt aufzustellen. Als ich einen Pfirsich in die Hand nahm, sagte der junge Mann an dem Stand lächelnd: »Den schenke ich Ihnen, Senhorita.«

»*Obrigada*«, bedankte ich mich und biss in die saftige Frucht. Wenige Schritte später sah ich wieder die weiße Christusfigur über mir.

»Genau, zu Dir werde ich heute hinauffahren«, rief ich aus.

Da ich keine Ahnung hatte, wie weit ich mich vom Hotel entfernt hatte, folgte ich einfach dem Klang des Meeres und fand so schon bald den Weg zurück.

Ich frühstückte oben auf der Terrasse, zum ersten Mal seit Pa Salts Tod wieder mit Appetit. Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, stellte ich fest, dass sich mehrere Nachrichten auf der Mailbox meines Handys angesammelt hatten. Ich hörte sie mir nicht an, weil ich mir das Hochgefühl vom Strand nicht verderben lassen wollte. Die Mail von Floriano Quintelas auf meinem Laptop las ich jedoch.

*Meine liebe Senhorita d'Aplière,*

*mein Verleger hat mich mit der Nachricht überrascht, dass Sie sich hier in Rio aufhalten. Es würde mich sehr freuen, Sie persönlich kennenzulernen und Sie zum Mittag- oder Abendessen einladen zu dürfen als Dankeschön für die Übersetzung meines Buches. Mein französischer Verlag rechnet damit, dass es sich gut verkaufen wird. Vielleicht hätten Sie auch einfach nur Lust, meine schöne Stadt durch die Augen eines echten carioca zu sehen. Meine Handynummer steht am Ende dieser Mail. Offen gestanden wäre ich Ihnen fast beleidigt, wenn Sie sich während Ihres Rio-Aufenthalts nicht mit mir in Verbindung setzen.*

*Ich warte auf Ihre Nachricht.*

*Mit freundlichen Grüßen,*

*Floriano Quintelas*

Ich schmunzelte; seinen Mails über *Der stille Wasserfall* im vergangenen Jahr hatte ich schon entnommen, dass er kein Blatt vor den Mund nahm.

*Würde er sich bei mir melden, wenn er in Genf wäre und ich ihm angeboten hätte, ihm die Stadt zu zeigen?*, fragte ich mich.

*Und wäre ich eingeschnappt, wenn er es nicht täte?*

Die Antwort auf beide Fragen lautete Ja.

Ich hielt es für die beste und dezenteste Methode, ihn per SMS zu kontaktieren. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mit dem Text zufrieden war und ihn absenden konnte.

Natürlich las ich ihn noch einmal, nachdem ich ihn abgeschickt hatte.

*Lieber Floriano, ich freue mich, hier in Rio zu sein, und es wäre schön – »es wäre mir ein Vergnügen« hatte ich gelöscht –, wenn wir uns treffen könnten. Ich fahre jetzt wie alle Touristen zum Corcovado hinauf; Sie können mich unter der angegebenen Nummer erreichen. Mit besten Wünschen, Maia d'Aplière.*

Zufrieden darüber, dass es mir gelungen war, in meiner Mail freundlich und gleichzeitig zurückhaltend zu klingen – auch ich arbeitete ja mit Sprache –, fragte ich an der Hotelrezeption, wie ich zum *Cristo* hinaufkäme.

»Da gibt es zwei Möglichkeiten, Senhorita, die luxuriöse und die landesübliche, und ich persönlich würde Ihnen die zweite vorschlagen«, erklärte mir der Mann an der Rezeption. »Fahren Sie mit dem Taxi nach Cosme Velho – sagen Sie, dass sie den *Cristo* besuchen wollen –, und nehmen Sie dann die Zahnradbahn den Corcovado hinauf.«

»Danke.«

»Gern geschehen.«

Zehn Minuten später saß ich in einem Taxi nach Cosme Velho, zum *Cristo*. Da klingelte das Handy in meiner Tasche, und als ich sah, dass es Floriano Quintelas war, ging ich ran.

»Hallo?«

»Senhorita d'Apließe?«

»Ja.«

»Floriano. Wo sind Sie?«

»In einem Taxi, unterwegs zum *Cristo*. Im bin fast schon beim Bahnhof.«

»Darf ich Sie begleiten?«

Er bemerkte mein Zögern.

»Wenn Sie den *Cristo* lieber allein besuchen, kann ich das verstehen.«

»Nein, nein. Ich würde mich über ortskundige Führung freuen.«

»Dann fahren Sie doch mit der Zahnradbahn den Berg hinauf, und ich erwarte Sie oben an der Treppe.«

»Gut«, antwortete ich, »aber wie wollen Sie mich erkennen? Da wimmelt es bestimmt von Menschen.«

»Keine Sorge, ich erkenne Sie schon, Senhorita d'Apließe. Ich habe ein Foto von Ihnen im Internet gesehen. *Adeus*.«

Ich zahlte den Fahrer, stieg vor der Estação do Corcovado,

dem winzigen Bahnhof am Fuß des Berges, aus und überlegte, wie Floriano Quintelas aussehen würde. Ich war ihm ja noch nie persönlich begegnet und kannte nur seinen Schreibstil, den ich liebte.

Nachdem ich die Fahrkarte gekauft hatte, kletterte ich in den kurzen Zug mit den zwei Wagen und fühlte mich an die Eisenbahnlinien erinnert, die sich in der Schweiz die Berge hinaufwinden. Als ich Platz nahm, hörte ich allerlei Sprachen, erstaunlicherweise kein Portugiesisch. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, und ich blickte hinaus auf den dicht bewaldeten Hügel, verwundert über diesen Dschungel in unmittelbarer Nähe der Großstadt. In Genf wäre so etwas nicht möglich gewesen.

Als bei dem steilen Anstieg mein Kopf nach hinten sank, verblüffte mich die Fähigkeit des Menschen, ein Fahrzeug zu ersinnen, das in der Lage war, mich und meine Mitreisenden fast senkrecht nach oben zu befördern. Die Aussicht wurde immer spektakulärer, bis wir schließlich an einem winzigen Bahnhof hielten und alle ausstiegen.

Mein Blick fiel auf die Füße des *Cristo*, der auf einem Sockel stand. Die Statue war so hoch, dass ich sie von unten nicht ganz sehen konnte. Als meine Mitreisenden die Stufen hinaufzugehen begannen, überlegte ich, ob Floriano mich am oberen oder am unteren Treppende erwartete, und entschied mich, um keine weitere Zeit zu vergeuden, für oben. Hunderte von Stufen später blieb ich völlig außer Atem stehen.

»*Olá*, Senhorita d'Apließe. Freut mich, Sie endlich persönlich kennenzulernen.«

Zwei freundliche braune Augen blickten mich, amüsiert über meine Überraschung, an.

»Sie sind Floriano Quintelas?«

»Ja. Erkennen Sie mich denn nicht von dem Bild in meinen Büchern?«

Ich musterte sein attraktives, gebräuntes Gesicht und die vol-



len Lippen, die sich zu einem breiten Grinsen verzogen und hinter denen sehr weiße, ebenmäßige Zähne zum Vorschein kamen.

»Doch, aber ...« Ich deutete auf die Stufen unter mir. »Wie, um Himmels willen, haben Sie es geschafft, vor mir hier heraufzukommen?«

»Ganz einfach, Senhorita: Ich war schon oben«, erklärte Floriano lachend.

»Wieso das?«, fragte ich verwirrt.

»Anscheinend haben Sie meine Kurzbiografie nicht aufmerksam gelesen. Wenn ja, wüssten Sie, dass ich von Beruf Historiker bin und dass mich jeder als Führer engagieren kann, der an meinem enzyklopädischen Wissen über Rio teilhaben möchte.«

»Aha.«

»In Wahrheit bringt mein Buch noch nicht genug ein, um davon leben zu können, und ich muss dazuverdienen«, gestand er. »Aber ich zeige meinen Gästen gern meine wunderbare Stadt. Heute Morgen hatte ich eine Gruppe reicher Amerikaner, die vor allen anderen hier oben sein wollten. Sie sehen ja, was inzwischen los ist.«

»Ja, allerdings.«

»Ich stehe Ihnen also zur Verfügung, Senhorita d'Aplière.« Floriano verbeugte sich mit großer Geste.

Ich bedankte mich, immer noch ein wenig überrascht über sein unerwartetes Auftauchen.

»Wollen Sie die Geschichte von Brasiliens berühmtestem Wahrzeichen hören? Sie müssen mir auch am Ende kein Trinkgeld geben«, scherzte er, während er mich durch die Menschenmassen zu einer Terrasse führte. »Von hier aus haben Sie den besten Blick. Ist Er nicht beeindruckend?«

Ich schaute hinauf zum sanften Gesicht des *Cristo*, während Floriano mir erzählte, wie die Statue entstanden war. Sie faszinierte mich so sehr, dass ich kaum auf seine Ausführungen hörte.

»Es kommt einem Wunder gleich, dass bei der Errichtung niemand gestorben ist. Interessant ist auch, dass der Projektleiter die

Arbeit am *Cristo* als Jude begann und am Ende zum Christentum konvertierte. Senhor Levy hat die Namen aller in seiner Familie aufgeschrieben und in das Herz des *Cristo* gelegt, bevor es mit Beton in die Statue eingelassen wurde.«

»Was für eine schöne Geschichte.«

»Rund um den *Cristo* gibt es viele solcher rührender Geschichten. Zum Beispiel folgende ...« Wir gingen näher an die Statue heran. »Die gesamte äußere Hülle des *Cristo* besteht aus einem Mosaik aus dreieckigen Specksteinfliesen. Frauen aus der besseren Gesellschaft brachten viele Monate damit zu, sie auf großen Platten mit Maschendraht anzubringen, durch die die äußere Hülle flexibel bliebe und nicht schon bald von Rissen durchzogen wäre. Eine alte Dame, die damals dabei war, hat mir erzählt, dass viele dieser Frauen den Namen geliebter Menschen und eine Botschaft oder ein Gebet auf die Rückseite der Fliesen schrieben. Und die sind nun für immer auf dem *Cristo*.«

Ich starrte ihn mit offenem Mund an.

»Senhorita Maia, alles in Ordnung?«, fragte Floriano. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Das ist eine sehr lange Geschichte«, antwortete ich, als ich meine Stimme wiederfand.

»Ich liebe lange Geschichten«, erklärte er mit einem spitzbübischen Lächeln, bevor sein Blick wieder besorgt wurde. »Sie sind plötzlich so blass, Senhorita, vielleicht waren Sie zu lange in der Sonne. Wir machen jetzt ein Foto – natürlich müssen Sie sich mit ausgebreiteten Armen vor den *Cristo* stellen –, und dann gehen wir hinunter ins Café und trinken ein Wasser.«

Also posierte ich wie Tausende von Touristen vor mir für ein Foto und kam mir mit den ausgebreiteten Armen und dem gezwungenen Lächeln ziemlich albern vor.

Anschließend führte er mich die Treppe hinunter zu einem Tisch in einem schattigen Café, entfernte sich kurz, kehrte wenig später mit einer Flasche Wasser und zwei Gläsern zurück und schenkte uns ein. »Erzählen Sie mir doch jetzt Ihre Geschichte.«

»Floriano, sie ist wirklich ziemlich kompliziert«, seufzte ich.

»Sie kennen mich nicht und fühlen sich nicht wohl bei dem Gedanken, sie mir zu erzählen. Das kann ich verstehen.« Er nickte. »Mir würde es an Ihrer Stelle vermutlich genauso gehen. Darf ich Ihnen nur zwei Fragen stellen?«

»Natürlich.«

»Erstens: Ist diese ›sehr lange Geschichte‹ der Grund für Ihren Aufenthalt in Rio?«

»Ja.«

»Zweitens: Welcher Teil meiner Ausführungen hat Sie so aus der Fassung gebracht?«

Ich nahm einen Schluck Wasser. Leider musste ich ihm, wenn ich ihm das erklärte, alles sagen. Da er jedoch zu den wenigen Menschen zu gehören schien, die mir verraten konnten, ob die glatte dreieckige Fliese mit der verblichenen Schrift auf der Rückseite einmal für den *Cristo* bestimmt gewesen war, blieb mir nichts anderes übrig.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen«, sagte ich schließlich.

»Gern.«

»Es liegt in meinem Hotel, im Safe.«

»Ist es wertvoll?« Floriano hob eine Augenbraue.

»Nein, nicht wirklich. Nur für mich.«

»Da ich jetzt schon drei lange Stunden hier oben bin, würde ich vorschlagen, dass ich Sie zu Ihrem Hotel bringe und Sie mir das Objekt zeigen.«

»Ich möchte Ihnen keine Umstände machen.«

»Senhorita Maia«, sagte er und erhob sich, »ich muss ebenfalls hinunter, also können wir auch gemeinsam gehen. Kommen Sie.«

»Gut, danke.«

Zu meiner Überraschung lief er nicht zur Bahn, sondern zu einem Minibus, der neben dem Café stand. Beim Einsteigen klopfte er dem Fahrer auf den Rücken. Wenig später saßen wir inmitten anderer Fahrgäste auf unseren Plätzen, und der Bus holperte

die kurvenreiche Straße durch den dichten Dschungel hinunter. Kurz darauf erreichten wir einen Parkplatz, wo Floriano zu einem kleinen roten Fiat marschierte und die Tür öffnete.

»Manchmal legen meine Gäste keinen Wert auf die Panoramafahrt mit dem Zug, und ich bringe sie direkt hierher«, erklärte er. »Wo soll's hingehen?«, erkundigte er sich.

»Zum Caesar Park Hotel in Ipanema.«

»Wunderbar, mein Lieblingslokal ist gleich um die Ecke, und mein Magen fordert sein Recht. Ich esse gern«, stellte er fest, als wir den nächsten Teil der steilen, gewundenen Dschungelstraße in beachtlichem Tempo hinter uns brachten. »Ich bin sehr gespannt auf das, was Sie mir zeigen wollen«, erklärte er, als wir den Corcovado verließen und uns in den dichten Verkehr durch Cosme Velho ins Stadtzentrum einfädelten.

»Wahrscheinlich ist es gar nicht so interessant«, wiegelte ich ab.

»Dann ist auch nichts verloren, wenn Sie es mir zeigen.«

Während der Fahrt beobachtete ich meinen neuen Freund von der Seite. Für mich war es immer seltsam, jemanden persönlich kennenzulernen, mit dem ich bis dahin nur schriftlich verkehrt hatte. Floriano präsentierte sich fast genau so, wie ich ihn mir aufgrund seiner Romane und E-Mails vorgestellt hatte.

Er sah ausgesprochen gut aus, bedeutend attraktiver als auf dem Foto in seinen Büchern, was wohl auch an seinem Charme und seiner Vitalität lag. Und er wirkte mit seinen dichten schwarzen Haaren, dem sonnengebräunten Teint und dem muskulösen, kräftigen Körper sehr südamerikanisch.

Doch Ironie des Schicksals: Er war nicht mein Typ. Bisher hatte ich mich immer zum genauen Gegenteil, zu hellhäutigen, blonden Männern, hingezogen gefühlt. Vielleicht, dachte ich, auch zum genauen Gegenteil von mir selbst mit meinen dunklen Haaren und meiner dunklen Haut.

»Ich warte hier, während Sie holen, was Sie mir zeigen möchten«, sagte er, als er den Wagen vor dem Hotel abstellte.

In meiner Suite kämmte ich mir die Haare und zog meine Lip-

pen nach, bevor ich die dreieckige Fliese aus dem Safe nahm und in meiner Handtasche verstaute.

»Und jetzt gehen wir essen«, verkündete Floriano, als ich wieder in seinen Wagen stieg und er losfuhr. »Das Lokal ist ganz in der Nähe, aber es könnte dauern, bis ich einen Parkplatz finde.« Wenige Minuten später deutete er auf ein weißes Haus im Kolonialstil mit gedeckten Tischen auf der hübschen Terrasse. »Da wären wir. Steigen Sie aus und sichern Sie uns einen Platz. Ich bin gleich bei Ihnen.«

Ich ließ mich von einer Kellnerin zu einem schattigen Tisch führen, von dem aus ich Leute beobachtete und schließlich die Mailbox auf meinem Handy abhörte. Wieder schlug mein Herz schneller, als Zeds Stimme an mein Ohr drang, der mir erzählte, er habe in »Atlantis« angerufen und die Haushälterin habe ihm erklärt, ich sei verreist. Er finde es schade, dass er mich nicht sehen könne, müsse aber leider am folgenden Tag nach Zürich.

Was bedeutete, dass ich problemlos nach Hause zurückkehren konnte ...

»*Meu Deus!* Kaum lasse ich Sie ein paar Minuten allein, und schon wieder werden Sie ganz blass«, rief Floriano aus, als er sich zu mir an den Tisch setzte. »Was ist los?«

Es erstaunte mich, dass er meine Anspannung auch das zweite Mal bemerkte. Bestimmt würde es schwierig werden, diesem Mann etwas vorzumachen.

»Ach, nichts«, antwortete ich und schob das Handy in die Handtasche zurück. »Im Gegenteil: Ich bin sehr erleichtert.«

»Gut. Ich bestelle mir ein Bohemia-Bier. Leisten Sie mir Gesellschaft?«

»Ehrlich gesagt bin ich kein großer Bierfreund.«

»Maia, Sie sind in Rio! Da trinkt man Bier. Oder Caipirinha, aber der ist sehr viel stärker.«

Also entschied ich mich für das Bier, und als die Kellnerin an unseren Tisch trat, bestellten wir beide das Steaksandwich, das Floriano empfahl.

»Das Rindfleisch kommt aus Argentinien. Obwohl wir sie has- sen, weil wir im Fußball so oft gegen sie verlieren, essen wir gern ihre Kühe«, erklärte er grinsend. »Aber jetzt bin ich gespannt auf das, was Sie mir zeigen wollen.«

»Okay.« Ich holte die Fliese aus der Handtasche und legte sie auf den Tisch zwischen uns.

»Darf ich?«, fragte er und griff danach.

»Natürlich.«

Er nahm sie vorsichtig in die Hand und begutachtete sie, drehte sie um und betrachtete die verblichenen Worte auf der Rückseite.

»Nun begreife ich Ihre Reaktion vorhin«, murmelte er. »Und bevor Sie mich fragen: Ja, sie sieht ganz so aus, als wäre sie einmal dazu bestimmt gewesen, den Leib des *Cristo* zu zieren. Darf ich fragen, woher Sie sie haben?«

Als das Bier und später die Steaksandwiches serviert wurden, erzählte ich Floriano die ganze Geschichte. Er lauschte geduldig und unterbrach mich nur, wenn er etwas genauer erklärt haben wollte. Am Ende war Florianos Teller leer und meiner noch fast unberührt.

»Jetzt machen wir es umgekehrt: Sie essen, und ich rede.« Er deutete auf meinen Teller. »Den Namen der Familie, die in der Casa das Orquídeas wohnt, kann ich Ihnen sagen. Die Aires Cabrals sind in Rio bekannt, gehören sozusagen dem hiesigen Adel an. Sie sind Nachfahren der früheren portugiesischen Königsfamilie. In den letzten zweihundert Jahren haben die Aires Cabrals immer eine wichtige Rolle in Rio gespielt.«

»Aber ich kann der alten Dame nicht beweisen, dass ich etwas mit ihnen zu tun habe«, erinnerte ich ihn.

»Das werden auch wir erst nach eingehenden Recherchen wissen«, erklärte Floriano. »Die Geschichte der Aires Cabrals lässt sich sehr leicht anhand von Geburts-, Heirats- und Sterberegis- tern nachverfolgen. Bei einer so prominenten katholischen Fami- lie wurden die Aufzeichnungen bestimmt gewissenhaft geführt.

Anschließend müssen wir versuchen, die Namen auf der Fliese zu entziffern, und herausfinden, ob es diese Namen in der Familie Aires Cabral gab.«

Nach dem Bier und der kurzen Nacht fühlte ich mich benommen, und außerdem begann ich, den Jetlag zu spüren. »Ist das die Mühe wert?«, fragte ich. »Selbst wenn wir eine Namensentsprechung feststellen, bezweifle ich, dass die alte Dame irgendetwas zugeben würde.«

»Eins nach dem andern, Maia. Seien Sie nicht so pessimistisch. Sie sind den weiten Weg nach Rio geflogen, um mehr über Ihre Herkunft zu erfahren, da dürfen Sie doch nicht schon nach einem Tag aufgeben. Ihre Zustimmung vorausgesetzt spiele ich Detektiv für Sie, während Sie ins Hotel zurückkehren und sich ausruhen. Einverstanden?«

»Floriano, ich möchte Ihnen wirklich keine Umstände machen.«

»Umstände? Für einen Historiker wie mich ist das ein Glücksfall. Aber ich warne Sie: Teile dessen, was ich herausfinde, könnten in meinem nächsten Buch landen«, erklärte er schmunzelnd. »Darf ich die mitnehmen?« Er deutete auf die Fliese. »Ich möchte einen Abstecher ins Museu da República machen und Freunde im dortigen Labor fragen, ob sie mir mit ihrer UV-Ausrüstung weiterhelfen können. Höchstwahrscheinlich sind sie in der Lage, mir bei der Entzifferung der Inschriften auf der Rückseite der Fliese zur Hand zu gehen.«

»Natürlich«, antwortete ich, weil ich das Gefühl hatte, dass es unhöflich wäre, Nein zu sagen. Da bemerkte ich zwei junge Frauen, die schüchtern hinter Floriano warteten.

»Entschuldigen Sie, sind Sie Senhor Floriano Quintelas?«, erkundigte sich eine der beiden und trat näher an den Tisch.

»Ja.«

»Wir wollten Ihnen nur sagen, wie gut uns Ihr Buch gefallen hat. Würden Sie uns ein Autogramm geben?« Sie hielt Floriano ein Büchlein und einen Stift hin.

»Gern.« Er unterschrieb lächelnd und unterhielt sich charmant mit den beiden, bis sie sich strahlend wieder entfernten.

»Sie sind also berühmt?«, neckte ich ihn, als wir uns vom Tisch erhoben.

»In Rio schon«, gab er achselzuckend zu. »Mein Buch war hier ein Bestseller, aber nur, weil ich Leuten Geld gegeben habe, damit sie es lesen«, scherzte er. »Mehrere ausländische Verlage haben die Rechte erworben, und die Übersetzungen erscheinen in den nächsten Monaten. Mal sehen, ob ich meinen Job als Fremdenführer dann aufgeben und mich ganz aufs Schreiben verlegen kann.«

»Ihr Buch hat mich sehr gerührt; ich glaube, es wird sich gut verkaufen.«

»Danke, Maia. Da drüben ist Ihr Hotel. Ich mache mich gleich auf den Weg, damit ich meine Freunde im Museu da República noch erwische. Wollen wir uns heute Abend so gegen sieben in der Hotellobby treffen? Bis dahin könnte ich schon mehr wissen.«

»Wenn Sie Zeit haben.«

»Ja. *Tchau*.«

Er verabschiedete sich mit einem Winken, und ich blickte ihm nach, wie er entschlossenen Schrittes die Straße entlangmarschierte. Bestimmt, dachte ich, als ich mich in die entgegengesetzte Richtung entfernte, hatte dieser Mann – Historiker, Schriftsteller, Berühmtheit und Gelegenheitsfremdenführer – noch viele Überraschungen in petto.



## XI

Floriano war die Erregung deutlich anzumerken, als wir einige Stunden später mit dem Aufzug zur Terrasse des Hotels hinauffuhren. »Ich habe Neuigkeiten für Sie. Und weil es gute Neuigkeiten sind, sollten Sie nun, finde ich, Ihren ersten Caipirinha trinken.«

»Gut«, sagte ich, als wir in der milden Luft der hereinbrechenden Dämmerung an einem Tisch am vorderen Ende der Terrasse Platz nahmen, von wo aus der Sonnenuntergang über dem Wasser und den Bergen besonders schön zu sehen war.

»Hier.« Er reichte mir ein Blatt Papier aus einer Plastikhülle. »Das ist eine Liste aller registrierten Geburten, Eheschließungen und Todesfälle in der Familie Aires Cabral seit 1850.«

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie für mich relevante Informationen beinhaltet.

»Gustavo Aires Cabral hat Izabela Bonifacio im Januar 1929 geheiratet. Im April 1930 kam ihre Tochter Beatriz Luiza zur Welt. Da keine Sterbeurkunde für sie zu finden war, können wir davon ausgehen, dass sie die alte Dame ist, die Sie gestern in dem Haus kennengelernt haben.«

»Hatte Sie Kinder?«, fragte ich.

»Ja. Sie hat 1951 Evandro Carvalho geheiratet und 1956 ein Mädchen namens Cristina Izabela zur Welt gebracht.«

»Carvalho ist der Familienname der alten Dame! Das weiß ich, weil ihre Bedienstete sie so genannt hat. Und Cristina? Was ist aus ihr geworden?«

»Darüber geben die Geburten- und Sterberegister von Rio keine Auskunft«, antwortete Floriano. »Ich konnte keine Informationen über Kinder von Cristina finden. Aber wir wissen auch

den Nachnamen des Vaters nicht oder ob sie überhaupt jemals geheiratet hat. Leider hat das zuständige Amt gerade geschlossen, als ich hinkam, sodass ich keine Zeit mehr hatte, dort Nachforschungen anzustellen.«

»Wenn oder eher falls ich also mit dieser Familie verwandt sein sollte, wäre Cristina höchstwahrscheinlich meine Mutter«, sagte ich, als mein Drink serviert wurde. »*Saúde*«, prostete ich Floriano zu und nahm einen großen Schluck von dem Caipirinha, an dem ich mich, überrascht über den hohen Alkoholgehalt, fast verschluckte.

Floriano schmunzelte. »Tut mir leid, ich hätte Sie eindringlicher warnen sollen«, meinte er und trank seinen eigenen wie Wasser. »Ich habe meinen Freund im Museu da República gebeten, die Inschrift auf der Rückseite der Fliese mit seinem UV-Gerät zu untersuchen. Er ist sich sicher, dass der erste Name darauf ›Izabela‹ lautet. Die, wenn man den Aufzeichnungen, die ich gefunden habe, glauben darf, Ihre Urgroßmutter wäre.«

»Und der andere Name?«

»Er ist sehr viel stärker verblasst; mein Freund muss weitere Tests durchführen. Bisher konnte er lediglich die ersten drei Buchstaben entziffern.«

»Sind es die ersten drei Buchstaben des Namens von meinem potenziellen Urgroßvater Gustavo Aires Cabral?«, erkundigte ich mich.

»Nein. Hier, er hat sie für Sie aufgeschrieben.« Floriano reichte mir ein weiteres Blatt Papier aus der Plastikmappe.

Ich betrachtete es. »*L a u ...?*« Ich sah ihn fragend an.

»Geben Sie Stephano vierundzwanzig Stunden Zeit, dann hat er bestimmt auch die übrigen Buchstaben entziffert. Er ist der Beste seines Fachs. Noch einen?«, fragte er mit einem Blick auf meinen Caipirinha.

»Nein danke. Ich glaube, mir wäre ein Glas Wein lieber.«

Nachdem Floriano die zweite Runde Getränke bestellt hatte, bedachte er mich mit einem intensiven Blick.

»Was ist?«, fragte ich.

»Ich möchte Ihnen noch etwas anderes zeigen, Maia. Wenn das nicht der ultimative Beweis dafür ist, dass Sie mit den Aires Cabrals verwandt sind, weiß ich nicht, wie der aussehen könnte. Sind Sie bereit?«

»Es ist doch nichts Schlimmes?«

»Nein, meiner Ansicht nach eher etwas sehr Schönes. Hier.«  
Wieder reichte er mir ein Blatt Papier, diesmal die körnige Kopie vom Foto eines Frauengesichts.

»Wer ist das?«

»Izabela Aires Cabral, deren Vorname sich auf der Rückseite der Fliese befindet und die möglicherweise Ihre Urgroßmutter ist. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar, finden Sie nicht?«

Ich betrachtete das Gesicht. Auch mir fiel die Ähnlichkeit auf.  
»Vielleicht«, meinte ich achselzuckend.

»Maia, es ist geradezu unheimlich«, erklärte Floriano. »Wo ich dieses Foto gefunden habe, gibt es noch jede Menge weiterer, ein ganzes Archiv mit Bildern von Izabela aus alten Zeitungen, die als Mikrofiche in der Biblioteca Nacional do Brasil zugänglich sind. Seinerzeit galt sie als eine der schönsten Frauen Brasiliens. Sie hat Gustavo Aires Cabral im Januar 1929 in der hiesigen Kathedrale geheiratet. Das war *das* gesellschaftliche Ereignis des Jahres.«

»Das könnte alles auch Zufall sein«, entgegnete ich, weil mir ob Florianos Vergleich zwischen mir und der Schönheit Izabelas nicht wohl war. »Aber ...«

»Ja?«, fragte er neugierig.

»Auf der Terrasse der Casa das Orquídeas ist mir die ungewöhnliche Skulptur einer auf einem Stuhl sitzenden Frau aufgefallen. Ich bin sicher, dass es sich um die Frau auf dem Foto handelt. Sie ist mir schon im Garten irgendwie bekannt vorgekommen.«

»Weil sie aussieht wie Sie!«, rief er aus, als die Kellnerin die Getränke brachte. »Ich habe das Gefühl, bereits ein gutes Stück vorangekommen zu sein.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar, Floriano, aber ich glaube trotzdem nicht, dass die alte Dame, die ich gestern kennengelernt habe, mir etwas verraten oder mich in irgendeiner Weise anerkennen wird. Warum auch? Würden Sie in einer vergleichbaren Situation nicht auch reagieren wie sie?«

»Zugegeben: Wenn eine mir völlig Fremde in meinem Garten auftauchen und mir erklären würde, dass sie mit mir verwandt ist, würde ich sie, selbst wenn sie unheimliche Ähnlichkeit mit meiner Mutter hätte, in der Tat mit Argwohn betrachten«, pflichtete Floriano mir bei.

»Wie wollen wir also weiter vorgehen?«, fragte ich.

»Ich würde vorschlagen, dass Sie sie noch einmal besuchen. Und ich würde Sie gern begleiten. Es kann nicht schaden, wenn sie meinen Namen hört. Möglicherweise verleiht das Ihrem Anliegen mehr Gewicht.«

Ich konnte mir ein spöttisches Lächeln über Florianos Überzeugung, dass die alte Dame seinen Namen kannte, nicht verkneifen. Südamerikaner, das war mir aufgefallen, stellten ihr Licht für gewöhnlich nicht unter den Scheffel.

»Außerdem würde ich gern die von Ihnen erwähnte Skulptur sehen«, fuhr Floriano fort. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mitkomme?«

»Nein. Sie haben mir schon so viel geholfen.«

»War mir ein Vergnügen. Schließlich sind Sie einer der schönsten Frauen, die Brasilien jemals hervorgebracht hat, wie aus dem Gesicht geschnitten.«

Ich errötete über das Kompliment und fragte mich, ob er Gegenleistungen für seine Hilfe erwartete. Obwohl ich in einer Zeit sexueller Freizügigkeit lebte, kam so etwas für mich nicht infrage.

»Entschuldigung«, sagte er, als sein Handy klingelte. Dann sprach er in schnellem Portugiesisch mit jemandem, den er »*querida*« nannte. »Kein Problem«, beendete er das Gespräch, »ich bin in fünfzehn Minuten bei dir.« Er sah mich seufzend an. »Leider muss ich Sie nun allein lassen«, erklärte er und leer-

te seinen Caipirinha. »Petra, das Mädchen, mit dem ich zusammenwohne, hat wieder mal den Schlüssel verlegt.« Er verdrehte die Augen und signalisierte der Kellnerin, dass er zahlen wolle.

Ich winkte ab. »Das geht auf mich, als Dankeschön für Ihre Hilfe.«

»Dann ebenfalls herzlichen Dank. Wann soll ich Sie morgen abholen?«

»Wann immer es Ihnen passt. Ich habe nichts vor.«

»Ich würde halb elf vorschlagen, bevor Senhora Beatriz Carvalho zu Mittag isst und sich ein Nachmittagsschläfchen gönnt. Bleiben Sie ruhig hier«, sagte er, als er sich von seinem Stuhl erhob, »und trinken Sie Ihren Wein in Ruhe aus. Bis morgen, Maia. *Tchau.*«

Er entfernte sich mit einem freundlichen Nicken in Richtung Kellnerin, die ihn zu erkennen schien.

Und ich kam mir lächerlich vor, weil ich einen Augenblick geglaubt hatte, dass er mit mir schlafen wolle.

Nein, er hatte wie alle Menschen sein eigenes Leben. Aber vielleicht, dachte ich, als ich das Glas an die Lippen hob, stand auch ich kurz davor, das meine zu finden.

## XII

Am folgenden Morgen traf Floriano pünktlich um halb elf in der Hotelhalle ein, und wir machten uns mit seinem roten Fiat auf den Weg. Er lenkte den Wagen selbstbewusst durch den nie nachlassenden Verkehr, und ich hielt jedes Mal, wenn wir fast mit einem anderen Auto zusammenstießen, den Atem an.

»Wo kommen Sie her?«, fragte ich, um mich von seinem furchteinflößenden Fahrstil abzulenken. »Sind Sie ein echter Brasilianer?«

»Wie würden Sie einen echten Brasilianer denn definieren?«, fragte er zurück. »Den gibt es nämlich nicht. Unser Volk besteht aus Mischlingen, unterschiedlichen Nationalitäten, Religionen und Hautfarben. Die einzigen ›echten‹ Brasilianer waren die ursprünglichen *nativos*, die von den Portugiesen abgeschlachtet wurden, als diese vor fünfhundert Jahren hierherkamen, um sich die Schätze des Landes unter den Nagel zu reißen. Viele andere erlagen Krankheiten, die die Siedler einschleppten. In kurzen Worten: Meine Mutter stammt von den Portugiesen ab, mein Vater ist Italiener. Hier in Brasilien gibt es keine reine Herkunft.«

Ich begann das Land, das mich möglicherweise hervorgebracht hatte, ziemlich schnell kennenzulernen. »Und was ist mit den Aires Cabrals?«

»Sie waren reine Portugiesen, bis Izabela, Ihre potenzielle Urgroßmutter, die Bühne betrat. Ihr Vater, ein sehr reicher Mann italienischer Herkunft, hatte, wie so mancher damals, ein Vermögen mit Kaffee gemacht. Den Quellen, die ich bisher konsultiert habe, nach zu urteilen, waren die Aires Cabrals verarmt wie so viele phlegmatische Familien der besseren Gesellschaft. Die

bildhübsche Izabela stammte aus wohlhabendem Hause, weswegen man davon ausgehen kann, dass das Ganze eine arrangierte Ehe war.«

»Ist das Vermutung oder Tatsache?«, fragte ich.

»Einhundert Prozent Vermutung. Was übrigens abgesehen von ein paar Daten und dem einen oder anderen Brief oder Tagebuch bei geschichtlichen Recherchen immer so ist«, erklärte Floriano. »Nichts ist sicher, weil die Stimmen, von denen wir uns die Geschichte erzählen lassen müssen, leider keinen Lebenden gehören. Als Historiker muss man lernen, Puzzleteile zu einem Bild zusammensetzen.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht«, pflichtete ich ihm bei.

»Geschichte und Recherche sind im Zeitalter des Internets dabei, sich zu verändern. Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen Ära, in der es nicht mehr viele Geheimnisse geben wird. Zum Glück bin ich auch Romancier, denn Mister Wikipedia und seine Freunde machen mir meine Arbeit als Historiker streitig. Meine Memoiren werden wertlos sein, weil meine Geschichte für alle sichtbar im Netz steht.«

Ich dachte noch über seine Worte nach, als Floriano – ohne sich von mir den Weg zeigen lassen zu müssen – in die Auffahrt der Casa das Orquídeas einbog.

»Woher wussten Sie, wo es ist?«, fragte ich erstaunt, während er den Wagen vor dem Haus abstellte.

»Meine liebe Maia, jeder Historiker kennt dieses Haus. Es gehört zu den wenigen Überbleibseln einer vergessenen Epoche.« Er schaltete den Motor aus und wandte sich mir zu. »Bereit?«

»Ja.«

Ich folgte Floriano die Stufen zum Eingang hinauf.

»Die Klingel funktioniert nicht«, teilte ich ihm mit.

»Dann klopfen wir eben.«

Und genau das tat er. Und zwar laut, als wollte er die Toten aufwecken. Als nach dreißig Sekunden niemand reagierte, klopfte Floriano noch lauter, worauf drinnen Schritte auf dem Fliesen-

boden zu hören waren. Kurz darauf wurde ein Riegel zurückgeschoben und aufgeschlossen. Am Ende öffnete die grauhaarige afrikanische Bedienstete, die ich von meinem ersten Besuch kannte, die Tür. Als sie mich erblickte, nahm ihr Gesicht einen angsterfüllten Ausdruck an.

»Tut mir leid, wenn ich störe, Senhora. Ich bin Floriano Quintelas, ein Freund von Senhorita d'Apließe. Wir wollen Ihrer Herrin weder die Zeit rauben noch sie beunruhigen. Aber wir haben Informationen für sie, die sie interessieren könnten. Ich bin ein angesehener Historiker und Romancier.«

»Ich weiß, wer Sie sind, Senhor Quintelas«, entgegnete die Bedienstete, den Blick auf mich gerichtet. »Senhora Carvalho trinkt gerade Kaffee im Frühstückszimmer, aber wie ich Ihrer Freundin bereits erklärt habe, ist sie sehr krank.«

Als ich ihre förmliche Ausdrucksweise hörte, hätte ich fast geschmunzelt, denn sie klang wie aus einem schlechten viktorianischen Melodrama.

»Können wir reinkommen und Senhora Carvalho erklären, wer wir sind?«, fragte Floriano. »Falls sie sich tatsächlich nicht zu einem Gespräch mit uns in der Lage sehen sollte, gehen wir wieder, das verspreche ich Ihnen.«

Floriano hatte bereits einen Fuß über der Schwelle, was die verunsicherte Bedienstete zwang, einen Schritt zurückzutreten und uns in den großen gefliesten Eingangsbereich zu lassen, von dem eine breite geschwungene Treppe nach oben führte. In der Mitte des Raums stand ein eleganter Mahagonitisch, an einer Wand eine imposante Großvateruhr. Unter der Treppe entdeckte ich einen langen, schmalen Flur zum hinteren Teil des Hauses.

»Bitte zeigen Sie uns den Weg«, bat Floriano die Frau.

Sie zögerte kurz, bevor sie nickte und uns voranging. Doch als wir eine Tür am Ende des dunklen Flurs erreichten, war klar, dass sie uns erst in diesen Raum lassen würde, wenn sie mit ihrer Herrin gesprochen hatte.

»Warten Sie hier«, forderte sie uns auf.



Nachdem sie geklopft, das Zimmer betreten und die Tür hinter sich geschlossen hatte, wandte ich mich Floriano zu.

»Sie ist alt und krank. Finden Sie es richtig, sie zu belästigen?«

»Nein, Maia, aber andersherum gefragt: Finden Sie es richtig, dass sie Ihnen Informationen über Ihre Herkunft vorenthält? Die alte Dame ist möglicherweise Ihre Großmutter, und ihre Tochter Ihre Mutter. Ist es angesichts dessen wirklich so schlimm, wenn wir kurz ihr Morgenritual stören?«

Da kam die Bedienstete aus dem Zimmer. »Sie wird fünf Minuten mit Ihnen sprechen, keine Sekunde länger.« Wieder fiel mir auf, wie sie mich musterte, als wir den dunklen Raum betraten, in dem es feucht und modrig roch. Die Einrichtung war offensichtlich Jahrzehnte nicht erneuert worden, und als meine Augen sich an die Düsternis gewöhnten, bemerkte ich den abgetretenen Orientteppich auf dem Boden und die schlaffen, ausgebleichenen Damastvorhänge am Fenster. Nicht zu dem allgemeinen Eindruck der Schäbigkeit passten die wunderschönen alten Möbel aus Rosen- und Walnussholz und der prächtige Kronleuchter an der Decke.

Senhora Carvalho saß in einem Samtsessel mit hoher Rückenlehne, eine Decke über den Knien. Ein Krug mit Wasser und mehrere Pillenfläschchen standen auf dem Tischchen neben ihr.

»Sie sind wieder da«, begrüßte sie mich.

»Bitte verzeihen Sie Senhorita d'Apliese die erneute Störung«, begann Floriano. »Aber wie Sie sich vielleicht vorstellen können, ist es ihr wichtig, ihre Familie zu finden. Und von dieser Suche wird sie sich nicht abbringen lassen.«

»Senhor Quintelas«, seufzte die alte Dame, »ich habe Ihrer Freundin bereits gestern gesagt, dass ich ihr nicht helfen kann.«

»Sind Sie ganz sicher, Senhora Carvalho? Werfen Sie doch einen Blick auf das Porträt über dem Kamin. Geld interessiert Senhorita Maia nicht, sie möchte nur ihre Herkunft ergründen. Ist das so verwerflich?«

Als ich in die Richtung blickte, in die Floriano gedeutet hatte, sah ich ein Ölgemälde der Frau, von der ich nun wusste, dass sie

Izabela Aires Cabral gewesen war. Diesmal bestand nicht der geringste Zweifel. Selbst ich sah, dass ich ihr genaues Ebenbild war.

»Izabela Aires Cabral war Ihre Mutter«, fuhr Floriano fort. »Und Sie haben 1956 eine Tochter namens Cristina zur Welt gebracht.«

Die alte Dame schwieg.

»Sie wollen sich also nicht mit dem Gedanken auseinandersetzen, dass Sie möglicherweise eine Enkelin haben? Senhora, ein Freund von mir trägt im Museu da República gerade Belege für Senhorita d'Aplières Herkunft zusammen. Wenn wir sie haben, kommen wir wieder«, versprach Floriano.

Die alte Dame wich Florianos Blick aus. Plötzlich zuckte sie zusammen. »Bitte gehen Sie«, sagte sie mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Genug«, flüsterte ich Floriano zu, »sie ist krank, das ist nicht fair.«

Floriano nickte. »*Adeus*, Senhora Carvalho. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.«

»Es tut mir leid, Senhora Carvalho«, entschuldigte ich mich. »Wir werden Sie nicht mehr belästigen.«

Floriano marschierte zur Tür, und ich folgte ihm, den Tränen nahe.

Die Bedienstete wartete im Eingangsbereich.

»Danke, dass Sie uns hereingelassen haben, Senhora«, sagte Floriano an der Haustür zu ihr. »Verwickeln Sie sie in ein Gespräch«, wisperte er mir zu, »ich möchte mir die Skulptur anschauen.«

Als Floriano die Stufen vor dem Haus hinuntereilte, wandte ich mich mit schuldbewusster Miene der Bediensteten zu.

»Es tut mir wirklich leid, dass wir Senhora Carvalho aus der Fassung gebracht haben. Ich verspreche, nicht mehr ohne ihre Erlaubnis wiederzukommen.«

»Senhora Carvalho ist sehr krank, Senhorita. Sie wird bald sterben.«

Ich spürte, dass sie mir noch etwas sagen wollte.

Mit einem Blick auf den Brunnen in der Mitte der Auffahrt, aus dem kein Wasser mehr sprudelte, fragte ich: »Haben Sie dieses Haus in seiner Blütezeit erlebt?«

»Ja, ich bin hier zur Welt gekommen.«

Sie betrachtete traurig den alten Brunnen und wandte sich dann plötzlich mir zu. Gleichzeitig nahm ich aus den Augenwinkeln wahr, wie Floriano ums Haus verschwand.

»Senhorita«, flüsterte sie, »ich habe etwas für Sie. Aber wenn ich es Ihnen gebe, müssen Sie mir versprechen, Senhora Carvalho nichts davon zu verraten. Sie würde es mir nie verzeihen, dass ich sie hintergangen habe.«

»Versprochen.«

Die Bedienstete nahm ein schmales, in braunes Papier eingewickelt Päckchen aus der Tasche ihrer weißen Schürze und reichte es mir.

»Bitte sagen Sie niemandem, dass ich Ihnen das gegeben habe«, bat sie mich mit leiser Stimme. »Den Inhalt hat mir meine Mutter hinterlassen. Sie hat mir erklärt, er sei Teil der Geschichte der Familie Aires Cabral, und ihn mir kurz vor ihrem Tod anvertraut.«

Ich sah sie verwundert an und bedankte mich, froh darüber, dass Floriano wieder aufgetaucht war und beim Wagen auf mich wartete. »Aber warum?«, fragte ich die Bedienstete.

Mit ihrem langen, knöchigen Finger deutete sie auf den Mondstein an dem schmalen Goldkettchen um meinen Hals. »Ich weiß, wer Sie sind. *Adeus*.« Dann huschte sie ins Haus zurück und schloss die Tür.

Benommen steckte ich das Päckchen in meine Handtasche und ging zum Auto.

Floriano saß inzwischen bei laufendem Motor in seinem Fiat. Sobald ich eingestiegen war, lenkte er ihn in gewohnt halsbrecherischer Geschwindigkeit die Auffahrt hinunter.

»Haben Sie die Skulptur gesehen?«, fragte ich ihn.

»Ja«, antwortete er, als wir uns vom Haus entfernten. »Es tut mir leid für Sie, dass sie Sie nicht anerkennt, ich beginne aber zu begreifen, warum. In der Stadt setze ich Sie vor Ihrem Hotel ab und fahre dann weiter zum Museu da República und zur *biblioteca*. Darf ich Sie später anrufen, falls ich etwas Neues weiß?«, fragte er, als wir das Hotel erreichten.

»Ja, bitte«, antwortete ich und stieg aus.

Er verabschiedete sich mit einem Winken, und ich fuhr mit dem Aufzug hinauf zu meiner Suite. Dort hängte ich das »Bitte nicht stören«-Schild an die Tür und holte das Päckchen aus der Handtasche. Darin befand sich ein Bündel Briefe, das mittels einer Schnur zusammengehalten wurde. Ich legte alles aufs Bett, löste den Knoten und nahm den ersten, ordentlich mit einem Brieföffner aufgemachten Umschlag in die Hand. Dieser und alle anderen Umschläge waren an eine »Senhorita Loen Fagundes« adressiert.

Als ich das Schreiben vorsichtig aus dem Kuvert zog, spürte ich, wie brüchig das dünne Papier war. Ich entfaltete es und sah, dass es am 30. März 1928 in Paris aufgegeben worden war. Beim Durchgehen der nächsten Briefe stellte ich fest, dass sie sich nicht in chronologischer Reihenfolge befanden, da auch einige aus dem Jahr 1927 dazwischensteckten, die Loen Fagundes an eine andere Adresse in Brasilien geschickt worden waren. Sämtliche Schreiben trugen die Unterschrift »Izabela«, der Name der Frau, die möglicherweise meine Urgroßmutter gewesen war ...

*Ich weiß, wer Sie sind ...*, hatte die Bedienstete zu mir gesagt.

Meine Finger berührten die Halskette mit dem Mondstein. Ich vermutete, dass ich sie zur Erinnerung erhalten hatte, vielleicht von meiner Mutter, als Pa Salt mich als Baby adoptierte. Er hatte mir gesagt, dass sich eine interessante Geschichte darum ranke. Wahrscheinlich hatte mich das motivieren sollen, mich eines Tages danach zu erkundigen; möglicherweise hatte er mir aber auch nicht mehr verraten wollen, um mich nicht zu beunruhigen. Er

hatte wohl darauf gewartet, dass ich fragte. Und nun bedauerte ich es zutiefst, es nicht getan zu haben.

Die folgende Stunde brachte ich damit zu, die mindestens dreißig Briefe nach Daten zu sortieren.

Als ich es kaum noch erwarten konnte, die mit gestochen scharfer, schöner Handschrift beschriebenen Seiten zu lesen, klingelte mein Handy, und ich hörte Florianos aufgeregte Stimme.

»Maia, ich habe Neuigkeiten. Kann ich in einer Stunde zu Ihnen kommen?«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns erst morgen Vormittag treffen? Ich glaube, ich habe mir den Magen verdorben«, log ich mit schlechtem Gewissen, weil ich den Rest des Tages mit der Lektüre der Briefe verbringen wollte.

»Morgen zwischen zehn und elf?«

»Ja, bis dahin habe ich mich sicher wieder erholt.«

»Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie etwas brauchen.«

»Ja danke.«

»Keine Ursache. Gute Besserung.«

Nachdem ich das Handy ausgeschaltet hatte, bestellte ich beim Zimmerservice zwei Flaschen Wasser und ein Club-Sandwich. Sobald ich mit dem Essen fertig war, nahm ich mit zitternden Fingern den ersten Brief in die Hand und fing zu lesen an ...

IZABELA

*Rio de Janeiro*

November 1927

## XIII

Izabela Rosa Bonifacio wurde vom Trippeln kleiner Füße auf dem Fliesenboden geweckt. Als sie sich im Bett aufsetzte, sah sie direkt einem *sagui* in die schwarz glänzenden Augen. In seinen Händen – winzigen, haarigen Ebenbildern ihrer eigenen – hielt das Pinseläffchen ihre Haarbürste. Bel musste über den bettelnden Blick des Tiers lachen.

»Du möchtest dir also die Haare bürsten?«, fragte sie und schob sich vorsichtig auf dem Bauch zum Fußende des Betts vor, wo sie die Hand ausstreckte. »Gib mir die Bürste. Sie gehört mir. Mãe ist bestimmt böse, wenn du sie mitnimmst.«

Das Äffchen schielte in Richtung Fenster, und als Bel mit ihren langen, schmalen Fingern nach der Bürste greifen wollte, sprang das Tier leichtfüßig hinaus.

Bel wusste, dass sie sich nun von ihren Eltern wieder einen Vortrag darüber anhören musste, warum sie nachts immer die Fensterläden geschlossen halten sollte. Die Bürste, ein Taufgeschenk ihrer Großmutter mütterlicherseits, hatte einen Perlmuttgriff, und wie Bel dem kleinen Affen erklärt hatte, wäre ihre Mutter über ihren Verlust alles andere als erfreut. Bel krabbelte seufzend zum oberen Ende des Betts zurück und legte den Kopf aufs Kissen. Sie konnte nur hoffen, dass der *sagui* die Bürste auf dem Weg in seine Dschungelheimat hinter dem Haus verlieren würde.

Eine leichte Brise, die den Duft von Guaven- und Zitronenbäumen aus dem Garten unter ihrem Fenster hereintrug, wehte ihr eine Strähne ihrer dichten, dunklen Haare ins Gesicht. Obwohl ein Blick auf die Uhr neben dem Bett ihr sagte, dass es ge-

rade einmal halb sieben Uhr morgens war, kündigte sich die Hitze des Tages bereits an. Am schnell heller werdenden Himmel stand keine einzige Wolke.

Ihre Zofe Loen würde erst in einer Stunde an ihre Tür klopfen, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein. Bel fragte sich, ob sie, während die anderen im Haus noch schliefen, mutig ins kühle Wasser des prächtigen blau gekachelten Swimmingpools springen sollte, den ihr Vater Antonio gerade im Garten hatte anlegen lassen.

Antonio war sehr stolz auf diesen Pool, seine neueste Erwerbung, einen der ersten seiner Art in einem Privathaus in Rio. Einen Monat zuvor hatte er all seine einflussreichen Freunde eingeladen, ihn sich anzusehen, und sie hatten ihn pflichtschuldig von der Terrasse aus bewundert, die Herren in teuren Maßanzügen, die Damen in Kopien der aktuellsten Pariser Kreationen aus den exklusiven Geschäften der Avenida Rio Branco.

Bel hatte, trotz der sengenden Hitze voll bekleidet, gedacht, wie seltsam es war, dass keiner einen Badeanzug trug, und sich sehnlichst gewünscht, ihr unbequemes Kleid ausziehen und in das kühle, klare Wasser tauchen zu können. Bis zum jetzigen Tag hatte Bel noch niemanden in dem Pool gesehen, und als sie ihren Vater fragte, ob sie darin schwimmen dürfe, hatte er den Kopf geschüttelt.

»Nein, *querida*, vor den Bediensteten kannst du dich nicht im Badeanzug zeigen. Du musst schwimmen, wenn sie nicht da sind.«

Da die Bediensteten jedoch *immer* da waren, hatte Bel schnell erkannt, dass es sich bei dem Pool lediglich um eine Zierde handelte, um ein weiteres der prächtigen Besitztümer, mit denen ihr Vater seine Freunde beeindrucken und vielleicht endlich den gesellschaftlichen Status erlangen konnte, nach dem er sich so sehr sehnte.

Als sie Mãe gefragt hatte, warum Pai niemals mit dem zufrieden zu sein schien, was er besaß, obwohl sie in einem der schöns-



ten Häuser Rios wohnten, häufig im Copacabana Palace Hotel dinierten und sogar ein nagelneues Ford-Automobil ihr Eigen nannten, hatte ihre Mutter nur mit den Achseln gezuckt.

»Weil er, egal, wie viele Autos oder Plantagen ihm gehören, seinen Familiennamen nicht ändern kann.«

In ihren bisher siebzehn Lebensjahren hatte Bel gelernt, dass Antonio von italienischen Einwanderern abstammte, die nach Brasilien gekommen waren, um auf den zahlreichen Kaffeeplantagen in der fruchtbaren Gegend um São Paulo zu arbeiten. Antonios Vater war nicht nur fleißig, sondern auch klug gewesen und hatte eisern gespart, um eigenen Grund erwerben und selbst etwas auf die Beine stellen zu können.

Als Antonio alt genug gewesen war, die Kaffeeplantage zu übernehmen, war sie bereits bestens eingeführt, sodass er drei weitere kaufen konnte. Durch die Gewinne, die diese Plantagen abwarfen, war die Familie reich geworden, und in Bels achtem Lebensjahr hatte ihr Vater eine wunderschöne alte *fazenda* fünf Stunden von Rio entfernt erworben. Diese erachtete sie nach wie vor als ihr Zuhause, denn an das große Herrenhaus, das ruhig und einladend hoch oben in den Bergen lag, knüpften sich Bels wertvollste Erinnerungen. Dort hatte sie in ihrer sorglosen Jugend nach Herzenslust über die zweitausend Hektar des Anwesens reiten oder laufen dürfen.

Obwohl Antonio nun deutlich näher bei Rio wohnte als früher, genügte ihm das nicht. Bei einem Abendessen hatte er Bels Mutter erklärt, warum sie bald in die Stadt ziehen müssten.

»Rio ist die Hauptstadt, das Machtzentrum von Brasilien. Daran führt kein Weg vorbei.«

In dem Maß, wie Antonios Geschäfte florierten, wuchs sein Vermögen. Drei Jahre zuvor hatte Bels Vater eines Tages verkündet, er habe ein Haus in Cosme Velho, einem der exklusivsten Viertel von Rio, gekauft.

»Jetzt wird der alte portugiesische Adel mich nicht mehr ignorieren können, denn wir sind Nachbarn!«, hatte Antonio aus-

gerufen und triumphierend mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Bel und ihre Mutter hatten einander entsetzt angesehen bei der Vorstellung, ihr geliebtes Zuhause in den Bergen verlassen und in die Großstadt ziehen zu müssen. Immerhin hatte die sonst so fügsame Carla darauf bestanden, die Fazenda Santa Tereza nicht zu veräußern, damit sie in der Hitze des Sommers von Rio wenigstens noch eine Zuflucht hätten.

»Warum, Mãe, warum nur?«, hatte Bel am Abend gejammert, als ihre Mutter zu ihr ins Zimmer gekommen war, um ihr einen Gutenachtkuss zu geben. »Mir gefällt's hier, ich will nicht in die Stadt.«

»Weil es deinem Vater nicht genügt, so reich wie der portugiesische Adel von Rio zu sein. Er möchte ihm gesellschaftlich gleichgestellt sein. Und sich Respekt verschaffen.«

»Aber Mãe, sogar ich sehe, dass die Portugiesen in Rio auf uns italienische *Paulistas* herabblicken. Bestimmt wird er sein Ziel nicht erreichen.«

»Antonio schafft immer alles, was er sich in den Kopf setzt«, hatte ihre Mutter müde erwidert.

»Wie sollen du und ich denn wissen, wie wir uns benehmen müssen?«, hatte Bel nachgehakt. »Ich habe den größten Teil meines Lebens in den Bergen verbracht. Wir werden uns nicht so anpassen können, wie Pai sich das vorstellt.«

»Dein Vater hat sich mit Senhora Nathalia Santos in Verbindung gesetzt. Sie stammt aus verarmtem portugiesischem Adel und verdient sich ihren Lebensunterhalt, indem sie Familien wie die unsere in gesellschaftlicher Etikette unterweist. Außerdem kann sie für uns Kontakte zu Angehörigen der Gesellschaft von Rio herstellen.«

»Also sollen Püppchen aus uns werden, die hübsche Kleider tragen, die richtigen Dinge sagen und das richtige Besteck benutzen? Nur über meine Leiche.« Bel hatte angewidert die Nase gerümpft.

»Ja, so ungefähr stellt er sich das vermutlich vor«, hatte ihre Mutter mit belustigt funkelnden Augen bestätigt. »Und natürlich wirst du, Izabela, seine geliebte einzige Tochter, sein Goldesel sein. Du bist sehr hübsch, und dein Vater glaubt, dass dir das zu einer guten Ehe verhelfen wird.«

Bel hatte ihre Mutter entsetzt angesehen. »Pai will sich mit mir den Weg in die gute Gesellschaft erkaufen? Nein, ohne mich!« Sie hatte sich herumgedreht und mit den Fäusten auf ihr Kissen eingeschlagen.

Die rundliche Carla hatte sich auf die Bettkante gesetzt und Bel mit ihrer feisten Hand den Rücken getätschelt. »Es ist nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht, *querida*«, hatte sie sie getröstet.

»Ich bin doch noch nicht mal fünfzehn! Und ich will aus Liebe heiraten, nicht um in der Gesellschaft nach oben zu kommen. Außerdem sind die portugiesischen Männer blass, dürr und faul. Mir gefallen die italienischen viel besser.«

»Bel, alle Kulturen haben ihre guten und ihre schlechten Seiten. Bestimmt findet dein Vater jemanden, den du magst. Rio ist eine große Stadt.«

»Ich werde nicht umziehen!«

Carla hatte sich über sie gebeugt und ihrer Tochter einen Kuss auf die glänzenden dunklen Haare gedrückt. »Eines muss ich dir lassen: Du hast das Temperament deines Vaters geerbt. Gute Nacht, *querida*.«

Das war drei Jahre zuvor gewesen, und seitdem hatte sich Bels Einstellung nicht geändert. Ihr Vater war noch immer ehrgeizig, ihre Mutter sanftmütig und die Gesellschaft von Rio so starr traditionsorientiert wie zweihundert Jahre zuvor. Und die portugiesischen Männer fand sie nach wie vor höchst unattraktiv.

Trotzdem war ihr neues Haus in Cosme Velho beeindruckend. Hinter seinen ockerfarbenen Mauern und hohen Schiebefenstern verbargen sich gut geschnittene Räume, die nach den An-

weisungen Antonios renoviert worden waren. Außerdem hatte er alle erdenklichen modernen Annehmlichkeiten installieren lassen, zum Beispiel Telefon und Bäder im Obergeschoss. Die herrlich angelegten Gärten konnten sich durchaus mit der Pracht von Rios beeindruckendem Jardim Botânico messen.

Das Anwesen erhielt den Namen Mansão da Princesa nach Prinzessin Isabel, welche einmal das Wasser des Carioca-Flusses getrunken hatte, der durch das Grundstück floss und dem Heilkräfte zugeschrieben wurden.

Doch trotz des unleugbaren Luxus empfand Bel die Nähe des Corcovado, der sich direkt hinter dem Haus erhob, als bedrückend, und sie sehnte sich oft nach der Weite und der frischen, klaren Luft der Berge.

Seit ihrem Umzug in die Stadt war Senhora Santos, die ihr gesellschaftliche Umgangsformen beibringen sollte, Teil ihres Alltags. Von ihr hatte sie gelernt, wie man einen Raum betrat – Schultern zurück, Kopf hoch, *schweben* –, von ihr kannte sie auch die Stammbäume von sämtlichen wichtigen portugiesischen Familien in Rio. Und im Französisch-, Klavier- und Kunstgeschichteunterricht sowie den Stunden über europäische Literatur träumte Bel davon, selbst die Alte Welt zu bereisen.

Am schwersten fiel es ihr, wie von Senhora Santos gefordert, die Sprache ihrer Familie zu vergessen, die sie als Kind von ihrer Mutter gelernt hatte. Bel fiel es immer noch schwer, Portugiesisch ohne italienischen Akzent zu sprechen.

Wenn Bel in den Spiegel blickte, erlaubte sie sich manchmal ein spöttisches Grinsen. Denn egal, wie viel Mühe Nathalia Santos sich gab, ihre Herkunft vergessen zu machen: Sie stand ihr ins Gesicht geschrieben. Ihre makellose, von der Sonne der Berge leicht gebräunte Haut – Senhora Santos hatte sie immer wieder ermahnt, im Schatten zu bleiben – harmonierte aufs Beste mit ihren dichten, dunkel gewellten Haaren und riesigen braunen Augen, die von den leidenschaftlichen Nächten ihrer toskanischen Heimat kündeten.

Ihre vollen Lippen ließen ihre Sinnlichkeit erahnen, und ihre Brüste wehrten sich tagtäglich dagegen, in ein steifes Korsett gezwängt zu werden. Wenn Loen jeden Morgen die Schnüre an ihrem Rücken festzurzte, um die äußeren Zeichen ihrer Weiblichkeit zu zähmen, kam Bel dieses Korsett oft wie die Zwangsjacke ihrer Lebensumstände vor. Sie fühlte sich wie ein wildes Tier, voll glühender Leidenschaft, gefangen in einem Käfig.

Bel beobachtete einen winzigen Gecko, der blitzschnell von einer Ecke der Decke zur anderen huschte und jeden Augenblick durchs offene Fenster hinausschlüpfen konnte wie zuvor der *sagui*. Während sie einen weiteren Tag verschnürt wie ein Brathähnchen, das darauf wartete, in den Brutofen von Rios guter Gesellschaft geschoben zu werden, verbringen und lernen würde, ihre eigentliche Natur zu vergessen und stattdessen nach dem Wunsch ihres Vaters eine Dame zu werden.

In der folgenden Woche würden die Pläne Antonios für ihre Zukunft ihren Höhepunkt erreichen. An ihrem achtzehnten Geburtstag sollte sie mit einem rauschenden Fest im prächtigen Copacabana Palace Hotel in die Gesellschaft von Rio eingeführt werden.

Und schon bald danach, das wusste Bel, würde sie sich in die beste Ehe fügen müssen, die ihr Vater für sie arrangieren konnte. Dann würde sie auch noch den letzten Rest Freiheit verlieren.

Eine Stunde später klopfte Loen an der Tür.

»Guten Morgen, Senhorita Bel, was für ein wunderschöner Tag«, stellte ihre Zofe fest, als sie das Zimmer betrat.

»Findest du?«, erwiderte Bel missmutig.

»Kommen Sie, Sie müssen aufstehen und sich anziehen. Sie haben heute viel vor.«

»Tatsächlich?«, fragte Bel, der durchaus bewusst war, welche Pflichten sie erwarteten, unschuldig.

»*Minha pequena*, keine Spielchen«, warnte Loen sie und benutzte dabei wie so oft, wenn sie allein waren, den Kosenamen, den sie Bel als Kind gegeben hatte. »Sie wissen genauso gut wie

ich, dass Sie um zehn Uhr Klavierunterricht haben, und anschließend kommt der Französischlehrer. Heute Nachmittag will Madame Duchaine die letzte Anprobe von Ihrem Ballkleid vornehmen.«

Bel machte die Augen zu und tat, als würde sie nichts hören.

Doch Loen, die sich nicht so leicht abwimmeln ließ, trat ans Bett und rüttelte sie sanft an der Schulter. »Was ist los? In einer Woche werden Sie achtzehn, und Ihr Vater organisiert ein rauschendes Fest für Sie. Ganz Rio wird da sein! Freuen Sie sich denn gar nicht?«

Bel schwieg.

»Was möchten Sie heute tragen? Das cremefarbene oder das blaue Kleid?« Loen ließ nicht locker.

»Das ist mir egal!«

Loen nahm ruhig Kleidung aus Schrank und Schubladen und breitete sie am Fußende von Bels Bett aus.

Bel richtete sich widerwillig auf. »Entschuldige, Loen, ich bin traurig, weil heute Morgen ein *sagui* durchs Fenster hereingekommen ist und die Haarbürste von meiner Großmutter gestohlen hat. Bestimmt wird Mãe böse sein, weil ich wieder einmal die Fensterläden offen gelassen habe.«

»O nein!«, rief Loen entsetzt aus. »Nun ist die hübsche Perlmutterhaarbürste bei den Affen im Dschungel. Wie oft hat man Ihnen schon gesagt, dass Sie nachts die Fensterläden schließen sollen?«

»Oft«, antwortete Bel freundlich.

»Ich sage den Gärtnern, dass sie das Grundstück absuchen sollen. Vielleicht finden sie sie noch.«

Bel bedankte sich und hob die Arme, damit Loen ihr aus dem Nachthemd helfen konnte.

Beim Frühstück studierte Antonio Bonifacio die Gästeliste für das Fest seiner Tochter im Copacabana Palace. »Senhora Santos ist es tatsächlich gelungen, die einflussreichsten Persönlichkeiten

Rios dafür zu interessieren, und die meisten haben unsere Einladung angenommen«, erklärte er zufrieden. »Allerdings nicht die Familie Carvalho Gomes und auch nicht die Ribeiro Barcellos. Sie bedauern, absagen zu müssen, weil sie anderweitig beschäftigt sind.« Antonio hob eine Augenbraue.

»Sie ahnen nicht, was ihnen entgeht.« Carla, die wusste, dass diese beiden Familien zu den wichtigsten Rios gehörten, legte ihrem Mann tröstend die Hand auf die Schulter. »Unser Fest wird Stadtgespräch sein; bestimmt berichtet man ihnen darüber.«

»Das hoffe ich«, brummte Antonio, »denn es kostet ein Vermögen. Und du, meine *princesa*, wirst der strahlende Mittelpunkt sein.«

»Ja, Papa. Danke.«

»Bel, du sollst mich doch nicht ›Papa‹ nennen. Ich bin ›Pai‹«, rügte Antonio sie.

»Tut mir leid, Pai, es ist schwer, alte Gewohnheiten abzulegen.«

Antonio faltete die Zeitung und erhob sich, um sich mit einem Nicken von Frau und Tochter zu verabschieden. »Ich gehe jetzt ins Büro, das Geld verdienen, mit dem ich das alles bezahle.«

Bel folgte ihrem großgewachsenen, schlanken Vater mit dem Blick, als er den Raum verließ. Wie attraktiv er doch mit den dichten dunklen Haaren, die lediglich an den Schläfen von grauen Strähnen durchzogen wurden, immer noch war!, dachte sie.

»Pai wirkt angespannt«, sagte Bel wenig später seufzend zu ihrer Mutter, »glaubst du, er macht sich Sorgen wegen dem Fest?«

»Bel, dein Vater ist immer angespannt. Egal, ob es um die Kaffeebohnernte auf einem seiner Felder oder um dein Fest geht: Er wird stets etwas finden, über das er sich Sorgen machen kann. So ist er nun mal.« Carla zuckte mit den Achseln. »Ich muss jetzt auch gehen. Heute Vormittag bespreche ich mit Senhora Santos die letzten Vorbereitungen für den Empfang im Copacabana Palace. Du sollst nach deiner Klavier- und Französischstunde zu uns kommen, damit wir gemeinsam die Gästeliste durchgehen können.«

»Mãe, die kann ich doch inzwischen im Schlaf aufsagen«, stöhnte Bel.

»Ich weiß, *querida*, aber es darf nichts schiefgehen.« Carla stand auf. »Noch etwas anderes: Ich habe meiner Cousine Sofia, die sich gerade von einer schweren Krankheit erholt, angeboten, mit ihren drei Kindern zur vollständigen Genesung in unsere *fazenda* zu fahren. Weil nur Fabiana und ihr Mann dort sind, muss ich Loen rausschicken, damit sie sich um Sofias Kinder kümmert, während sie sich ausruht. Loen wird also Ende der Woche in die Berge aufbrechen.«

»Aber Mãe!«, rief Bel entsetzt aus. »In ein paar Tagen ist mein Fest. Was soll ich denn ohne sie machen?«

»Tut mir leid, Bel, mir bleibt nichts anderes übrig. Gabriela ist ja hier. Bestimmt hilft sie dir. Ich muss jetzt los, sonst komme ich zu spät.« Carla tätschelte tröstend die Schulter ihrer Tochter und verließ den Raum.

Bel sank in ihren Sessel zurück und versuchte, die unangenehme Neuigkeit zu verdauen. Die Aussicht, so kurz vor einem der wichtigsten Ereignisse ihres Lebens ohne den Beistand ihrer engsten Vertrauten zu sein, machte ihr Angst.

Loen war auf der *fazenda* zur Welt gekommen, wo ihre afrikanischen Vorfahren als Sklaven auf der Kaffeeplantage gearbeitet hatten. An dem Tag des Jahres 1888, als die Sklaverei in Brasilien endlich abgeschafft worden war, hatten viele Sklaven ihr Arbeitsgerät weggelegt und ihre Herren verlassen. Loens Eltern jedoch hatten sich fürs Bleiben entschieden und weiter für die früheren Eigentümer der *fazenda*, eine wohlhabende portugiesische Familie, gearbeitet, bis diese, wie viele reiche Aristokraten in Rio, denen nun die Sklaven für die Bestellung der Plantagen fehlten, gezwungen gewesen war, ihren Besitz zu verkaufen. Loens Vater hatte just diesen Augenblick gewählt, um eines Nachts zu verschwinden und die neunjährige Loen mit ihrer Mutter Gabriela im Stich zu lassen.

Als Antonio einige Monate später neuer Eigentümer der



*fazenda* geworden war, hatte Carla sich ihrer erbarnt und darauf bestanden, dass sie als Hausangestellte bleiben durften. Und drei Jahre zuvor waren Mutter und Tochter dann mit der Familie nach Rio gezogen.

Loen und Bel waren miteinander auf der *fazenda* aufgewachsen, und da es dort nur wenige gleichaltrige Kinder zum Spielen gab, hatten die beiden eine innige Beziehung zueinander. Obwohl Loen kaum älter als Bel war, wirkte sie sehr erwachsen und stand ihrer jungen Herrin stets mit Rat und Tat zur Seite. Bel revanchierte sich, indem sie ihr an den langen Abenden in der *fazenda* Lesen und Schreiben beibrachte.

Weswegen sie in der Zeit der Trennung wenigstens miteinander korrespondieren konnten, dachte Bel seufzend und nippte an ihrem Kaffee.

»Sind Sie fertig, Senhorita?«, riss Gabriela, deren mitfühlendes Lächeln Bel signalisierte, dass sie Carlas Eröffnung gehört hatte, sie aus ihren Gedanken.

Bel blickte zur Anrichte hinüber, auf der sich frische Mangos, Feigen und Mandeln türmten und ein Korb mit frisch gebackenem Brot stand. Genug, um die Bewohner einer ganzen Straße zu ernähren, ganz zu schweigen von einer dreiköpfigen Familie.

»Ja, du kannst den Tisch abräumen. Tut mir leid, dass du zusätzliche Arbeit haben wirst, wenn Loen weg ist«, fügte sie hinzu.

Gabriela zuckte mit den Achseln. »Ich weiß, dass meine Tochter auch enttäuscht sein wird, wenn sie zu den Vorbereitungen für Ihren Geburtstag nicht hier sein kann. Aber egal, wir schaffen das schon.«

Als Gabriela weg war, griff Bel nach dem *Jornal do Brasil*, das auf dem Tisch lag, und schlug es auf. Auf der Titelseite prangte ein Foto von Bertha Lutz, der Frauenrechtlerin, mit ihren Anhängerinnen vor dem Rathaus. Senhorita Lutz hatte einige Jahre zuvor die Brasilianische Vereinigung zur Förderung der Frauen gegründet und forderte das Wahlrecht für alle Frauen in Brasili-

en. Bel verfolgte aufmerksam, welche Erfolge sie errang. Für Bels brasilianische Geschlechtsgenossinnen änderten sich die Zeiten, während sie selbst sich mit einem Vater herumschlagen musste, der sich an der Vergangenheit orientierte und nach wie vor der Ansicht war, dass man Frauen am besten mit dem höchsten Bieter verheiratete, damit sie später eine Schar gesunder Kinder zur Welt brachten.

Seit ihrem Umzug nach Rio hatte Antonio seine kostbare Tochter praktisch wie eine Gefangene gehalten und ihr nicht einmal erlaubt, ohne ältere weibliche Begleitung aus dem Haus zu gehen. Ihm schien nicht klar zu sein, dass die wenigen jungen Frauen ihres Alters, denen sie bei förmlichen Einladungen zum Tee vorgestellt worden war und die von Senhora Santos als passende Freundinnen beurteilt wurden, aus Familien stammten, die die moderne Zeit freudig begrüßten und sich nicht dagegen wehrten.

Ihre Freundin Maria Elisa da Silva Costa zum Beispiel stammte aus portugiesischem Adel. Trotzdem flatterte ihre Familie nicht einfach, wie Pai irrtümlich vermutete, von einem gesellschaftlichen Anlass zum nächsten. Der alte portugiesische Hof, zu dem Pai mit seiner eigenen Familie so gern Zugang erlangt hätte, existierte praktisch nicht mehr; die letzten Reste wurden von ein paar wenigen repräsentiert, die sich noch an eine im Niedergang befindliche Welt klammerten.

Maria Elisa gehörte zu der Handvoll junger Frauen, mit denen Bel das Gefühl hatte, etwas gemein zu haben. Ihr Vater Heitor verdiente sich seinen Lebensunterhalt als angesehener Architekt und hatte kurz zuvor den ehrenvollen Auftrag erhalten, das geplante *Cristo-Redentor*-Monument oben auf dem Corcovado, dem Berg, der sich so dramatisch direkt hinter ihrem Haus erhob, zu errichten. Die da Silva Costas wohnten ganz in der Nähe in Botafogo, und wenn Maria Elisas Vater den Berg hinaufwollte, um für die Statue Maß zu nehmen, begleitete Maria Elisa ihn oft bis Cosme Velho und besuchte Bel, während Hei-

tor mit dem Zug den Corcovado hochfuhr. Auch heute erwartete Bel Maria Elisa.

»Senhorita, soll ich Ihnen noch etwas bringen?«, erkundigte sich Gabriela mit dem schweren Tablett an der Tür.

»Nein danke, Gabriela, du kannst gehen.«

Wenige Minuten später stand Bel auf und verließ das Zimmer ebenfalls.

»Bestimmt bist du schrecklich aufgeregt wegen dem Fest«, bemerkte Maria Elisa, als sie im Schatten des dichten Tropenwaldes im Garten des Hauses saßen. Der Blätterdschungel wurde von einer kleinen Armee von Gärtnern in Schach gehalten, damit er sich nicht auf das makellos gepflegte Anwesen ausbreitete, doch jenseits davon wucherte er ungezügelt den Berghang empor.

»Ich glaube, ich bin froh, wenn's vorbei ist«, antwortete Bel ehrlich.

»Ach, ich freue mich darauf«, meinte Maria Elisa lächelnd. »Alexandre Medeiros wird da sein, der gefällt mir ausgesprochen gut. Wenn er mich zum Tanzen auffordern würde, wäre das himmlisch.« Sie nahm einen Schluck frisch gepressten Orangensaft. »Hast du auch ein Auge auf jemanden geworfen?«, erkundigte sich Maria Elisa mit erwartungsvollem Blick.

»Nein. Ich weiß ja, dass mein Vater den Ehemann für mich aussuchen wird.«

»Gott, wie altmodisch! Wenn ich das so höre, bin ich froh um meinen Pai, obwohl er nur an seinen *Cristo* denkt. Weißt du ...«, Maria Elisa senkte verschwörerisch die Stimme, »... eigentlich ist mein Vater Atheist, aber trotzdem baut er die größte Christusstatue der Welt!«

»Vielleicht verändert dieses Projekt seinen Glauben«, meinte Bel.

»Gestern Abend habe ich ihn mit Mãe darüber reden hören, dass er nach Europa reisen möchte, um einen Bildhauer für die Statue zu finden. Weil er ziemlich lange weg sein wird, sollen wir

alle mitkommen. Kannst du dir das vorstellen, Bel? Wir werden Florenz, Rom und natürlich Paris besuchen.« Maria Elisas hübsche sommersprossige Nase kräuselte sich vor Vorfreude.

»Europa?«, rief Bel aus und wandte sich ihrer Freundin zu. »Maria Elisa, ich hasse dich. Ich träume schon so lange davon, die Alte Welt zu sehen. Besonders Florenz, die frühere Heimat meiner Familie.«

»Vielleicht könntest du uns ja begleiten, wenigstens einen Teil der Zeit? Mir würde das auch gefallen, weil ich sonst niemanden als meine beiden Brüder hätte. Was hältst du von der Idee?«, fragte Maria Elisa aufgeregt.

»Ich finde sie prima, bin mir aber ziemlich sicher, dass mein Vater Nein sagt«, antwortete Bel. »Wenn er mich schon in Rio nicht allein auf die Straße lässt, erlaubt er mir bestimmt nicht, übers Meer nach Europa zu fahren. Außerdem will er mich hier haben, damit er mich so schnell wie möglich verheiraten kann.« Bel zertrat mürrisch eine Ameise.

Da hörten sie das Geräusch eines Wagens auf der Auffahrt; Maria Elisas Vater war gekommen, um sie abzuholen.

»Also dann«, sagte sie, stand auf und drückte Bel, »sehen wir uns nächsten Donnerstag bei deinem Fest?«

»Ja.«

»Adeus, Bel. Uns fällt schon was ein.«

Bel blieb sitzen und träumte davon, den Dom und den Neptunbrunnen in Florenz zu sehen. Von dem Unterricht, den Senhora Santos für sie organisiert hatte, waren ihr die Kunstgeschichtestunden am liebsten gewesen. Ihr Vater hatte sogar einen Künstler engagiert, der ihr die Grundlagen des Zeichnens und Malens beibrachte. Die Nachmittage in seinem luftigen Atelier in der Escola Nacional de Belas Artes waren für sie so ziemlich der angenehmste Zeitvertreib seit ihrer Ankunft in Rio gewesen.

Der Künstler, der auch Bildhauer war, hatte ihr erlaubt, sich an der Gestaltung von Ton zu versuchen. Bel erinnerte sich noch gut

an das Gefühl des roten Lehms in ihren Händen, an seine Elastizität, als sie sich abmühte, eine Figur daraus zu formen.

»Sie sind begabt«, hatte der Künstler anerkennend erklärt, als sie ihm ihre ihrer Ansicht nach jämmerliche Version der Venus von Milo zeigte. Doch egal, ob sie Talent besaß oder nicht: Bel hatte die Atmosphäre des Ateliers gefallen, und als die Stunden irgendwann zu Ende gewesen waren, hatten ihr die wöchentlichen Besuche dort gefehlt.

Da hörte sie Loens Stimme, die sie von der Terrasse aus hineinrief, weil Madame Duchaine zur letzten Anprobe des Kleids für ihr Fest eingetroffen war.

Bel riss sich von den Gedanken an Europas Verlockungen los, erhob sich und ging durch den Garten zurück zum Haus.

## XIV

Als Bel am Morgen ihres achtzehnten Geburtstags aufwachte, jagten dicke graue Wolken über den Himmel, und in der Ferne war Grollen zu hören. Später würde es einen heftigen Sturm mit Blitz und Donner geben, das war jetzt schon zu erkennen. Dann würden sich die Schleusen des Himmels über Rio öffnen und seine Bewohner bis auf die Haut durchnässen.

Gabriela, die Bel, hektisch im Zimmer herumhuschend, noch einmal den Tagesablauf erklärte, wandte sich dem Fenster zu und blickte zum Himmel empor.

»Wir können nur beten, dass das Gewitter vor dem Fest vorbei ist und die Gäste trockenen Fußes eintreffen. Denken Sie nur, was für eine Katastrophe es wäre, wenn Ihr schönes Kleid beim Aussteigen aus dem Wagen schmutzig würde. Ich gehe gleich in die Kapelle und bitte die Jungfrau Maria, den Regen vor heute Abend versiegen, die Sonne wieder scheinen und die Pfützen trocknen zu lassen. Kommen Sie jetzt, Senhorita Izabela, Ihre Eltern warten im Frühstückszimmer auf Sie. Ihr Vater möchte Sie sehen, bevor er ins Büro muss. Es ist ein ganz besonderer Tag für uns alle.«

Obwohl Bel Gabriela gern hatte, wünschte sie sich wohl schon zum hundertsten Mal, dass Loen da wäre, um sie zu beruhigen.

Zehn Minuten später betrat sie das Frühstückszimmer. Antonio stand vom Tisch auf und streckte die Arme nach ihr aus.

»Meine geliebte Tochter, heute wirst du erwachsen, und ich bin sehr, sehr stolz auf dich. Komm, lass dich von deinem Vater drücken.«

Als sich seine starken Arme um sie legten, roch Bel den vertrauten Duft seines Eau de Cologne und seines Haaröls.

»Und jetzt geh zu deiner Mutter und gib ihr einen Kuss, damit wir dir dein Geschenk überreichen können.«

»*Piccolina*«, sagte Carla, die in ihrer Rührung das alte italienische Kosewort verwendete, erhob sich ebenfalls und küsste ihre Tochter liebevoll, bevor sie einen Schritt zurücktrat und wie zuvor ihr Mann die Arme ausbreitete. »Gott, bist du schön.«

»Wie deine Mutter«, bemerkte Antonio und bedachte seine Frau mit einem zärtlichen Blick.

Bel bemerkte, dass seine Augen feucht wurden, ein seltenes Ereignis. Das erinnerte sie an früher, als sie noch eine einfache italienische Familie gewesen waren und Pai noch nicht so viel Geld besessen hatte. Bei dem Gedanken schnürte es ihr die Kehle zu.

»Sieh dir an, was wir für dich gekauft haben.« Antonio nahm zwei samtbezogene Etuis von dem Stuhl neben ihm, öffnete das größere und zeigte ihr den Inhalt. »Und das.« Er machte auch das zweite, kleinere Etui auf.

Beim Anblick der kostbaren Smaragdhalskette und der Ohringe rief Bel aus: »Pai! *Meu Deus!* Wie schön.« Mit Erlaubnis ihres Vaters nahm sie die Halskette aus dem Seidenfutter des Etuis. Sie war aus Gold und bestand aus zur Mitte hin größer werdenden Smaragden mit einem hell leuchtenden Abschlussstein.

»Probier sie an«, drängte ihr Vater sie und signalisierte seiner Frau, dass sie ihr die Kette anlegen sollte.

Als Carla das getan hatte, wanderten Bels Finger zu ihrem Hals und strichen liebevoll über die kühlen, glatten Steine. »Steht sie mir?«

»Noch die Ohringe, bevor du sie dir ansiehst«, sagte Antonio, und wieder half Carla Bel, die filigranen, tropfenförmigen Schmuckstücke anzulegen.

»Herrlich!« Antonio führte Bel zu dem Spiegel über der Anrichte. »Einfach wunderbar!«, rief er aus, als er seine Tochter, an deren schlankem Hals die Edelsteine funkelten, betrachtete.

»Pai, das muss ein Vermögen gekostet haben!«

»Die ungeschliffenen Steine stammen aus den Smaragdminen von Minas Gerais. Ich habe sie selbst ausgewählt.«

»Und dein cremefarbenes Kleid mit den smaragdfarbenen Stickereien wurde natürlich passend zu deinem Geburtstagsgeschenk entworfen, *querida*«, fügte Carla hinzu.

»Heute Abend«, sagte Antonio zufrieden, »wird es in dem Raum keine Frau mit schönerem oder teurerem Schmuck geben. Nicht einmal, wenn sie die Kronjuwelen Portugals trüge!«

Plötzlich verflog Bels unschuldige Begeisterung über das prächtige Geschenk, denn ihr wurde klar, dass Antonio damit nicht seiner Tochter eine Geburtstagsfreude machen wollte. Es sollte nur wieder dazu dienen, die einflussreichen Leute zu beeindrucken, die am Abend zu ihrem Fest kamen.

Plötzlich erschienen ihr die glänzenden grünen Steine um ihren Hals gewöhnlich und protzig ... Sie war nicht mehr als eine Schaufensterpuppe, an der er seinen Reichtum zur Schau stellen wollte. Unwillkürlich traten ihr Tränen in die Augen.

»Nicht weinen, *querida*.« Carla trat zu ihr. »Ich kann verstehen, dass du überwältigt bist, aber an deinem Ehrentag solltest du dich nicht aufregen.«

Bel, die plötzlich Angst vor der Zukunft bekam, warf sich in die Arme ihrer Mutter und weinte sich an ihrer Schulter aus.

Später erinnerte Bel sich an das Fest anlässlich ihres achtzehnten Geburtstags im Copacabana Palace – an den Abend, an dem sie, und wichtiger, ihr Vater, eindrucksvoll in die Gesellschaft von Rio eingeführt wurde – als eine Reihe bunter, unzusammenhängender Momentaufnahmen.

Offenbar hatte Gabriela das richtige Gebet zur Jungfrau Maria gesprochen, denn obwohl es den ganzen Nachmittag über wie aus Kübeln goss, hörte der Regen um vier Uhr, gerade als Bel gebadet und sich die dichten glänzenden Haare hatte kämmen lassen, auf. Eine Kette mit winzigen Smaragden – ein weiteres Geschenk ihres Vaters – wand sich durch ihren Haarknoten, und



ihr Kleid aus Duchessesatin, das eigens aus Paris hergebracht und von Madame Duchaine geschickt so angepasst worden war, dass Bels Brüste, ihre schmalen Hüften und ihr flacher Bauch besonders gut zur Geltung kamen, umschmeichelte sie wie eine zweite Haut.

Als sie mit Antonio vor dem Hotel aus dem Wagen stieg, stürzte sich eine ganze Schar von ihrem Vater bezahlter Fotografen auf sie und entfachte ein Blitzlichtgewitter.

Der Champagnerbrunnen sprudelte den ganzen Abend, und man reichte teuren Beluga-Kaviar aus Russland so großzügig wie billige *salgadinhos* von einem Straßenverkäufer.

Nach einem extravaganten Diner mit Hummer Thermidor und den besten französischen Weinen spielte Rios bekannteste Tanzkapelle auf der Terrasse auf. Zuvor hatte man den riesigen Swimmingpool mit Brettern abgedeckt, sodass die Gäste unter dem Sternenhimmel tanzen konnten.

Antonio hatte sein Veto gegen Samba eingelegt, der in Rio, obwohl immer populärer, nach wie vor als Musik der Armen galt, sich allerdings von Senhora Santos zu einigen schwungvollen Maxixe-Nummern überreden lassen, weil dieser schnelle Tanz in den schicken Klubs von Paris und New York gerade der letzte Schrei war.

Die Berührungen der Männer, die Bel über die Tanzfläche wirbelten, empfand sie als genauso belanglos wie das Kribbeln einer Mücke, die auf ihrer Schulter landete.

Am Ende trat Antonio mit einem jungen Mann zu ihr.

»Izabela«, sagte er, »ich möchte dir Gustavo Aires Cabral vorstellen. Er bewundert dich schon eine ganze Weile aus der Ferne und würde gern mit dir tanzen.«

Der Familienname verriet Bel, dass dieser klein gewachsene Mann mit dem blassen Gesicht uraltem brasilianischem Adel entstammte.

»Natürlich«, antwortete sie mit respektvoll gesenktem Blick. »Es ist mir eine Ehre, Senhor.«

Gustavo war so klein, dass seine Augen sich gerade auf der Höhe der ihren befanden. Und als er sich über ihre Hand beugte, um sie zu küssen, sah sie seine beginnende Glatze.

»Senhorita, wo haben Sie sich bisher versteckt?«, murmelte er und führte sie auf die Tanzfläche. »Sie sind mit Abstand die schönste Frau von Rio.«

Beim Tanzen musste Bel gar nicht zu ihrem Vater hinübersehen, um zu wissen, dass er sie mit einem zufriedenen Lächeln beobachtete.

Später, als die zehnstöckige Geburtstagstorte angeschnitten wurde und alle mit Champagner auf sie anstießen, drang plötzlich ein lautes Geräusch an Bels Ohren. Sie wandte wie die anderen Gäste den Kopf in die Richtung, aus der es kam, und entdeckte nahe beim Ufer ein Boot, von dem aus Hunderte von hell leuchtenden Feuerwerkskörpern in den Nachthimmel von Rio abgeschossen wurden. Obwohl alle das Schauspiel mit offenem Mund verfolgten, konnte Bel sich neben Gustavo lediglich ein falsches Lächeln der Dankbarkeit abringen.

Am folgenden Morgen wachte Bel um elf Uhr auf, und nachdem sie Loen – von der sie wusste, dass sie in der *fazenda* auf einen Bericht über das Fest wartete – geschrieben hatte, verließ sie ihr Zimmer und ging nach unten. Die Bonifacios, die erst weit nach vier Uhr früh nach Hause zurückgekehrt waren, nahmen gerade mit verschlafenen Blick ein spätes Frühstück ein.

»Schau mal, wer da kommt«, sagte Antonio entzückt zu seiner Frau, »die frisch gekrönte *princesa* von Rio!«

»Guten Morgen, Pai, guten Morgen, Mãe«, begrüßte Bel die beiden, als sie sich setzte. »Nur Kaffee, danke«, winkte Bel ab, als Gabriela ihr einen Teller hinstellen wollte.

»Wie fühlst du dich heute Morgen, Liebes?«

»Ich bin ein bisschen müde«, gestand sie.

»Hast du vielleicht wie ich zu viel Champagner getrunken?«, fragte Antonio.

»Nein, den ganzen Abend nur ein Glas. Ich bin einfach nur müde. Gehst du heute nicht ins Büro, Pai?«

»Heute werde ich ausnahmsweise zu spät kommen. Schau ...« Antonio deutete auf ein Silbertablett, auf dem sich Umschläge häuften. »Alles von Gästen, die bereits Bedienstete mit Dankeschönbillets für gestern Abend und Einladungen zu Mittag- und Abendessen geschickt haben. Es ist auch ein persönlich an dich gerichteter Brief darunter. Natürlich habe ich ihn nicht geöffnet, aber das Wappen auf der Rückseite verrät, von wem er stammt. Lies ihn, Izabela, und sag deinen Eltern, was darin steht.«

Als Antonio ihr das Kuvert reichte, sah Bel das Wappen der Aires Cabrals auf dem Wachssiegel. Sie erbrach es und las die wenigen Zeilen auf dem dicken geprägten Briefpapier.

»Und?«, fragte Antonio.

»Er ist von Gustavo Aires Cabral. Er bedankt sich für gestern Abend und hofft, mich bald wiederzusehen.«

Antonio klatschte begeistert in die Hände. »Gut gemacht, Izabela! Gustavo stammt vom letzten Kaiser von Portugal ab und hat einen der besten Stammbäume Rios vorzuweisen.«

»Man denke nur: Er hat unserer Tochter geschrieben«, rief Carla entzückt aus.

Als Bel die erfreuten Gesichter ihrer Eltern sah, seufzte sie. »Pai, es ist nur ein Dankeschön für den Abend, kein Heiratsantrag.«

»Nein, *querida*, aber eines Tages könnte einer daraus werden.« Ihr Vater zwinkerte ihr zu. »Ich habe doch gesehen, wie hingerrissen er von dir war. Und zu Recht.« Antonio hob das *Jornal do Brasil* mit einem Foto der strahlenden Bel vor dem Copacabana Palace Hotel auf der Titelseite hoch. »Du bist Stadtgespräch, *princesa*. Nun wird sich unser aller Leben von Grund auf ändern.«

Und tatsächlich: In den folgenden Wochen der Vorweihnachtszeit, in denen die Saison in Rio begann, kam Bel kaum zur Ruhe. Madame Duchaine wurde herbeigerufen, um weitere Kleider zu

Tanzveranstaltungen, für die Oper und private Essenseinladungen zu schneiden. Und nach ihrer Ausbildung bei Senhora Santos gelang es Bel, sich bei allen Gelegenheiten von ihrer besten Seite zu präsentieren.

Gustavo Aires Cabral, den Maria Elisa und sie insgeheim »das Frettchen« nannten, weil er diesem Tier ähnelte und Bel nicht von der Seite wich, war bei vielen solcher Veranstaltungen zugegen.

Und bei der Premiere von *Don Giovanni* im Teatro Municipal trat er im Foyer zu ihr und lud sie für die Pause in die Loge seiner Eltern ein, sodass er sie ihnen offiziell vorstellen konnte.

»Du solltest dich geehrt fühlen.« Maria Elisa hob die Augenbrauen, als Gustavo sich entfernte, um vor dem Beginn der Oper mit anderen Bekannten im Foyer Champagner zu trinken. »Seine Eltern sind das, was in Rio dem Adel noch am nächsten kommt. Oder zumindest«, erklärte sie schmunzelnd, »benehmen sie sich so.«

Als Bel in der Pause in die Loge geführt wurde, machte sie einen angedeuteten Knicks, als würde sie dem alten Kaiser höchstpersönlich vorgestellt. Gustavos mit teuren Brillanten behängte Mutter Luiza Aires Cabral musterte Bel hochmütig und kühl.

»Senhorita Bonifacio, Sie sind tatsächlich so hübsch, wie alle behaupten«, erklärte sie gnädig.

»Danke«, sagte Bel verlegen.

»Und Ihre Eltern? Sind sie auch hier? Ich glaube, wir hatten bisher nicht das Vergnügen, ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Nein, sie sind heute Abend nicht da.«

»Ihr Vater hat Kaffeeplantagen in der Nähe von São Paulo, nicht wahr?«, fragte Gustavos Vater Maurício, das ältere Ebenbild seines Sohnes.

»Ja, Senhor.«

»Und die machen ihn reich. In der Gegend lässt sich viel neues Geld verdienen«, bemerkte Luiza.

»Ja, Senhora«, pflichtete Bel ihr bei, der die Spitze nicht entging.

»Wir sollten sie einmal zum Mittagessen einladen«, meinte Maurício mit einem warnenden Blick auf seine Frau.

»Ja.« Senhora Aires Cabral nickte Bel zu und wandte sich ihrem Nachbarn zu.

»Ich glaube, sie mögen Sie«, meinte Gustavo, als er sie aus der Loge führte und zu ihrer eigenen zurückbrachte.

»Wirklich?« Bel hatte einen anderen Eindruck gehabt.

»Ja, sie haben Fragen gestellt und interessiert gewirkt. Das ist immer ein gutes Zeichen. Ich werde sie an ihr Versprechen erinnern, Ihre Eltern einzuladen.«

Später gestand Bel Maria Elisa, dass sie aus ganzem Herzen hoffte, Gustavo würde sein Versprechen vergessen.

Aber kurz darauf traf die Einladung zum Mittagessen im Haus der Aires Cabrals bei den Bonifacios ein. Carla überlegte hin und her, was sie anziehen sollte, und probierte fast alle ihre Kleider an.

»Mãe, bitte, es ist doch nur eine Einladung zum Mittagessen«, sagte Bel. »Die Aires Cabrals interessiert es bestimmt nicht, was du anhast.«

»O doch. Begreifst du denn nicht, dass sie uns eingeladen haben, um uns genauer in Augenschein zu nehmen? Ein negatives Wort von Luiza Aires Cabral, und all die Türen, die sich in Rio für dich bisher so mühelos geöffnet haben, schließen sich wieder.«

Als Bel das Ankleidezimmer ihrer Mutter verließ, hätte sie am liebsten laut herausgeschrien, dass es ihr völlig egal war, was die Aires Cabrals von ihren Eltern und ihr hielten, weil sie sich an *niemanden* wie ein Stück Fleisch verschachern lassen würde.

»Wirst du ihn heiraten, wenn er um deine Hand anhält?«, erkundigte sich Maria Elisa, als diese sie am Nachmittag besuchte und Bel ihr von der Einladung erzählte.

»Du lieber Himmel! Ich kenne ihn doch kaum. Außerdem

wollen seine Eltern bestimmt eine portugiesische Prinzessin für ihren Sohn, nicht die Tochter italienischer Einwanderer.«

»Mag sein, aber mein Vater behauptet, die Aires Cabrals hätten Probleme. Wie bei vielen der alten Adelsfamilien stammt ihr Reichtum ursprünglich aus den Goldminen von Minas Gerais, doch das ist zweihundert Jahre her. Nach der Abschaffung der Sklaverei sind sie mit ihren Kaffeepflanzungen bankrottgegangen. Mein Vater sagt, sie hätten seitdem untätig zugesehen, wie ihr Vermögen allmählich dahinschwindet.«

»Wie können die Aires Cabrals arm sein, wenn sie in einem der prächtigsten Häuser von Rio wohnen und Gustavos Mutter mit kostbarem Schmuck behängt ist?«, fragte Bel.

»Bestimmt sind die Juwelen Familienerbstücke, und das Haus scheint in den letzten fünfzig Jahren kein einziges Mal gestrichen worden zu sein. Pai ist einmal da gewesen, um es sich anzuschauen. Er sagt, es ist drinnen so feucht, dass an den Wänden im Bad grüner Schimmel wächst. Als er Senhor Aires Cabral einen Kostenvoranschlag für die Renovierung vorgelegt hat, war der so entsetzt, dass er ihn weggeschickt hat.« Maria Elisa zuckte mit den Achseln. »Sie haben einen glanzvollen Namen, aber kein Geld. Dein Vater hingegen ist sehr reich.« Sie sah Bel an. »Egal, wie sehr du dich dagegen sträubst: Dir dürfte doch klar sein, was da gespielt wird, oder?«

»Selbst wenn er um meine Hand anhalten sollte, können sie mich nicht zwingen, ihn zu heiraten, Maria Elisa. Nicht, wenn mich das ins Unglück stürzt.«

»Ich glaube, dass es ziemlich schwierig wird, deinen Vater von der Idee abzubringen. Eine Tochter zu haben, die den Namen Aires Cabral trägt, wäre ein Traum für ihn, weil seine Enkel die Linie fortführen würden. Es ist die vollkommene Verbindung, das liegt auf der Hand. Du bringst Schönheit und Reichtum in die Ehe und Gustavo den aristokratischen Hintergrund.«

Bel, die sich bisher geweigert hatte, über dieses Thema nachzudenken, trafen Maria Elisas Worte nun bis ins Mark. »Gott steh mir bei«, seufzte sie. »Was kann ich tun?«

»Ich weiß es nicht, Bel.«

Bel sprach den Gedanken aus, der ihr im Kopf herumspukte, seit Maria Elisa das Thema angeschnitten hatte. »Wann reist ihr nach Europa?«

»In einigen Wochen. Ich bin schon so aufgeregt. Pai hat unsere Kabinen auf dem Schiff gebucht, mit dem wir nach Frankreich fahren.«

»Maria Elisa.« Bel ergriff die Hand ihrer Freundin. »Ich flehe dich an, deinen Vater zu fragen, ob er bereit wäre, den meinen zu bitten, dass ich dich nach Paris begleiten darf. Er soll Pai davon überzeugen, dass meine Bildung durch eine Reise in die Alte Welt abgerundet und mir das in der Ehe nützen würde. Wenn ich jetzt nicht handle, verheiraten meine Eltern mich in den nächsten Monaten mit Gustavo, da hast du völlig recht. Ich muss hier weg. Bitte.«

»Gut.« Maria Elisas Blick verriet, dass sie Bels Kummer verstand. »Ich frage Pai, ob er etwas tun kann. Aber möglicherweise ist es schon zu spät. Dass die Aires Cabrals deine Eltern und dich zu sich nach Hause eingeladen haben, deutet für mich auf einen Heiratsantrag hin.«

»Ich bin doch gerade erst achtzehn! Viel zu jung zum Heiraten. Bertha Lutz predigt, dass wir für unsere Unabhängigkeit kämpfen und uns selbst unseren Lebensunterhalt verdienen sollen, damit wir uns nicht an den höchsten Bieter verkaufen müssen. Immer mehr Frauen scharen sich in ihrer Forderung nach Gleichheit um sie!«

»Ja, aber du gehörst nicht zu diesen Frauen. Ganz ruhig, Bel«, Maria Elisa tätschelte die Hand ihrer Freundin, »ich verspreche dir, mit Pai zu reden und rauszufinden, ob wir dich von Rio entführen können, wenigstens ein paar Monate.«

»Vielleicht komme ich dann nie wieder«, flüsterte Bel.

Am folgenden Tag ließen Bel und ihre Eltern sich in ihrem Wagen zur Casa das Orquídeas, dem Familienanwesen der Aires

Cabrals, chauffieren. Bel spürte die Anspannung von Carla, die neben ihr saß. »Mãe, es ist doch nur ein Mittagessen.«

»Ich weiß, *querida*«, sagte Carla, die geradeaus starrte, als der Chauffeur das Automobil durch die hohen schmiedeeisernen Tore in die Auffahrt des imposanten weißen Herrenhauses lenkte.

»Wirklich ein beeindruckender Besitz«, bemerkte Antonio beim Aussteigen.

Doch als Bel den alles andere als makellos gepflegten Garten und den verwitterten Außenanstrich bemerkte, fielen ihr Maria Elisas Worte ein.

An der Tür empfing sie eine Bedienstete, die sie in einen karg mit alten Möbeln eingerichteten Salon führte. Bel schnupperte. In dem Raum roch es trotz der Hitze draußen feucht, und sie fror.

»Ich sage Senhora Aires Cabral, dass Sie hier sind«, erklärte die Bedienstete und signalisierte ihnen, dass sie sich setzen sollten.

Sie nahmen Platz, und nach einer ziemlich langen Wartezeit, die sie schweigend verbrachten, betrat Gustavo den Raum.

»Senhora und Senhor Bonifacio und Senhorita Izabela, es freut mich sehr, Sie bei uns begrüßen zu dürfen. Meine Eltern werden sich bald zu uns gesellen.«

Gustavo schüttelte Antonio die Hand, küsste die von Carla und nahm die von Bel. »Wie schön Sie heute wieder aussehen. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, während wir auf meine Eltern warten?«

Nach zehn Minuten gestelzter Konversation erschienen endlich Senhora und Senhor Aires Cabral.

»Sie müssen entschuldigen, wir wurden durch familiäre Angelegenheiten aufgehalten«, begrüßte Senhor Aires Cabral die Bonifacios. »Lassen Sie uns ins Esszimmer gehen.«

In dem riesigen Raum befand sich ein eleganter Mahagonitisch für bestimmt vierzig Gäste. Als Bel den Blick hob, entdeckte sie allerdings breite Risse in den früher einmal herrlichen Stukkaturen der Decke.



»Geht es Ihnen gut, Senhorita Izabela?«, erkundigte sich Gustavo, der neben ihr saß.

»Ja danke, sehr gut.«

»Wunderbar.«

Bel zerbrach sich den Kopf über mögliche Gesprächsthemen, weil sie schon fast alle bei früheren Essenseinladungen in anderen Häusern erschöpft hatte.

»Wie lange lebt Ihre Familie bereits in der Casa das Orquídeas?«, fiel ihr schließlich ein.

»Zweihundert Jahre«, antwortete Gustavo. »Und seit damals scheint sich nicht allzu viel verändert zu haben«, fügte er schmunzelnd hinzu. »Manchmal komme ich mir vor wie in einem sehr schönen Museum.«

»Das Haus ist tatsächlich schön«, pflichtete Bel ihm bei.

»Genau wie Sie«, entgegnete Gustavo galant.

Beim Essen ertappte Bel Gustavo mehrmals dabei, wie er sie anstarrte. Im Gegensatz zu seinen Eltern, die nicht nur höfliche Konversation mit den Bonifacios trieben, sondern sie regelrecht einem Vorstellungsgespräch unterzogen, lag in seinen Augen ausschließlich Bewunderung. Bel sah das angespannte blasse Gesicht ihrer Mutter, als diese sich bemühte, sich mit Senhora Aires Cabral zu unterhalten, und warf ihr einen mitfühlenden Blick zu.

Doch der Wein lockerte die Zungen, und besonders Gustavo begann, freier mit Bel zu sprechen. Er erzählte ihr von seiner Leidenschaft für Literatur, klassische Musik, griechische Philosophie und portugiesische Geschichte. Da Gustavo noch nie einen Tag gearbeitet hatte, war ihm Zeit geblieben für die Kultur, und wenn er über dieses Thema redete, erwachte er zum Leben. Da Bel die Kunst ebenfalls liebte, fing sie an, ihn sympathisch zu finden, und so verlief der Rest des Essens in angenehmer Atmosphäre.

»Sie scheinen der geborene Gelehrte zu sein«, bemerkte sie lächelnd, als alle sich vom Tisch erhoben, um den Kaffee im Salon zu nehmen.

»Sehr freundlich, Izabela. Ihr Urteil ist mir wichtiger als das eines jeden anderen Menschen. Aber auch Sie kennen sich sehr gut in der Kunst aus.«

»Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als nach Europa zu reisen und die Werke der großen Meister zu sehen«, gestand sie seufzend.

Eine halbe Stunde später verabschiedeten sich die Bonifacios.

Als der Wagen sich vom Haus entfernte, drehte Antonio sich strahlend zu Frau und Tochter auf dem Rücksitz um. »Es hätte nicht besser laufen können.«

»Ja, mein Lieber«, pflichtete Carla ihrem Mann wie üblich bei.

»Aber das Haus ... du liebe Güte! Das sollte man am besten abreißen und ganz neu aufbauen. Oder mit einem Kaffeevermögen renovieren.« Antonio grinste selbstzufrieden. »Und das Essen ... Da habe ich in Strandhütten besser gegessen. Carla, du lädst sie nächste Woche zum Abendessen ein, und dann zeigen wir ihnen, wie man so etwas macht. Sag unserem Koch, er soll den besten Fisch und das beste Rindfleisch besorgen. Geld spielt keine Rolle.«

»Ja, Antonio.«

Zu Hause verabschiedete sich Antonio gleich, weil er noch ins Büro musste. Carla und Bel schlenderten durch den Garten zur Tür.

»Gustavo scheint nett zu sein«, bemerkte Carla.

»Ja, stimmt«, pflichtete Bel ihr bei.

»Dir dürfte nicht entgangen sein, dass er dich sehr mag.«

»Mãe, wie kann das sein? Wir haben uns heute das erste Mal richtig miteinander unterhalten.«

»Er hing während des Essens an deinen Lippen; er ist hingegrissen von dir.« Carla seufzte tief. »Wenigstens das macht mich glücklich.«

## XV

»Hast du deinen Vater schon gebeten, sich mit dem meinen über Europa zu unterhalten?«, fragte Bel, als Maria Elisa sie einige Tage später besuchte, diese verzweifelt im Garten.

»Ja. Er freut sich, wenn du mitkommst, vorausgesetzt, dein Vater stimmt zu. Er hat mir versprochen, mit ihm zu reden, wenn er mich später abholt.«

»*Meu deus*«, seufzte Bel. »Hoffentlich gelingt es ihm, Pai zu überzeugen.«

»Ich habe da so meine Bedenken. Nach allem, was du mir erzählt hast, scheint ein Heiratsantrag unmittelbar bevorzustehen. Selbst wenn dein Vater es dir erlaubt, lässt dein Verlobter dich bestimmt nicht gehen.« Maria Elisa schwieg kurz. »Wäre es denn wirklich so schrecklich für dich, ihn zu heiraten? Du sagst doch selbst, dass Gustavo ein intelligenter und freundlicher Mensch ist. Du würdest in einem der schönsten Häuser von Rio wohnen, das dein Vater sicher gern nach deinem Geschmack renoviert. Und mit deinem neuen Familiennamen und deiner Schönheit wärst du die Königin der Gesellschaft von Rio. Viele Mädchen würden dich darum beneiden.«

Bel sah ihre Freundin mit funkelnden Augen an. »Ich dachte, du bist auf meiner Seite?«

»Das bin ich auch, Bel, aber du kennst mich: Ich bin pragmatisch und höre eher auf meinen Kopf als auf mein Herz. Ich will nur sagen, dass du es schlimmer treffen könntest.«

»Maria Elisa, ich liebe ihn nicht! Und nur das allein zählt.«

»In einer idealen Welt, ja, aber wir wissen beide, dass wir nicht in einer idealen Welt leben.«

»Maria Elisa, du klingst wie eine alte Frau. Willst du dich denn nicht irgendwann einmal verlieben?«

»Vermutlich schon, doch ich weiß, dass Liebe bei einer Ehe nur einer von vielen Aspekten ist. Ich rate dir, vorsichtig zu sein, Bel, denn wenn du Gustavos Antrag nicht annimmst, ist das ein schrecklicher Affront gegen seine Familie. Sie mag nicht mehr reich sein, aber sie besitzt nach wie vor großen Einfluss in Rio. Das könnte dir und deinen Eltern das Leben sehr erschweren.«

»Das heißt, dass mir keine andere Wahl bleibt, als Gustavos Antrag anzunehmen, falls er mir einen macht. Soll ich mich also am besten gleich vom Corcovado stürzen?«

Maria Elisa schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. »Bitte beruhige dich, bestimmt gibt es einen Ausweg. Aber möglicherweise musst du einen Kompromiss finden zwischen deinen eigenen Bedürfnissen und den Wünschen anderer.«

Bel musterte Maria Elisa, die einem durch die Bäume flatternden Kolibri nachsah und wie immer sehr gelassen wirkte. Wogegen Bel selbst sich wie ein Wasserfall vorkam, der tosend den Berg hinunterrauschte.

»Ich wünschte, ich könnte ein bisschen mehr wie du sein, Maria Elisa. Du bist so vernünftig.«

»Nein, ich füge mich nur leichter in mein Schicksal. Aber ich besitze auch nicht deine Leidenschaft und Schönheit, Bel.«

»Sei nicht albern. Du bist einer der schönsten Menschen, die ich kenne, innerlich wie äußerlich.« Bel umarmte sie. »Danke für deinen Rat und deine Hilfe. Du bist mir eine echte Freundin.«

Eine Stunde später traf Maria Elisas Vater Heitor da Silva Costa vor der Mansão da Princesa ein. Gabriela öffnete, und Bel und Maria Elisa, die sich hinter der Tür zum Frühstückszimmer versteckten, lauschten, als er fragte, ob Antonio zu Hause sei.

Obwohl Bel bei gesellschaftlichen Anlässen nie mehr als nur ein paar höfliche Worte mit ihm gewechselt hatte, war er ihr sympathisch. Sie fand ihn sehr attraktiv mit seinen feinen Gesichts-

zügen und den hellen blauen Augen, deren Blick oft ein wenig geistesabwesend wirkte. Vielleicht, dachte Bel, schweiften seine Gedanken den Corcovado hinauf zu der monumentalen Christusstatue, die er gerade plante.

Bel seufzte erleichtert, als ihr Vater aus seinem Arbeitszimmer trat und Heitor freundlich, wenn auch ein wenig erstaunt, im Eingangsbereich begrüßte. Dass Antonio Heitor schätzte, der nicht nur einer alten portugiesischen Familie entstammte, sondern aufgrund seines *Cristo*-Projekts in Rio eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, nährte ihre Hoffnung.

Die Mädchen hörten ihre Väter in den Salon gehen und die Tür hinter sich schließen.

»Ich halte das nicht aus«, stöhnte Bel und sank in einen Sessel. »Meine Zukunft hängt von diesem Gespräch ab.«

»Bel, du dramatisierst wie immer«, meinte Maria Elisa schmunzelnd. »Bestimmt kommt alles in Ordnung.«

Zwanzig Minuten später öffneten sich die Tür des Salons, und die beiden Männer traten, ins Gespräch über den *Cristo* vertieft, heraus.

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie sehen wollen, was ich da oben vorhabe«, sagte Heitor gerade. »Aber jetzt muss ich mit meiner Tochter nach Hause.«

»Natürlich.« Antonio gab Gabriela ein Zeichen, dass sie Maria Elisa holen solle. »Es war mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Senhor, und ich danke Ihnen für Ihr freundliches Angebot.«

»Keine Ursache. Ach, da bist du ja, Maria Elisa. Wir müssen uns beeilen, ich habe um fünf Uhr ein Treffen in der Stadt. *Adeus*, Senhor Bonifacio.«

Als Vater und Tochter das Haus verließen, sah Maria Elisa Bel, die am Ende des Flurs stand, mit einem unsicheren Achselzucken an.

Antonio kehrte in sein Arbeitszimmer zurück, wo Bel ihn mit besorgter Miene erwartete. Er schüttelte den Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Hast du das ausgeheckt?«

»Es war Maria Elisas Idee«, antwortete Bel hastig. »Sie hat mich gefragt, weil sie in Europa gern weibliche Begleitung hätte. Du weißt ja, dass sie nur zwei jüngere Brüder hat und ...«

»Ich habe Senhor da Silva Costa gesagt und wiederhole es für dich noch einmal, dass das nicht infrage kommt, Izabela.«

»Aber warum, Pai? Findest du nicht auch, dass eine Reise nach Europa meine Bildung vervollständigen würde?«

»Sie ist vollständig, Izabela. Ich habe Tausende von *reais* in sie investiert, und es hat sich ausgezahlt. Du hast einen dicken Fisch an der Angel. Wir wissen beide, dass ein Heiratsantrag von Senhor Gustavo ins Haus steht. Warum also sollte ich dich gerade jetzt so weit weg in die Alte Welt schicken, wenn du bald in der Neuen zur Herrscherin gekrönt wirst?«

»Pai, bitte, ich ...«

»Genug! Kein Wort mehr davon! Das Thema ist abgeschlossen. Wir sehen uns beim Abendessen.«

Bel wandte sich schluchzend ab, rannte an den erschreckten Bediensteten in der Küche, die gerade das Abendessen vorbereiteten, vorbei, hastete hinaus ins Freie, durch den Garten und stolperte, ohne auf ihr Kleid zu achten, den Dschungel hinauf.

Zehn Minuten später, als sie sich sicher sein konnte, dass niemand sie mehr hörte, sank sie auf die warme Erde und heulte wie ein Schlosshund. Als ihre Wut und Frustration sich schließlich legten, richtete sie sich auf und wischte den Schmutz von ihrem Musselinkleid, zog die Knie an und schlang die Arme darum. Der Anblick der Stadt unter ihr beruhigte sie ein wenig; sie schaute zuerst nach Cosme Velho und dann hinauf zum Gipfel des von einer grauen Wolke umhüllten Corcovado.

In der anderen Richtung, ein ganzes Stück entfernt auf einem Hügel, befand sich eine *favela*, deren bitterarme Bewohner sich Unterkünfte aus allem bauten, was ihnen in die Finger kam. Wenn Bel die Ohren spitzte, konnte sie die Klänge der Surdo-Trommeln hören, die der Wind herantrug und die die Menschen

dort Tag und Nacht zum Samba, der Musik der Hügel, schlugen, um ihr Elend zu vergessen. Der Gedanke an ihre Not brachte sie in die Realität zurück.

*Ich bin ein verwöhntes reiches Mädchen, rügte Bel sich selbst. Wie komme ich dazu, mich so aufzuführen, wenn ich alles habe und sie nichts?*

Bel senkte den Kopf auf die Knie und bat um Vergebung. »Bitte, Heilige Jungfrau, erlöse mich von meinem leidenschaftlichen Herzen, und gib mir eines wie das von Maria Elisa«, betete sie inbrünstig. »Dann verspreche ich, von nun an dankbar und gehorsam zu sein und mich nicht mehr gegen meinen Vater aufzulehnen.«

Zehn Minuten später kletterte Bel wieder hinunter und schritt, schmutzig und mit zerknitterter Kleidung, aber hochohobenen Hauptes, durch die Küche. Oben bat sie Gabriela, ihr ein Bad einzulassen, legte sich in die Wanne und stellte sich ihr künftiges Leben als artige Tochter und *Ehefrau* vor ...

Während des Essens wurde nicht über die Europareise gesprochen, und als Bel an jenem Abend im Bett lag, war ihr klar, dass dieses Thema niemals mehr angeschnitten werden würde.

## XVI

Zwei Wochen später nahmen die Aires Cabrals an einem großen Diner in der Mansão da Princesa teil. Antonio, der alle Register zog, betonte immer wieder, wie gut sein Kaffeegeschäft laufe, weil die amerikanische Nachfrage nach Brasiliens magischen Bohnen mit jedem Monat steige.

»Früher hat unsere Familie mehrere Kaffeeplantagen in der Nähe von Rio besessen, die sich jedoch nach der Abschaffung der Sklaverei schnell nicht mehr rentiert haben«, bemerkte Gustavos Vater.

»Verstehe. Ich bin froh, dass meine Plantagen sich bei São Paulo befinden, wo wir nie so stark von der Sklavenarbeit abhängig waren«, entgegnete Antonio. »Und natürlich eignet sich das Land um São Paulo deutlich besser für den Anbau von Kaffee. Ich glaube behaupten zu können, dass ich so ziemlich den besten produziere. Nach dem Essen werden wir ihn kosten.«

»Wir müssen uns alle in die Zukunft und die Neue Welt orientieren«, pflichtete Maurício ihm widerwillig bei.

»Und dabei die Werte und Traditionen der Alten bewahren«, fügte Gustavos Mutter spitz hinzu.

Beim Essen beobachtete Bel Luiza Aires Cabral, deren Gesicht sich nur selten zu einem Lächeln verzog. Als junge Frau war sie mit ihren ungewöhnlichen blauen Augen und dem feinen Knochenbau bestimmt eine Schönheit gewesen. Nun jedoch schien ihr die Verbitterung jeglichen Reiz genommen zu haben und sie von innen her zu zerfressen. Bel schwor sich, das, egal, was das Schicksal für sie bereithielt, bei sich selbst niemals zuzulassen.

»Sie kennen also Heitor da Silva Costas Tochter Maria Elisa«,



sagte Gustavo mit seiner leisen Stimme zu Bel. »Sind Sie gut mit ihr befreundet?«

»Ja.«

»Nächste Woche begleite ich meinen Vater zu Senhor da Silva Costa auf den Corcovado, wo er uns den Fortgang der Arbeiten am *Cristo* erläutern wird. Pai gehört zu dem katholischen Zirkel, dem wir die Idee zu verdanken haben, dass dort oben eine Christusstatue aufgestellt wird. Soweit ich weiß, ändern sich da Silva Costas Pläne stündlich, und ich beneide ihn nicht um seine Aufgabe. Der Berg ist mehr als siebenhundert Meter hoch.«

»Ich bin noch nie ganz oben gewesen, obwohl wir praktisch daneben wohnen«, meinte Bel. »Der Corcovado erhebt sich gleich hinter unserem Garten.«

»Vielleicht würde Ihr Vater mir erlauben, Sie hinaufzubegleiten.«

»Gern, danke«, antwortete sie höflich.

»Dann ist es also abgemacht. Ich frage ihn später.«

Als Bel sich von Gustavo abwandte, um die köstliche Crème Caramel *pudim de leite condensado* zu kosten, spürte sie weiter seinen Blick auf sich.

Zwei Stunden später, die Bedienstete schloss gerade die Tür hinter den letzten Gästen, strahlte Antonio Carla und Bel an. »Ich glaube, sie waren beeindruckt, und ich denke, du, meine *princesa* ...«, er hob Bels Kinn ein wenig an, »... wirst sehr bald von Gustavo hören. Vorhin hat er mich gefragt, ob er nächste Woche mit dir den Corcovado hinauffahren darf. Das ist der richtige Ort für einen Heiratsantrag, findest du nicht?«

Bel machte den Mund auf, um ihrem Vater zu widersprechen, erinnerte sich dann jedoch an ihren Vorsatz, sich fortan in ihr Schicksal zu fügen. »Ja, Pai«, sagte sie also mit artig gesenktem Blick.

Später im Bett, als sie sich wieder einmal nach Loen sehnte, mit der sie hätte reden können, klopfte es an der Tür. »Herein.«

»Querida.« Carla streckte den Kopf herein. »Hab ich dich geweckt?«

»Nein, Mãe. Komm doch rein.«

Ihre Mutter trat ein, setzte sich aufs Bett und griff nach ihren Händen.

»Izabela, du weißt, wie gern ich dich habe und wie gut ich dich kenne. Da uns beiden klar ist, dass Gustavo dir bald einen Heiratsantrag machen wird, muss ich dich fragen, ob du das tatsächlich möchtest.«

Wieder erinnerte Bel sich an ihren Vorsatz. »Mãe, ich liebe Gustavo nicht, und seine Mutter und seinen Vater kann ich nicht leiden. Sie behandeln uns mit Herablassung und hätten lieber eine portugiesische Braut für ihren einzigen Sohn. Aber soweit ich das beurteilen kann, ist Gustavo ein anständiger Mensch. Und ich weiß, wie glücklich es dich und besonders Pai machen wird. Also ...«, Bel seufzte leise, »... werde ich seinen Antrag, falls er mir einen macht, gern annehmen.«

»Bist du dir sicher, Bel? Wie sehen deine Gefühle wirklich aus? Es wäre eine schreckliche Sünde, dich zu einem Leben zu zwingen, das du nicht willst. Mir ist es das Wichtigste, dass du glücklich wirst.«

»Danke, Mãe, mach dir darüber mal keine Gedanken.«

»Die Liebe zwischen Mann und Frau kann sich im Lauf der Jahre entwickeln. Ich weiß, wovon ich rede. Schließlich habe ich deinen Vater geheiratet«, erklärte sie schmunzelnd. »Auch ich hatte anfangs meine Bedenken, aber jetzt würde ich ihn trotz seiner Fehler nicht ändern wollen. Und vergiss nie, dass ein Mann die Frau immer mehr lieben sollte als umgekehrt.«

»Warum das?«

»Weil die Liebe der Frauen unbeständig und wechselhaft sein kann, während Männer – obwohl sie nach außen hin weniger gefühlsbetont wirken – für gewöhnlich auf ewig lieben, wenn sie sich erst einmal auf etwas eingelassen haben. Und ich glaube, dass Gustavo dich liebt. Das sehe ich in seinen Augen. Diese Lie-

be wird dafür sorgen, dass dein Mann an deiner Seite bleibt und nicht fremdgeht.« Carla gab Bel einen Kuss. »Schlaf gut, *querida*.«

Als sie das Zimmer verlassen hatte, dachte Bel über die Worte ihrer Mutter nach. Sie konnte nur hoffen, dass sie recht hatte.

»Fertig?«

»Ja.« Bel ließ sich im Salon von ihren Eltern begutachten.

»Du bist wunderschön, meine *princesa*«, bemerkte Antonio voller Bewunderung. »Welcher Mann könnte dir widerstehen?«

»Bist du nervös, *querida*?«, erkundigte sich Carla.

»Ich fahre mit Gustavo im Zug den Corcovado hinauf, das ist alles«, antwortete Bel, der es schwerfiel, ihre zunehmende Verärgerung zu verbergen.

»Wir werden sehen«, meinte Antonio, als es an der Tür klingelte. »Da ist er.«

»Viel Glück und Gottes Segen«, sagte Carla und küsste ihre Tochter auf beide Wangen.

»Wir sind schon gespannt auf das, was du uns hinterher erzählst«, rief Antonio Bel nach, als diese den Raum verließ, um sich draußen von Gabriela den neuen, eigens für diesen Anlass erworbenen Seidenhut feststecken zu lassen.

Der schmale Gustavo wirkte in seinem cremefarbenen Leinenanzug und dem flotten Strohhut ungewöhnlich adrett. »Senhorita Izabela, Sie sehen bezaubernd aus. Der Fahrer wartet draußen. Wollen wir gehen?«

Neben Gustavo auf dem Rücksitz merkte Bel, dass er sehr viel nervöser als sie selbst war. Die dreiminütige Fahrt zu dem winzigen Bahnhof, von dem aus der Zug zum Corcovado hinauf startete, schwieg er. Dort angekommen kletterten sie in einen der Wagen, eher einen einfachen Karren, der von einer Minilok gezogen wurde.

»Hoffentlich gefällt Ihnen die Aussicht, auch wenn die Fahrt hinauf nicht sonderlich bequem ist«, bemerkte Gustavo.

Dann setzte sich die Bahn in Bewegung. Der Berg war so steil,

dass Bels Kopf in den Nacken sank. Als der kleine Zug kurz ruckelte, hielt Bel sich instinktiv an Gustavos Schulter fest, und er legte sofort den Arm um ihre Taille.

Das war der bisher intimste Körperkontakt der beiden. Und obwohl Bel ihn nicht als erregend empfand, war er ihr auch nicht unangenehm. Er kam ihr eher vor wie die tröstende Berührung eines älteren Bruders. Da der Lärm der Lok eine Unterhaltung unmöglich machte, begann Bel sich zu entspannen und die Fahrt durch den üppig grünen Dschungel zu genießen.

Fast war Bel ein wenig enttäuscht, als der Zug die Station auf dem Gipfel erreichte und alle ausstiegen.

»Hier gibt es eine Stelle, von der aus man einen wunderbaren Blick auf Rio hat. Oder wir nehmen gleich die Stufen ganz hinauf, um zuzusehen, wie sie das Fundament für die Christusstatue ausheben«, schlug Gustavo vor.

»Natürlich möchte ich ganz hinauf«, antwortete Bel und bemerkte seinen anerkennenden Blick. Wenig später stiegen sie mit den Mutigeren die steilen Stufen empor und fingen wegen ihrer unbequemen Kleidung in der gleißenden Sonne schon bald zu schwitzen an.

*Ich darf nicht schwitzen*, dachte Bel, als sie spürte, dass ihre Unterwäsche an ihrer Haut zu kleben begann. Endlich erreichten sie das Gipfelplateau mit dem Aussichtspavillon. In einiger Entfernung erkannte Bel Bagger, die mit riesigen Schaufeln Stücke aus dem Felsen rissen. Gustavo nahm Bels Hand und zog sie in den Schatten des Pavillons.

»Senhor da Silva Costa hat mir erklärt, dass sie viele Meter tief graben müssen, um sicherzustellen, dass die Statue später nicht umfällt.« Er legte die Hände auf Bels Schultern und drehte sie herum, bevor er sie zum Rand des Pavillons führte. »Und jetzt schauen Sie dort hinüber.«

Als Bel seinem Finger mit dem Blick folgte, entdeckte sie das schimmernde rote Dach eines eleganten Gebäudes.

»Ist das nicht der Parque Lage?«

»Ja. Der Botanische Garten davor ist wirklich beeindruckend. Kennen Sie die Geschichte des Hauses darin?«

»Nein.«

»Vor noch nicht allzu langer Zeit hat sich ein Brasilianer in eine italienische Opernsängerin verliebt. Sie sollte ihn heiraten und zu ihm nach Rio ziehen, doch sie liebte Italien so sehr, dass sie nicht weg wollte. Also fragte er sie, was nötig sei, um sie von Rom wegzulocken. Sie antwortete, sie stelle sich vor, in einem Palazzo ähnlich denen in ihrem eigenen Land zu wohnen. Also hat er ihr einen gebaut«, erzählte Gustavo lächelnd. »Und sie hat ihn geheiratet, ist nach Rio gezogen und lebt bis zum heutigen Tag in diesem wunderschönen Gebäude, das sie an ihre Heimat erinnert.«

»Was für eine romantische Geschichte«, sagte Bel und beugte sich vor, um einen genaueren Blick auf das Haus zu werfen. Sofort spürte sie seinen Arm um ihre Taille.

»Vorsicht. Ich möchte Ihren Eltern nicht mitteilen müssen, dass Sie vom Corcovado gefallen sind«, meinte er schmunzelnd. »Izabela, wenn ich könnte, würde ich Ihnen einen Palazzo, genauso schön wie der da unten, bauen.«

Bel, die nach wie vor nach vorn gebeugt stand, hörte seine Worte, ohne ihn zu sehen. »Danke, Gustavo, das ist sehr nett von Ihnen.«

»Es ist mein Ernst. Izabela ...« Er drehte sie vorsichtig zu sich herum. »Sie ahnen sicher, was ich Sie fragen möchte.«

»Ich ...«

Er legte ihr einen Finger auf die Lippen. »Bitte sagen Sie erst einmal nichts, sonst verlässt mich der Mut.« Er räusperte sich nervös. »Sie sind so schön; ich kann Ihnen körperlich leider nicht das bieten, was Sie sich von einem Ehemann erwarten. Wir wissen beide, dass Sie jeden haben könnten. Alle Männer von Rio liegen Ihnen zu Füßen wie ich. Aber ich schätze an Ihnen mehr als nur Ihr Äußeres.«

Als Gustavo schwieg, hatte Bel das Gefühl, ihm antworten zu müssen, doch er legte ihr wieder den Finger auf die Lippen.

»Bitte lassen Sie mich ausreden. Als ich Sie bei dem Fest anlässlich Ihres achtzehnten Geburtstags gesehen habe, war mir sofort klar, dass ich mit Ihnen zusammen sein will. Ich habe meinen Vater gebeten, mich Ihnen vorzustellen, und ...«, er zuckte mit den Achseln, »... den Rest kennen wir beide. Natürlich dürfen wir uns nichts vormachen und müssen akzeptieren, dass unsere Verbindung oberflächlich betrachtet ein Arrangement wäre, weil Ihre Familie das Geld und die meine den Stammbaum hat. Aber für mich wäre es keine Ehe auf dieser traurigen Basis, Izabela, weil ...«, Gustavo senkte kurz den Blick, »... ich Sie liebe.«

Bel sah, dass er es ehrlich meinte. Sie hatte geahnt, dass er ihr auf dem Corcovado einen Heiratsantrag machen würde, aber seine Worte waren rührender und aufrichtiger, als sie erwartet hatte. Allmählich begann sie ihrer Mutter zu glauben. Sie hatte Mitleid mit Gustavo und gleichzeitig Gewissensbisse, weil sie nur hoffen konnte, einmal genauso empfinden zu können wie er. Denn dann würden sich alle Puzzleteile ihres Lebens zu einem Ganzen fügen.

»Gustavo ...«

»Izabela, bitte. Ich bin fast fertig mit dem, was ich sagen möchte. Ich kann verstehen, dass Sie meine Gefühle höchstwahrscheinlich noch nicht erwidern können. Doch ich glaube, Ihnen im Leben viele Dinge geben zu können, und hoffe, dass Sie irgendwann in der Lage sein werden, mich wenigstens ein bisschen zu lieben.«

Bel stellte fest, dass sie sich mittlerweile allein im Pavillon aufhielten.

»Ich habe vor drei Tagen mit Senhor da Silva Costa gesprochen«, fuhr Gustavo fort. »Von ihm weiß ich, wie sehr Sie sich wünschen, mit seiner Familie nach Europa zu reisen. Izabela, ich möchte, dass Sie fahren. Wenn Sie sich bereit erklären, sich sofort mit mir zu verloben und mich nach Ihrer Rückkehr aus Europa zu heiraten, sage ich Ihrem Vater, dass eine Kulturreise in die Alte Welt Ihnen meiner Meinung nach sehr nützen würde.«

Bel sah ihn mit offenem Mund an.

»Sie sind jung, *querida*, fast zehn Jahre jünger als ich«, erklärte Gustavo und berührte ihre Wange. »Ich möchte, dass Sie Ihren Horizont erweitern, wie ich es in meiner Jugend konnte. Was halten Sie von meinem Vorschlag?«

Bel wusste, dass sie schnell antworten musste, denn Gustavo bot ihr die Realisierung ihres Traums an. Ein Wort von ihm konnte ihr das verschaffen, was sie sich am sehnlichsten wünschte – die Freiheit, der Enge von Rio zu entfliehen und zu reisen. Auch wenn diese Freiheit einen hohen Preis hatte.

»Gustavo, Ihr Vorschlag ist sehr großzügig.«

»Natürlich bin ich nicht sonderlich glücklich darüber, Izabela, weil Sie mir jeden einzelnen Tag fehlen werden, aber mir ist auch klar, dass man einen schönen Vogel nicht in einen Käfig sperren kann. Wenn man ihn wirklich liebt, muss man ihn fliegen lassen.« Gustavo griff nach ihren Händen. »Natürlich würde ich Ihnen die Sehenswürdigkeiten von Europa gern selbst zeigen. Ich hatte sogar mit dem Gedanken gespielt, eine Hochzeitsreise nach Europa vorzuschlagen. Doch offen gestanden fehlen mir im Moment die finanziellen Mittel dafür. Außerdem brauchen meine Eltern mich hier. Also, was sagen Sie?« Er sah sie erwartungsvoll an.

»Würden Ihre Eltern und die Gesellschaft von Rio eine solche Idee denn gutheißen? Sollte ich als Ihre Verlobte nicht bis zu unserer Hochzeit bei Ihnen in Rio sein?«

»In der Alten Welt, aus der meine Eltern stammen, ist es nichts Ungewöhnliches, wenn eine junge Dame vor der Hochzeit eine Kulturreise unternimmt. Sie werden also nichts dagegen haben. Izabela, *querida*, bitte lassen Sie mich nicht länger zappeln. Ich halte das nicht mehr aus.«

»Ich glaube ...« Bel holte tief Luft. »Ich glaube, ich sage Ja.«

»*Meu Deus*. Gott sei Dank«, seufzte er erleichtert. »Dann kann ich Ihnen das hier geben.«

Gustavo zog ein abgegriffenes Lederetui aus der Innentasche

seiner Jacke. »Der Ring ist ein Erbstück der Familie Aires Cabral und wurde angeblich von der Cousine des Kaisers Dom Pedro I. bei ihrer Verlobung getragen.«

Bel betrachtete den lupenreinen, mit zwei Saphiren gefassten Brillanten. »Er ist wunderschön«, sagte sie bewundernd.

»Der Stein in der Mitte ist sehr alt und stammt aus den Minen von Tejuco. Das Gold kommt aus Ouro Preto. Darf ich Ihnen den Ring anstecken? Nur damit ich weiß, ob die Größe passt«, fügte er hastig hinzu. »Denn natürlich muss ich noch offiziell bei Ihrem Vater um Ihre Hand anhalten.«

»Gern.«

Gustavo steckte ihr den Ring an. »Für Ihren schlanken Finger werde ich ihn ein wenig enger machen lassen müssen, aber er sieht gut aus an Ihnen.« Gustavo nahm ihre Hand in die seine und küsste den Ring. »Wissen Sie, meine geliebte Izabela, dass mir als Erstes Ihre Hände aufgefallen sind? Sie sind ...«, sagte er, als er jede Fingerspitze einzeln küsste, »... wunderschön.«

»*Obrigada.*«

Gustavo zog ihr den Ring ab und legte ihn zurück in das Etui. »Aber jetzt sollten wir uns beeilen, damit wir nicht den letzten Zug verpassen und hier stranden. Das würde Ihrem Vater bestimmt nicht gefallen.«

»Nein«, pflichtete sie ihm bei, als er sie an der Hand aus dem Pavillon zog und sie die Stufen zu dem kleinen Bahnhof hinunterführte. Ihr war klar, dass ihr Vater ihr nun, da ihr »Prinz« im Netz zappelte, aus der Hand fressen würde.

Zu Hause zog sich Bel, die unsicher und innerlich aufgewühlt war, in ihr Zimmer zurück, während Gustavo mit ihrem Vater sprach.

Bel überlegte, warum Gustavo beschlossen hatte, sich für ihre Europareise einzusetzen. Konnte es sein, dass er insgeheim froh darüber war, ihre unvermeidliche Verbindung ein wenig hinauszögern zu können, weil er selbst noch nicht bereit war? Vielleicht



hatte auch er sich dem Druck der Eltern beugen müssen. Aber der verliebte Blick bei seinem Heiratsantrag hatte aufrichtig gewirkt ...

Gabriela, die ihr Zimmer mit einem strahlenden Lächeln betrat, riss sie aus ihren Gedanken. »Sie möchten nach unten kommen, und ich soll den besten Champagner servieren. Gratuliere, Senhorita. Ich wünsche Ihnen Glück und reichen Kindersegen.«

Bel bedankte sich mit einem Lächeln bei Gabriela, die das Zimmer gleich wieder verließ, und machte sich auf den Weg zum Salon, aus dem Stimmen drangen.

»Da ist ja unsere Braut! Komm, gib deinem Vater einen Kuss, meine *princesa*. Ich habe gerade meinen Segen zu eurer Verbindung gegeben.«

»Danke, Pai«, sagte Bel, als er sie auf beide Wangen küsste.

»Izabela, du hast mich heute zum glücklichsten Vater der Welt gemacht.«

»Und mich zum glücklichsten Mann in Rio«, fügte Gustavo strahlend hinzu.

»Ah, da kommt ja deine Mutter, der wir gleich die gute Nachricht verkünden können«, stellte Antonio fest, als Carla eintrat.

Kurz darauf wurde der Champagner serviert, und die vier stießen auf Bels und Gustavos Gesundheit und Glück an.

»Allerdings bereitet es mir Kopfzerbrechen, dass Sie sie vor der Hochzeit Tausende von Kilometern wegschicken wollen, Senhor«, bemerkte Antonio und sah Gustavo stirnrunzelnd an.

»Wie gesagt, Bel ist noch sehr jung, und eine Reise nach Europa wird sie reifer und unsere Gespräche im Alter, wenn uns keine Koseworte mehr füreinander einfallen, anregender machen«, erklärte Gustavo mit einem verstohlenen Zwinkern in Richtung Bel.

»Das kann ich nicht beurteilen«, entgegnete Antonio. »Aber immerhin kann sie sich so das Brautkleid von einer der besten Pariser Modeschöpferinnen entwerfen lassen.«

»Ja. Bestimmt wird sie wunderschön aussehen, egal, welches Kleid sie wählt. Doch jetzt ...«, Gustavo leerte sein Glas,

»... muss ich mich verabschieden und meinen Eltern die frohe Kunde bringen. Nicht dass sie überrascht sein werden«, fügte er schmunzelnd hinzu.

»Bevor Ihre Zukünftige nach Europa aufbricht, veranstalten wir eine Verlobungsfeier, vielleicht im Copacabana Palace, wo Sie sie zum ersten Mal gesehen haben.« Antonio hatte Mühe, nicht von einem Ohr zum anderen zu grinsen. »Und wir geben die Verlobung in allen Zeitungen bekannt.«

»Die Vorbereitungen überlasse ich gern der Familie meiner Braut.« Gustavo griff nach Bels Hand und küsste sie. »Gute Nacht, Izabela, und danke, dass Sie mich zu einem sehr glücklichen Mann machen.«

Antonio wartete, bis Gustavos Wagen sich entfernt hatte, um Bel mit einem Freudenschrei durch die Luft zu wirbeln, genau wie früher, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. »Meine *princesa*, du hast es geschafft! Wir haben es geschafft.« Er ließ Bel los und umarmte seine Frau. »Freust du dich denn nicht auch, Carla?«

»Natürlich. Solange Bel glücklich ist.«

Antonio sah Carla fragend an. »Alles in Ordnung, *querida*? Du wirkst blass.«

»Ich habe Kopfschmerzen, nichts Schlimmes. Aber jetzt sage ich der Köchin, dass sie etwas ganz Besonderes zum Abendessen zubereiten soll«, erklärte sie mit einem gequälten Lächeln.

Bel folgte ihrer Mutter in die Küche, zum Teil deswegen, weil sie dem Überschwang ihres Vaters entkommen wollte.

»Mãe, freust *du* dich denn für mich?«

»Natürlich, Izabela.«

»Fühlst du dich wirklich gut?«

»Ja, Izabela. Jetzt geh rauf und zieh ein hübsches Kleid für unser Festessen an.«

## XVII

Die folgenden Wochen, in denen Bels Verlobung mit Gustavo in der Gesellschaft von Rio ausführlich gefeiert wurde, vergingen wie im Flug. Jeder, der etwas auf sich hielt, wollte Teil des Märchens mit dem Kronprinzen der Stadt und seiner hübschen Braut sein.

Antonio war ganz aus dem Häuschen über die Einladungen, die er und Carla nun zu Soireen und Dinern in Privathäusern erhielten, deren Türen ihnen bis dahin verschlossen geblieben waren.

Bel hatte wenig Zeit, über ihre bevorstehende Reise nach Europa nachzudenken, obwohl die Schiffspassage bereits gebucht und Madame Duchaine beauftragt worden war, Bel mit geeigneter Garderobe für die Modehauptstadt der Alten Welt auszustatten.

Sie fragte Loen, die endlich von der *fazenda* zurückgekehrt war, was sie von Gustavo halte.

»Nach allem, was ich über ihn weiß, Senhorita Bel«, sagte Loen, während sie Bel eines Abends vor dem Essen in ihr Kleid half, »glaube ich, dass er ein Ehrenmann ist und Ihnen ein guter Ehemann sein wird. Natürlich wird Ihnen der Name seiner Familie zahlreiche Vorteile bringen. Aber ...« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, es steht mir nicht zu, das auszusprechen.«

»Loen, du kennst mich seit meiner Kindheit, ich vertraue niemandem mehr als dir. Bitte sag mir, was du wirklich denkst.«

»Dann müssen Sie mir verzeihen, *minha pequena*«, antwortete Loen, »wenn ich Sie daran erinnere, dass Sie mir in Ihren Briefen geschrieben haben, Sie seien sich hinsichtlich dieser Verlobung sehr unsicher. Und jetzt, wo ich Sie zusammen erlebt habe ...

Es ist deutlich zu sehen, dass Sie ihn nicht lieben. Stört Sie das nicht?«

»Mãe meint, dass sich die Liebe zu ihm entwickeln wird. Und was bleibt mir schon anderes übrig?«

»Ihre Mutter hat bestimmt recht. Senhorita Bel, ich ...« Loen verstummte.

»Was ist?«

»Ich muss Ihnen etwas gestehen. Auf der *fazenda* habe ich jemanden kennengelernt, einen Mann.«

»Loen!«, rief Bel überrascht aus. »Warum hast du mir das nicht gleich erzählt?«

»Wahrscheinlich weil ich mich nicht getraut habe, und außerdem waren Sie so beschäftigt mit Ihrer Verlobung, dass sich noch kein geeigneter Moment ergeben hat.«

»Wer ist es?«, fragte Bel neugierig.

»Bruno Canterino, der Sohn von Fabiana und Sandro.«

Bei dem Gedanken an den jungen Mann, der mit seinen Eltern auf der *fazenda* arbeitete, trat ein Lächeln auf Bels Gesicht. »Er ist sehr attraktiv. Ich kann mir vorstellen, dass ihr zwei gut zueinander passt.«

»Ich kenne ihn von Kindesbeinen an, und wir sind immer Freunde gewesen. Aber bei diesem Aufenthalt ist mehr daraus geworden.«

»Liebst du ihn?«, fragte Bel.

»Ja, und er fehlt mir sehr, seit ich wieder in Rio bin. Aber jetzt müssen wir endlich mit dem Anziehen weitermachen, sonst kommen Sie zu spät.«

Bel, die ahnte, warum Loen ihr von ihrer Liebe zu Bruno erzählt hatte, ließ sich von ihr schweigend beim Ankleiden helfen. Ihr war klar, dass es für sie selbst kein Zurück mehr gab, dass sie Gustavo nun heiraten musste.

Immerhin tröstete es Bel, dass Gustavo ihr im Lauf der Zeit doch noch ans Herz wuchs. Er las ihr jeden Wunsch von den

Augen ab und lauschte interessiert allem, was sie sagte. Seine aufrichtige Freude darüber, dass sie seinen Heiratsantrag angenommen hatte, machte es schwierig, sich nicht für ihn zu erwärmen.

»Jetzt ist er kein Frettchen mehr, sondern eher ein Schoßhündchen«, bemerkte Maria Elisa, als die Freundinnen sich bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung im Botanischen Garten trafen. »Wenigstens ist er dir nicht zuwider.«

»Nein, ich mag ihn sogar sehr«, bestätigte Bel, die am liebsten hinzugefügt hätte, dass es darum aber wohl nicht gehe, weil sie ihren Zukünftigen ja *lieben* solle.

»Ich kann es kaum glauben, dass er dir erlaubt, mit meiner Familie nach Europa zu reisen. Andere Männer in seiner Position würden sich auf keinen Fall auf so etwas einlassen.«

»Ich glaube, er will das Beste für mich«, sagte Bel vorsichtig.

»Ja, es scheint tatsächlich so zu sein. Du kannst dich glücklich schätzen. Du wirst doch zu ihm zurückkehren, oder?« Maria Elisa sah sie an. »Diese Verlobung ist für dich nicht nur eine Möglichkeit, Europa zu sehen?«

»Wofür hältst du mich?«, herrschte Bel sie an. »Natürlich komme ich zu ihm zurück! Wie ich dir soeben erklärt habe, wächst Gustavo mir immer mehr ans Herz.«

»Freut mich zu hören«, meinte Maria Elisa trocken, »weil ich nicht diejenige sein möchte, die ihm sagen muss, dass seine Braut mit einem italienischen Maler durchgebrannt ist.«

»Ich bitte dich!« Bel verdrehte die Augen.

Am Tag bevor Bel mit den da Silva Costas nach Frankreich aufbrechen sollte, kam Gustavo zum Mansão da Princesa, um sich von ihr zu verabschieden. Ausnahmsweise ließen ihre Eltern die beiden im Salon allein.

»Nun werden wir uns also viele Monate nicht sehen«, stellte er mit einem traurigen Lächeln fest. »Sie werden mir fehlen, Izabela.«

»Und Sie mir, Gustavo«, entgegnete sie. »Ich kann Ihnen gar nicht genug dafür danken, dass Sie mich reisen lassen.«

»Ich möchte, dass Sie glücklich sind. Und ich habe etwas für Sie.« Gustavo holte einen Lederbeutel aus seiner Tasche, öffnete ihn und nahm eine Halskette heraus. »Für Sie«, sagte er und reichte sie ihr. »Dieser Mondstein soll die Trägerin schützen, wenn sie übers Meer fährt und die Menschen, die sie lieben, zurücklässt.«

Bel betrachtete den zarten bläulich weißen, von winzigen Brillanten umgebenen Stein. »Er ist wunderschön. Danke, Gustavo.«

»Ich habe ihn eigens für Sie ausgewählt«, erklärte er, erfreut über ihre Reaktion. »Er ist nicht besonders wertvoll, aber es freut mich, dass er Ihnen gefällt.«

»Ja, sogar sehr«, meinte sie gerührt. »Könnten Sie mir die Kette anlegen?«

Gustavo tat ihr den Gefallen und küsste dann ihren Nacken. »*Minha linda* Izabela«, seufzte er. »Sie steht Ihnen gut.«

»Ich verspreche Ihnen, sie jeden Tag zu tragen.«

»Und oft zu schreiben?«

»Ja.«

»Izabela ...« Plötzlich hob er ihr Kinn ein wenig mit den Fingern an und küsste sie auf die Lippen. Bel, die noch niemals zuvor einen Mann geküsst hatte, war gespannt gewesen, wie es sich anfühlen würde. In den Büchern, die sie las, war davon die Rede, dass die Frauen dabei weiche Knie bekamen. Doch als Gustavos Zunge in ihren Mund glitt und sie herauszufinden versuchte, was sie mit ihrer eigenen machen sollte, bekam sie definitiv keine weichen Knie. Sie fand das Ganze nicht unangenehm, nur einfach ... nichtssagend.

»Auf Wiedersehen, liebste Loen. Pass auf dich auf«, sagte Bel, kurz bevor sie mit ihren Eltern die Fahrt zum Hafen antrat.

»Sie auch, Senhorita Bel. Mir ist unwohl bei dem Gedanken, dass Sie das weite Meer ohne mich überqueren. Bitte schreiben Sie mir so oft wie möglich, ja?«

»Natürlich. Ich schildere dir all die Dinge, die ich meinen Eltern nicht anvertrauen kann«, versprach sie mit einem verschwörerischen Lächeln. »Also sorg dafür, dass meine Briefe nicht offen herumliegen. Und bitte berichte mir über alles, was hier passiert«, bat sie sie, gab ihr einen Kuss und verließ das Zimmer.

Sogar ihrer Zofe war es vergönnt, das zu empfinden, was ihr selbst ein Leben lang verwehrt bleiben würde, dachte Bel, als sie in den Wagen stieg: Leidenschaft.

Ihre Eltern begleiteten sie an Bord des Schiffs in Rios großem Hafen Pier Mauá. Carla sah sich mit großen Augen in der komfortablen Kabine um.

»Das ist ja wie ein Zimmer an Land«, stellte sie fest, ging zum Bett und setzte sich darauf, um die Härte der Matratze zu prüfen. »Hier gibt's elektrisches Licht und sogar hübsche Vorhänge«, schwärmte sie.

»Hast du denn gedacht, Bel würde bei Kerzenlicht in einer Hängematte an Deck reisen?«, scherzte Antonio. »Für das Geld, das diese Schiffspassage kostet, kann man wirklich alle Annehmlichkeiten des modernen Lebens erwarten.«

Wieder einmal wünschte sich Bel, dass ihr Vater nicht immer alles nach dem bewerten würde, was es kostete. Da erklang die Schiffsglocke, um alle noch an Bord befindlichen Gäste darauf hinzuweisen, dass sie bald ablegen würden, und Bel umarmte ihre Mutter. »Bitte pass auf dich auf, Mãe, bis ich wieder da bin. Du bist mir in letzter Zeit so anders erschienen.«

»Hör auf, dir Gedanken zu machen, Bel, ich werde einfach alt, das ist alles«, erklärte Carla. »Pass du lieber auf dich selbst auf und komm gesund zurück.«

Als Carla sich von ihrer Tochter löste, sah Bel die Tränen in ihren Augen.

Dann nahm Antonio Bel in die Arme.

»Auf Wiedersehen, meine *princesa*. Hoffentlich willst du,

nachdem du die Schönheit der Alten Welt gesehen hast, noch zu deinen Eltern und deinem Verlobten zurück.«

Bel ging mit ihnen an Deck, um ihnen nachzublicken, wenn sie über die Gangway das Schiff verließen. Dort überkam Bel plötzlich Angst, weil sie mit einer Familie, die sie kaum kannte, um die halbe Welt reisen würde. Als sich das Schiff tutend vom Ufer entfernte, winkte sie ein letztes Mal hinüber.

»*Adeus*, liebe Eltern. Passt auf euch auf, und Gott schütze euch.«

Bel genoss die Reise, die den betuchten Gästen zahlreiche Unterhaltungsmöglichkeiten bot. Maria Elisa und sie schwammen viele Stunden im Pool – was ihr umso größere Freude bereite- te, als ihr dieses Vergnügen in Rio versagt geblieben war – und spielten auf dem Kunstrasen des Oberdecks Krocket. Wenn sie abends den Speisesaal betraten, kicherten sie über die bewun- dernden Blicke der jungen Männer an Bord.

Bels großer Verlobungsring schützte sie, wenn sie nach dem Essen zur Musik der Schiffsband tanzten, vor allzu aufdringli- chen Herren, die der Alkohol mutig gemacht hatte. Aber Maria Elisa erfreute sich einiger unschuldiger Tändeleyen, von denen sie Bel ausführlich berichtete.

Während der Fahrt lernte sie Maria Elisas Familie sehr viel besser kennen, als sie es in Rio getan hätte, weil sie auf dem be- grenzten Raum des Schiffs eng zusammenlebten. Maria Elisas jüngere Brüder Carlos und Paulo, der eine vierzehn, der andere sechzehn, also an der Schwelle von der Kindheit zum Erwach- senenalter, bei denen gerade der erste Bart sprießte, brachten nur selten den Mut auf, mit Bel zu sprechen. Maria Elisas Mut- ter Maria Georgiana war eine intelligente, wache Frau, die, wie Bel schon bald merkte, zu Jähzornausbrüchen neigte, wenn etwas nicht nach ihrem Kopf ging. Sie verbrachte einen großen Teil des Tages damit, in dem eleganten Salon Bridge zu spielen, während ihr Mann sich kaum jemals aus seiner Kabine herausbewegte.



»Was macht dein Vater eigentlich den ganzen Tag da drinnen?«, fragte Bel Maria Elisa eines Abends, als sie sich den Kapverdischen Inseln vor der afrikanischen Küste näherten, wo das Schiff einige Stunden anlegte, um Vorräte aufzunehmen.

»Natürlich arbeitet er an seinem *Cristo*«, antwortete Maria Elisa. »Mãe behauptet, sie hätte die Liebe ihres Ehemanns an Unseren Herrn verloren, an jemanden also, an den er angeblich gar nicht glaubt! Schon komisch, was?«

Eines Nachmittags klopfte Bel an der Tür der Kabine, die sie für die von Maria Elisa hielt. Als sie keine Reaktion erhielt, öffnete sie sie und stellte fest, dass sie sich getäuscht hatte, denn Heitor da Silva Costa hob überrascht den Blick von seinem über und über mit komplexen architektonischen Plänen bedeckten Schreibtisch. Weitere Papiere lagen auf dem Bett und dem Boden.

»Guten Tag, Senhorita Izabela. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie störe, Senhor. Ich wollte zu Maria Elisa und habe die falsche Kabine erwischt.«

»Kein Grund, sich zu entschuldigen. Das passiert mir auch die ganze Zeit. Auf dem Schiff sehen alle Türen gleich aus«, tröstete Heitor sie schmunzelnd. »Die Kabine meiner Tochter befindet sich nebenan, aber sie könnte überall auf dem Schiff sein. Ich muss zugeben, dass ich nicht immer weiß, wo sie sich aufhält.« Er deutete auf den Schreibtisch. »Meine Gedanken sind bei anderen Dingen.«

»Darf ich ... mir die Pläne ansehen?«

»Interessieren Sie sich dafür?«, fragte Heitor erfreut.

»Aber ja! In Rio halten es alle für ein Wunder, dass diese Statue so hoch oben auf einem Berg stehen wird.«

»Genau. Und da der *Cristo* es nicht allein schafft, muss ich ihm helfen.« Er lächelte müde. »Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wie es meiner Ansicht nach funktionieren könnte.«

Heitor signalisierte ihr, dass sie einen Stuhl heranrücken sollte, und erläuterte ihr die nächste Stunde, wie er ein Gerüst errichten wolle, das stark genug sei, die Christusfigur zu stützen.

»Stahlträger und Stahlbeton, eine neue Erfindung aus Europa, werden sein Inneres füllen. Eigentlich ist der *Cristo* keine Statue, sondern ein Gebäude, das wie ein Mensch aussieht. Er muss Wind und Regen trotzen. Ganz zu schweigen von den Blitzen, die Sein Vater zu uns auf die Erde herabschickt, um uns an Seine Macht zu erinnern.«

Bel, die sich geehrt fühlte, dass Heitor ihr alles so genau erklärte, lauschte ihm mit großen Augen; die Leidenschaft, mit der er von seinem Projekt sprach, beeindruckte sie.

»In Europa muss ich nun den Bildhauer finden, der meiner Vision von Seinem Äußeren Leben einhauchen kann. Die Konstruktion Seines Innern wird die Öffentlichkeit nicht interessieren, die nur Seine Hülle sieht.« Er musterte sie nachdenklich. »Das ist fast wie im richtigen Leben, nicht wahr, Senhorita?«

»Ja, vermutlich«, antwortete Bel, die sich darüber noch nie Gedanken gemacht hatte.

»Zum Beispiel Sie«, fuhr er fort. »Sie sind eine wunderschöne junge Frau, aber kenne ich Ihre Seele? Natürlich nicht ... Ich muss den richtigen Bildhauer für dieses Projekt finden und mit dem Gesicht, dem Körper und den Händen, die Seine Betrachter erwarten, nach Rio zurückkehren.«

An jenem Abend lag Bel ein wenig verwirrt im Bett, denn obwohl Heitor ihr Vater hätte sein können, musste sie sich eingestehen, dass er ihr gefiel.

## XVIII

Sechs Wochen nachdem das Schiff Rio verlassen hatte, legte es in Le Havre an. Anschließend bestiegen die da Silva Costas mit Bel den Zug nach Paris, wo ein Wagen sie erwartete, der sie zu einer eleganten Wohnung in der Avenue de Marigny gleich bei den Champs-Élysées brachte. Dort, ganz in der Nähe des Büros, das Heitor für seine Arbeit und Treffen mit Fachleuten wegen der endgültigen Konstruktion der Christusfigur angemietet hatte, sollte die Familie wohnen.

Bei der Reise nach Italien und Deutschland, wo er sich mit zweien der angesehensten europäischen Bildhauer der Zeit unterhalten wollte, würde seine Familie ihn begleiten.

Doch in den folgenden Tagen erwartete Bel, sich Paris ansehen zu können. Nach dem Essen am ersten Abend öffnete sie das Schiebefenster des Zimmers, das sie sich mit Maria Elisa teilte, und streckte den Kopf hinaus, um die neuen, fremden Gerüche einzusatmen. In der kühlen Abendluft begann sie zu frösteln, denn zu Anfang des Frühjahrs herrschten hier im Gegensatz zu Rio mit seinen fünfundzwanzig Grad Temperaturen um die zehn Grad.

Sie beobachtete, wie Pariser Frauen, alle elegant in der neuen androgynen, von der Couture des Hauses Chanel inspirierten Mode gekleidet, den breiten Boulevard Arm in Arm mit ihren Verehrern entlangflanierten. Die schlichten, klaren Linien und knielangen Röcke unterschieden sich von den förmlichen Gewändern mit Korsett, die Bel von zu Hause kannte, wie Tag und Nacht.

Als Bel seufzend ihre dichten Haare löste, fragte sie sich, ob sie es wagen konnte, sie sich zu einem kurzen Bubikopf schnei-

den zu lassen, wie er hier modern war. Bestimmt würde ihr Vater sie dann verstoßen, weil ihre Haare seiner Meinung nach ihr schönstes Gut waren. Doch sie hielt sich zum ersten Mal Tausende von Kilometern von ihm entfernt auf, außerhalb seiner Einflussphäre.

Bel reckte den Kopf nach links, wo sie gerade noch die glitzernden Lichter der Seine und der Rive Gauche erkennen konnte, und spürte, wie ihr Herz schneller zu schlagen begann. Sie hatte schon viel von den Künstlern gehört, die die Straßen von Montmartre und Montparnasse bevölkerten, von den Modellen, die sich von Picasso nackt malen ließen, und von dem Dichter Jean Cocteau, über dessen skandalösen Lebensstil und angeblichen Opiumkonsum sogar in den Klatschkolumnen der Zeitungen von Rio berichtet wurde.

Von ihren Kunststunden wusste Bel, dass ursprünglich Künstler wie Degas, Cézanne und Monet an der Rive Gauche gelebt hatten. Doch inzwischen hatten bedeutend Wagemutigere, angeführt von den Surrealisten, das Zepter übernommen. Schriftsteller wie F. Scott Fitzgerald und seine attraktive Frau Zelda waren im La Closerie des Lilas beim Absinthtrinken mit berühmten Künstlerfreunden fotografiert worden. Nach allem, was Bel gehört hatte, handelte es sich um eine wilde Bande, die den ganzen Tag trank und die ganze Nacht tanzte.

»Zeit fürs Bett, Bel, ich bin müde von der langen Reise«, riss Maria Elisa, die gerade das Zimmer betrat, sie aus ihren Gedanken. »Machst du bitte das Fenster zu? Hier drin ist es eisig.«

»Natürlich.« Bel schob das Fenster herunter und ging ins Bad, um ihr Nachthemd anzuziehen.

Zehn Minuten später lagen sie in ihren Betten. »Gott, ist das kalt in Paris«, jammerte Maria Elisa und zog fröstelnd die Decke bis zum Kinn hoch. »Findest du nicht?«

»So schlimm kommt es mir gar nicht vor«, antwortete Bel und knipste die Lampe neben dem Bett aus. »Gute Nacht, Maria Elisa, schlaf gut.«

Im Dunkeln wurde Bel von Vorfreude auf das erfasst, was diese Stadt und die Menschen auf der anderen Seite des Flusses, deren Lebensstil sie so faszinierte, für sie bereithielten. Und schon wurde ihr mollig warm.

Am folgenden Morgen wachte Bel früh auf und war bereits um acht Uhr voll bekleidet, so sehr brannte sie darauf hinauszugehen und die Atmosphäre auf den Straßen von Paris in sich aufzusaugen. Heitor hielt sich als Einziger im Esszimmer auf, als sie zum Frühstück erschien.

»Guten Morgen, Izabela«, begrüßte er sie, einen Stift in der Hand, und nahm einen Schluck Kaffee. »Wie fühlen Sie sich?«

»Danke, sehr gut. Ich störe Sie doch nicht, oder?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich freue mich über die Gesellschaft, weil ich befürchtet hatte, allein frühstücken zu müssen. Meine Frau klagt, dass sie wegen der Kälte eine schlaflose Nacht hinter sich hat.«

»Ihre Tochter leider auch«, berichtete Bel. »Sie hat das Dienstmädchen gebeten, ihr das Frühstück ans Bett zu bringen. Sie glaubt, sich erkältet zu haben.«

»Zum Glück scheinen Sie nicht unter solchen Problemen zu leiden«, stellte Heitor fest.

»Ich wäre heute Morgen selbst dann aufgestanden, wenn ich mir eine Lungenentzündung geholt hätte«, versicherte sie ihm, während eine Bedienstete ihr Kaffee einschenkte. »Wie kann man in Paris nur krank sein?« Sie griff nach einem ungewöhnlich geformten Gebäckstück in einem Korb auf dem Tisch.

»Das ist ein Croissant«, erklärte Heitor ihr, als sie es begutachtete. »Besonders köstlich schmeckt es warm, mit Fruchtkonfitüre. Ich liebe diese Stadt ebenfalls sehr, aber leider werde ich während unseres Aufenthalts hier wenig Zeit haben, sie zu erkunden, weil ich zu vielen Besprechungen muss.«

»Mit Bildhauern, die möglicherweise den *Cristo* gestalten?«

»Ja, worauf ich mich sehr freue. Außerdem habe ich einen Ter-

min mit einem Fachmann für Stahlbeton, der sich vermutlich nicht ganz so romantisch anhört, für mich aber den Schlüssel zur Verwirklichung meines Projekts liefern könnte.«

»Waren Sie jemals in Montparnasse?«, fragte Bel und biss genüsslich in das Croissant.

»Ja, doch das ist lange her. Das erste Mal war ich als junger Mann während meiner großen Europareise hier. Die Rive Gauche mit ihren ... unkonventionellen Bewohnern fasziniert Sie also?«, erkundigte er sich mit amüsiertem Blick.

»Ja, schließlich kommen einige der größten Künstler unserer Zeit dorthier. Ich liebe die Werke von Picasso.«

»Dann gefällt Ihnen der Kubismus?«

»Nein, und ich kenne mich nicht besonders gut aus. Ich habe nur Freude an großen Kunstwerken«, antwortete sie. »Seit meinen Kunstgeschichtestunden in Rio interessiere ich mich auch für die Künstler, die sie schaffen.«

»Kein Wunder, dass Sie das Künstlerviertel erkunden wollen. Aber ich warne Sie, Senhorita: Im Vergleich zu Rio geht es dort ziemlich dekadent zu.«

»Ich vermute, dass Montparnasse im Vergleich zu den meisten anderen Orten dekadent ist!«, rief Bel aus. »Man lebt dort anders, probiert neue Ideen aus, bringt die Welt der Kunst voran ...«

»Ja, das stimmt. Wenn ich allerdings Picassos Malstil als Vorbild für meinen *Cristo* wählen würde, hätte ich wahrscheinlich ein Problem«, meinte er schmunzelnd. »Deshalb wird mein Weg mich leider nicht nach Montparnasse führen. Und jetzt muss ich mich bedauerlicherweise von Ihnen verabschieden, denn in einer halben Stunde habe ich den ersten Termin.«

»Ich komme allein zurecht.«

Heitor erhob sich, um Unterlagen und Notizbuch einzustecken. »Danke, dass Sie mir Gesellschaft geleistet haben. Ich genieße unsere Gespräche sehr.«

»Ich auch«, gestand Bel verlegen, als er ihr zunickte und den Raum verließ.

Bis zum Mittag hatte sich Maria Elisas Erkältung zu Fieber ausgewachsen, sodass man den Arzt rief. Da es ihrer Mutter nur wenig besser ging als ihr, wurde beiden Aspirin und Bettruhe verschrieben, bis das Fieber sank. Was bedeutete, dass Bel, obwohl draußen ganz Paris auf sie wartete, in der Wohnung hin und her lief wie ein Tiger im Käfig. Ihre Frustration machte sie Maria Elisa gegenüber ungeduldiger, als sie wollte.

*Gott, bin ich egoistisch!*, rügte sie sich selbst, als sie vom Fenster aus sehnsüchtig auf die Straßen von Paris hinunterblickte.

Am Ende erklärte sie sich aus Langeweile bereit, mit Maria Elisas jüngeren Brüdern Karten zu spielen, während die wertvollen Stunden ihres ersten Tages in der Stadt ungenutzt verstrichen.

Je länger sich Maria Georgianas und Maria Elisas Genesung hinzog, desto ungeduldiger wurde Bel, endlich hinauszukommen. Gegen Ende der ersten Woche, in der sie keinen Fuß auf einen Pariser Boulevard gesetzt hatte, nahm sie all ihren Mut zusammen und fragte Maria Georgiana, ob sie etwas dagegen habe, wenn sie draußen auf der Straße ein wenig frische Luft schnappe. Die Antwort lautete wie erwartet Ja.

»Ganz bestimmt nicht ohne Begleitung, Izabela. Und ich selbst und Maria Elisa sind im Moment zu schwach, um mit Ihnen zu kommen. Es wird noch genug Zeit sein, die Sehenswürdigkeiten von Paris zu besichtigen, wenn wir von Florenz zurück sind«, erklärte Maria Georgiana bestimmt.

Als Bel Maria Georgianas Zimmer verließ, fragte sie sich, wie sie es bis zu ihrer Abreise nach Florenz aushalten sollte. Sie kam sich vor wie eine ausgehungerte Gefangene, die durch die Gitterstäbe ihrer Zelle eine Schachtel Süßigkeiten knapp außerhalb ihrer Reichweite sah.

Heitor brachte schließlich die Rettung. Die ganze Woche über hatten sie gemeinsam gefrühstückt, und trotz der vielen Arbeit waren ihm anscheinend ihre Einsamkeit und Verzweiflung nicht entgangen.

»Izabela, ich fahre heute nach Boulogne-Billancourt zu Professor Paul Landowski, dem Bildhauer. Bisher haben wir schriftlich und telefonisch miteinander korrespondiert, und nun möchte ich mir in seinem Atelier zeigen lassen, wo und wie er arbeitet. Er ist momentan mein Favorit für den Auftrag, obwohl ich mich in Italien und Deutschland noch mit anderen Bildhauern treffen werde. Hätten Sie Lust, mich zu begleiten?«

»Herzlich gerne, Senhor. Allerdings fürchte ich, dass ich Sie nur stören würde.«

»Aber nein. Sie langweilen sich doch hier in der Wohnung. Einer von Professor Landowskis Assistenten ist sicher bereit, Ihnen sein Atelier zu zeigen, während ich mich mit dem Professor unterhalte.«

»Senhor da Silva Costa, ich wüsste nicht, was ich lieber täte«, sagte Bel begeistert.

»Betrachten Sie das nicht ausschließlich als Gefallen. Ihr künftiger Schwiegervater gehört dem katholischen Kreis an, der wesentlich an der Förderung der Idee beteiligt ist, die Christusstatue auf dem Corcovado zu errichten. Er sammelt sogar Geld dafür. Es wäre doch peinlich, Sie nach Rio zurückbringen und ihm gestehen zu müssen, dass ich es versäumt habe, Ihnen die Kunstschätze der Alten Welt zu zeigen. Also dann«, meinte Heitor schmunzelnd, »um elf brechen wir auf.«

Während der Fahrt über die Pont de l'Alma zur Rive Gauche blickte Bel fasziniert aus dem Fenster, als erwartete sie, Picasso höchstpersönlich in einem Straßencafé zu entdecken.

»Landowskis Atelier liegt ziemlich weit draußen«, teilte Heitor Bel mit. »Er hat wohl kein allzu großes Interesse daran, in den Straßen von Montparnasse mit seinen Künstlerkollegen zu trinken, und konzentriert sich lieber auf seine Arbeit. Und er hat Familie, für die an der Rive Gauche kein Platz wäre.«

»Sein Name klingt nicht französisch«, bemerkte Bel, ein wenig enttäuscht darüber, dass Landowski nicht zu den Kreisen gehörte, die sie so faszinierten.



»Er hat polnische Vorfahren, aber soweit ich weiß, lebt seine Familie seit fünfundsiebzig Jahren in Frankreich. Sein Wesen scheint sich von dem manch anderer Paradiesvögel zu unterscheiden, und er begeistert sich für den neuen Art-déco-Stil, der sich allmählich in Europa durchsetzt. Ich könnte mir vorstellen, dass der sich gut für meinen Christus eignet.«

»Art déco?«, wiederholte Bel. »Was ist das?«

»Tja, wie soll ich diesen Stil erklären? Er reduziert Alltagsgegenstände, zum Beispiel einen Tisch oder ein Kleid und sogar Menschen, aufs Wesentliche. Er ist nicht verspielt wie der vieler großer Künstler und Bildhauer der Vergangenheit, sondern schlicht ... so wie Christus selbst sich meiner Ansicht nach gern gesehen hat.«

Draußen wurde es ländlicher, und die dichte Besiedlung der Stadt wich allmählich kleineren Ortschaften. Ironie des Schicksals, dachte Bel, dass sie sich nun, da es ihr endlich gelungen war, der Wohnung zu entfliehen, vom pulsierenden Herzen der Stadt, das sie so gern erforscht hätte, entfernte.

Nach einer kurzen Irrfahrt bogen sie schließlich in die Einfahrt zu einem weitläufigen Haus ein.

»Da wären wir«, sagte Heitor und stieg aus. Als Bel ihm durch den Garten folgte, kam ihnen eine drahtige Gestalt mit widerpenstigen grauen Haaren, langem Bart und verdrecktem Kittel entgegen. Der Mann gab Heitor die Hand, und die beiden begannen mit ernster Miene zu reden. Bel hielt sich im Hintergrund, weil sie sie nicht stören wollte, und es dauerte eine ganze Weile, bis Heitor sich an sie erinnerte.

»Seniorita«, sagte er zu ihr, »Sie müssen entschuldigen. Es ist immer ein wunderbarer Moment, wenn man endlich das Vergnügen hat, jemanden persönlich kennenzulernen, mit dem man bisher nur korrespondiert hat. Darf ich Ihnen Professor Paul Landowski vorstellen? Professor: Seniorita Izabela Bonifacio.«

Landowski ergriff ihre Hand und küsste sie. »*Enchanté*.« Als sein Blick auf ihre Finger fiel, fing er zu Bels Überraschung an,

sanft ihre Konturen nachzuzeichnen. »Mademoiselle, Sie haben wunderbare Hände. Finden Sie nicht auch, Monsieur da Silva Costa?«

»Leider sind sie mir bisher nicht aufgefallen«, gestand Heitor.  
»Aber Sie haben recht, Senhor.«

»Doch nun zum Geschäft, Monsieur«, sagte Landowski und ließ Bels Hand los. »Ich zeige Ihnen mein Atelier, und dann sprechen wir über ihre Ideen zur Christusfigur.«

Bel folgte den Männern durch den Garten. Dabei fiel ihr auf, dass die Büsche zwar grün waren, jedoch noch keine Blüten trugen. In ihrer Heimat gediehen das ganze Jahr über farbenprächtige Blumen.

Landowski führte sie in ein hohes, scheunenähnliches Gebäude am Ende des Gartens, dessen Seitenwände aus Glas bestanden, damit das Licht ungehindert hereinfallen konnte. In einer Ecke saß ein junger Mann über eine Werkbank gebeugt an einer Büste aus Ton. Als sie eintraten, hob er nicht einmal den Blick.

»Ich arbeite gerade am Entwurf einer Skulptur von Sun Yatsen und habe Probleme, seine Augen richtig hinzubekommen. Ihre Form unterscheidet sich sehr von der unserer westlichen«, stellte Landowski fest. »Mein Assistent versucht, meine eigenen Bemühungen zu verbessern.«

»Arbeiten Sie hauptsächlich mit Ton oder mit Stein, Professor Landowski?«, erkundigte sich Heitor.

»Ich richte mich nach den Wünschen des Kunden. Haben Sie schon entschieden, welches Material Sie gern für Ihren Christus verwenden würden?«

»Natürlich dachte ich zuerst an Bronze, doch ich fürchte, dann würde Er im Lauf der Zeit durch Wind und Wetter eine grüne Patina bekommen. Außerdem soll Er in heller Robe über Rio erstrahlen.«

»Aha«, sagte Landowski. »Aber eine dreißig Meter hohe Statue aus Stein wird man nicht den Berg hinaufschleppen und schon gar nicht dort oben errichten können.«

»Stimmt«, pflichtete Heitor ihm bei. »Weswegen ich glaube, dass die äußere Hülle des Christus in Einzelteilen gegossen werden sollte, die man dann in Rio zusammensetzt.«

»Wenn Sie meinen, hier genug gesehen zu haben, würde ich vorschlagen, dass wir ins Haus gehen, damit Sie sich die Skizzen anschauen können, die ich angefertigt habe. Mademoiselle ...«, Landowski wandte sich Bel zu, »... könnten Sie sich allein im Atelier beschäftigen, während wir Männer uns unterhalten? Oder würden Sie sich im Salon bei meiner Frau wohler fühlen?«

»Mir gefällt es hier sehr gut, danke, Monsieur«, antwortete Bel. »Ich fühle mich geehrt, Ihr Atelier besichtigen zu dürfen.«

»Wenn Sie ihn nett darum bitten, ist mein Assistent bestimmt bereit, sich vom Augapfel Sun Yat-sens loszureißen und Ihnen eine Erfrischung anzubieten.« Landowski nickte in die Richtung des jungen Mannes und verließ das Atelier mit Heitor.

Der Assistent jedoch schien Bel überhaupt nicht zu bemerken, die im Atelier herumschlenderte und gern näher an ihn herangetreten wäre, um ihm zuzusehen, ihn aber nicht stören wollte. Auf der anderen Seite des Arbeitsbereichs stand ein riesiger Ofen, in dem vermutlich der Ton gebrannt wurde, und zu ihrer Linken befanden sich zwei abgetrennte Räume, der eine mit einem großen Waschbecken, um das herum sich Säcke mit Ton an den Wänden stapelten, der andere eine kleine fensterlose Küche. Bel schaute im Hauptraum aus dem hinteren Fenster, wo sie mehrere Steinblöcke in unterschiedlichen Formen und Größen, wahrscheinlich für künftige Projekte, entdeckte.

Nachdem Bel alles genauestens inspiziert hatte, setzte sie sich auf einen wackligen Holzstuhl, von dem aus sie den Assistenten beobachtete, der hochkonzentriert arbeitete. Zehn Minuten später, als die Uhr zwölf schlug, wischte er sich die Hände an seinem Arbeitskittel ab und hob unvermittelt den Blick.

»Mittag«, verkündete er und nahm Bel zum ersten Mal wahr. »*Bonjour*, Mademoiselle.«

Da er bis dahin den Kopf gesenkt gehalten hatte, war Bel sein

Gesicht verborgen geblieben. Als er sie nun anlächelte, spürte sie plötzlich Schmetterlinge in ihrem Bauch flattern.

»*Bonjour.*« Sie erwiderte sein Lächeln verlegen.

Er erhob sich und trat zu ihr, und auch sie stand auf. »Entschuldigen Sie, Mademoiselle, dass ich Ihnen bisher keine Beachtung geschenkt habe«, sagte er auf Französisch, »aber ich musste mich auf das Auge konzentrieren, und das ist ausgesprochen diffizile Arbeit.« Er blieb einen Meter von ihr entfernt stehen und musterte sie. »Kennen wir uns? Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor.«

»Ich glaube kaum, denn ich bin gerade erst aus Rio de Janeiro eingetroffen.«

»Dann täusche ich mich wohl.« Er nickte nachdenklich. »Ich gebe Ihnen lieber nicht die Hand, weil sie schmutzig ist. Wenn Sie mich kurz entschuldigen würden, wasche ich sie mir.«

»Natürlich«, antwortete Bel, ihre Stimme wenig mehr als ein Flüstern. Als er in den Raum mit dem Waschbecken verschwand, bekam sie plötzlich weiche Knie und musste sich setzen. Hatte sie sich am Ende bei Maria Elisa und ihrer Mutter angesteckt?

Fünf Minuten später kehrte der junge Mann mit einem sauberen Hemd bekleidet zu ihr zurück. Bel streckte unwillkürlich die Hand aus, weil sie am liebsten seine welligen kastanienbraunen Haare berührt, die helle Haut seiner Wangen gestreichelt und seine Adlernase und die vollen roten Lippen, hinter denen sich regelmäßige weiße Zähne verbargen, nachgezeichnet hätte. Der etwas geistesabwesende Blick seiner grünen Augen erinnerte sie an den von Heitor.

Plötzlich wurde Bel bewusst, dass sein Mund sich bewegte und er sie nach ihrem Namen fragte. Schockiert über ihre Reaktion auf ihn löste sie sich aus ihrem Tagtraum und versuchte, sich zusammenzureißen und Französisch zu sprechen.

»Mademoiselle, ist Ihnen nicht gut? Sie sehen aus, als wäre Ihnen ein Gespenst begegnet.«

»Entschuldigen Sie, ich war ... mit den Gedanken woanders. Ich heiße Izabela, Izabela Bonifacio.«

»Wie die frühere Königin von Spanien«, bemerkte der Assistent.

»Und die verstorbene Prinzessin von Brasilien«, fügte sie hinzu.

»Leider weiß ich nur sehr wenig über Ihr Land und seine Geschichte. Abgesehen davon, dass es genau wie das unsere Anspruch auf den besten Kaffee erhebt.«

»Mit Sicherheit haben wir die besten Bohnen«, erklärte sie. »Ich hingegen habe eine ganze Menge über Ihr Land gelesen«, sagte sie und fragte sich, ob sie sich genauso schwachsinnig anhörte, wie sie sich vorkam.

»Ja. Unsere Kunst und Kultur sind seit Jahrhunderten weltbekannt, während es die Ihre noch zu entdecken gilt. Da der Professor und sein Freund der Architekt Sie im Stich gelassen zu haben scheinen, sollte ich Ihnen etwas anbieten. Beim Essen können Sie mir mehr von Brasilien erzählen.«

Bel blickte verlegen aus dem Fenster. Sie kannte diesen Mann nicht, mit dem sie allein war. Wenn ihr Vater oder ihr Verlobter sie so hätte sehen können ...

Der junge Mann, der ihre Bedenken bemerkte, winkte ab. »Die beiden haben Sie sicher vergessen, ihr Gespräch könnte Stunden dauern. Wenn Sie also nicht verhungern wollen, sollten Sie sich an den Tisch dort drüben setzen. Ich hole uns etwas zu essen.«

Der junge Mann verschwand in der kleinen Küche, die Bel zuvor gesehen hatte.

»Entschuldigen Sie, Monsieur, aber wie heißen Sie denn?«

Er blieb stehen und drehte sich zu ihr um. »Pardon, wie unhöflich von mir. Mein Name ist Laurent, Laurent Brouilly.«

Bel setzte sich über die Situation staunend auf eine grobe Holzbank in einer Nische. Allein mit einem jungen Mann, der gerade für sie beide etwas zu essen herrichtete. Pai hatte sie noch nie in der Küche gesehen, und auf die Idee, etwas zu essen zu machen, wäre er niemals gekommen.

Einige Minuten später gesellte sich Laurent mit einem Tablett,

auf dem sich zwei Stangen des köstlichen französischen Weißbrots, das sie so liebte, scharf riechender französischer Käse, ein Tonkrug und zwei Gläser befanden, zu ihr.

Er stellte das Tablett ab und zog einen alten Vorhang, der an einer Stange an der Decke befestigt war, zu. »Damit sich der Staub aus dem Atelier nicht aufs Essen legt«, erklärte er und verteilte alles auf dem Tisch. Dann füllte er Weißwein in die Gläser und reichte eines ihr.

»Sie trinken Wein zu Brot und Käse?«, fragte Bel verwundert.

»Mademoiselle, wir sind hier in Frankreich. Wir trinken zu allem Wein, immer.« Er hob lächelnd das Glas. »*Santé*.«

Während Laurent einen großen Schluck Wein nahm, nippte sie nur an dem ihren. Sie beobachtete, wie er ein Stück von dem Baguette abbrach, es mit den Fingern aufbrach und mit Käse belegte. Da sie nicht nach Tellern fragen wollte, tat sie es ihm gleich.

Noch niemals zuvor hatte ihr so einfaches Essen so gut geschmeckt. Trotzdem schlang sie es nicht herunter wie Laurent, sondern zupfte kleine Bissen Brot und Käse ab und steckte sie in den Mund. Er ließ sie die ganze Zeit nicht aus den Augen.

»Was ist so interessant?«, fragte sie schließlich.

»Sie«, antwortete er, leerte sein Glas und schenkte sich nach.

»Warum?«

Er trank noch einen Schluck und zuckte mit den Achseln. »Weil Sie ein sehr schöner Anblick sind, Mademoiselle Izabela.«

Obwohl das unschicklich war, machte ihr Herz einen Sprung.

»Schauen Sie nicht so entsetzt, Mademoiselle. Eine Frau wie Sie bekommt doch sicher ständig Komplimente, oder? Sie dürften es gewöhnt sein, von Leuten angestarrt zu werden.«

Bel musste zugeben, dass sie in der Tat oft bewundernde Blicke erntete. Doch keiner war je so intensiv gewesen wie der seine.

»Sind Sie schon einmal gemalt oder in Stein gemeißelt worden?«, erkundigte er sich.

»Einmal, ich war noch ein Kind, hat mein Vater ein Porträt von mir in Auftrag gegeben.«

»Es wundert mich, dass die Künstler von Montparnasse nicht Schlange stehen vor Ihrer Tür.«

»Ich bin weniger als eine Woche in Paris, Monsieur, und war noch nirgendwo.«

»Da ich Sie entdeckt habe, hätte ich gute Lust, Sie ganz für mich zu behalten und keinen von diesen Gaunern in Ihre Nähe zu lassen«, erklärte er mit einem breiten Grinsen.

»Ich würde sehr gern einmal nach Montparnasse fahren«, seufzte Bel. »Aber ich bezweifle, dass ich die Erlaubnis dazu erhalte.«

»Pariser Eltern hätten selbstverständlich weniger dagegen, wenn ihre Töchter im Fluss ertrinken, als wenn sie ihre Unschuld und ihr Herz an der Rive Gauche verlieren. Wo wohnen Sie denn?«

»In der Avenue de Marigny, gleich bei den Champs-Élysées. Ich begleite die Familie da Silva Costa.«

»Wollen die da Silva Costas nicht alles erkunden, was Paris zu bieten hat?«

»Nein.« Bel hielt seine Frage für ernst gemeint, bis sie seinen verschmitzten Gesichtsausdruck bemerkte.

»Wie jeder wahre Künstler weiß, sind Regeln und Hindernisse dazu da, verletzt und beseitigt zu werden. Wir haben nur ein Leben, Mademoiselle, und das sollten wir bis zur Neige auskosten.«

Die Freude darüber, endlich jemanden getroffen zu haben, der so empfand wie sie, ließ Bels Augen feucht werden.

»Warum weinen Sie?«, erkundigte sich Laurent.

»In Brasilien ist alles ganz anders als hier. Wir achten die Regeln.«

»Verstehe, Mademoiselle. Wie ich sehe, haben Sie eine bereits befolgt.« Laurent deutete auf den Verlobungsring an ihrem Finger. »Sie werden heiraten?«

»Ja, sobald ich aus Europa zurückkehre.«

»Und Sie sind glücklich über diese Verbindung?«

Bel war verblüfft über seine direkte Frage. Sie kannte diesen Mann nicht, der so gut wie nichts über sie wusste, und trotzdem

teilten sie Wein, Brot und Käse – *und* tauschten Vertraulichkeiten aus –, als machten sie das schon ein ganzes Leben lang. Wenn das in Künstlerkreisen so üblich war, dachte Bel, hatte sie nichts dagegen.

»Mein Verlobter Gustavo wird mir ein liebevoller und umsichtiger Ehemann sein«, antwortete sie. »Außerdem glaube ich, dass es bei der Ehe oft nicht nur um Liebe geht«, log sie.

Er musterte sie eine Weile, bevor er seufzend den Kopf schüttelte. »Mademoiselle, ein Leben ohne Liebe ist wie ein Franzose ohne Wein oder ein Mensch ohne Luft zum Atmen. Aber möglicherweise haben Sie recht. Manche Leute leben ohne Liebe und geben sich mit anderen Dingen wie Reichtum oder Status zufrieden. Doch für mich kommt das nicht infrage. Ich könnte mich niemals auf dem Altar des Materialismus opfern. Falls ich überhaupt jemals das Leben mit jemandem verbringen sollte, möchte ich jeden Morgen beim Aufwachen in die Augen der Frau blicken, die ich liebe. Es wundert mich, dass Sie sich mit weniger zufriedengeben wollen, denn ich spüre Ihre Leidenschaft.«

»Bitte, Monsieur ...«

»Entschuldigen Sie, Mademoiselle, ich bin zu weit gegangen! Trotzdem würde ich gern eine Skulptur von Ihnen anfertigen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Monsieur da Silva Costa frage, ob Sie mir Modell stehen dürfen?«

»Sie können ihn gern fragen, aber ich ...« Bel, die vor Verlegenheit errötete, wusste nicht, wie sie es formulieren sollte.

»Mademoiselle«, beruhigte Laurent sie, der ihre Gedanken zu erraten schien, »seien Sie versichert, dass ich Sie nicht bitten werde, sich auszukleiden. Jedenfalls noch nicht«, fügte er spitzbübisch hinzu.

Bel verschlug es ob seiner Dreistheit, die sie faszinierte, ihr jedoch auch Angst machte, die Sprache. »Und wo wohnen Sie?«, fragte sie, um das Thema zu wechseln.

»Wie jeder echte Künstler mit sechs Freunden in einer Mansarde in Montparnasse.«



»Sie arbeiten für Professor Landowski?«

»So würde ich das nicht ausdrücken, weil ich in Naturalien bezahlt werde«, erklärte Laurent. »Und wenn es in der Mansarde in Montparnasse zu eng wird, erlaubt er mir manchmal, hier im Atelier auf einer Pritsche zu schlafen. Ich lerne gerade das Handwerk, und es gibt keinen besseren Lehrer als Landowski. So wie die Surrealisten in der Malerei experimentieren, tut Landowski es in der Bildhauerei mit Art déco. Er bewegt sich weg von der überladenen Kunst früherer Zeiten. Ich war an der École Nationale Supérieure des Beaux-Arts sein Schüler, und als er mich eingeladen hat, sein Assistent zu werden, habe ich natürlich Ja gesagt.«

»Woher kommt Ihre Familie?«, erkundigte sich Bel.

»Warum interessiert Sie das?«, fragte Laurent. »Als Nächstes wollen Sie bestimmt wissen, welcher Schicht ich entstamme! Mademoiselle Izabela, wir Künstler in Paris sind alle einfach nur wir; wir streifen die Vergangenheit ab und leben von Tag zu Tag. Wir definieren uns über unsere Fähigkeiten und nicht über unsere Herkunft. Aber weil Sie mich fragen, verrate ich es Ihnen.« Er nahm einen Schluck Wein. »Ich komme aus einer guten Familie mit einem Château in der Nähe von Versailles. Wenn ich nicht weggegangen, sondern das geworden wäre, was ich als der älteste Sohn hätte werden sollen, wäre ich nun der Comte Quebedeaux Brouilly. Da mein Vater mir jedoch angedroht hat, mich zu enterben, als ich ihm gesagt habe, dass ich Bildhauer werden möchte, bin ich nun, wie vorhin erwähnt, einfach nur noch ich. Ich besitze keinen Centime und werde mir meinen Lebensunterhalt mit meiner Hände Arbeit verdienen müssen.«

Sie schwieg. Was sollte sie auch sagen, wenn doch ihr Leben auf genau den Werten basierte, die er gerade verhöhnt hatte?

»Sie sind überrascht? Es gibt hier in Paris viele Leute wie mich. Immerhin musste mein Vater sich nicht mit der Schmach auseinandersetzen, dass sein Sohn homosexuell ist, wie die Väter etlicher meiner Bekannten.«

Bel sah ihn entsetzt an. »Aber das ist doch illegal!«, rief sie aus.

Er legte den Kopf ein wenig schief. »Muss etwas falsch sein, weil ein bigottes Regime es für illegal erklärt?«

»Ich ... ich weiß es nicht«, stotterte sie und verstummte.

»Pardon, Mademoiselle, ich scheine Sie schockiert zu haben.«

Als Bel das Funkeln in seinen Augen bemerkte, begriff sie, dass er Spaß an dem verbalen Schlagabtausch hatte.

Ein weiterer Schluck Wein ließ sie mutig werden. »Sie machen sich also nichts aus Geld und Besitz, Monsieur Brouilly? Und sind zufrieden damit, von Luft und Liebe zu leben?«

»Ja, zumindest, solange ich jung und gesund bin und in Paris, am Nabel der Welt, lebe. Allerdings könnte es sein, dass ich, wenn ich alt und krank bin und mit meinen Skulpturen kein Geld verdient habe, meine Entscheidung irgendwann bereue. Viele meiner Künstlerfreunde haben wohlwollende Mäzene. Da es sich bei diesen Gönnerinnen meist um hässliche Matronen handelt, die von ihren Schützlingen sehr spezielle Gegenleistungen erwarten, ist das für mich keine Alternative. Das finde ich wenig besser als Prostitution.«

Wieder war Bel schockiert über seine Unverblümtheit. Natürlich wusste sie von den Bordellen zu Hause in Lapa, in die die Männer gingen, um ihre Lust zu befriedigen, doch darüber hätte niemals jemand öffentlich gesprochen. Schon gar nicht in Gesellschaft einer ehrbaren Frau.

»Ich habe tatsächlich den Eindruck, Sie zu erschrecken, Mademoiselle.« Laurent schenkte ihr ein mitfühlendes Lächeln.

»Vermutlich muss ich noch viel über Paris lernen, Monsieur.«

»Könnte gut sein. In Sachen Avantgarde stelle ich mich gern als Lehrer zur Verfügung. Ah, da kommen ja die beiden«, bemerkte er mit einem Blick aus dem Fenster. »Der Professor lächelt; das ist ein gutes Zeichen.«

Die Männer betraten, nach wie vor ins Gespräch vertieft, das Atelier. Laurent räumte die Reste des Essens weg, während Bel

hastig ihr Glas aufs Tablett stellte, weil sie fürchtete, dass Heitor etwas gegen den Wein hatte.

»Senhorita«, sagte Heitor, als er sie wahrnahm, »tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, aber Professor Landowski und ich hatten viel zu besprechen.«

»Das macht nichts. Monsieur Brouilly hat mir ... die Grundlagen der Bildhauerei nahegebracht.«

»Sehr gut«, meinte Heitor nur und wandte sich erneut Landowski zu. »Ich werde nächste Woche nach Florenz fahren und dann weiter nach München. Danach bin ich wieder in Paris und melde mich bei Ihnen.«

»Gern. Vielleicht stellen Sie ja fest, dass meine Ideen und mein Stil nicht Ihren Vorstellungen entsprechen. Aber egal, wie Sie sich entscheiden: Ich bewundere Ihren Mut und Ihre Entschlossenheit, ein so schwieriges Projekt anzugehen. Und selbstverständlich würde ich mich freuen, daran mitwirken zu dürfen«, entgegnete Landowski.

Die beiden gaben einander die Hand, und Heitor verließ, Bel im Schlepptau, das Atelier.

»Monsieur da Silva Costa, darf ich Sie, bevor Sie gehen, noch etwas fragen?«, meldete Laurent sich plötzlich zu Wort.

»Und zwar?« Heitor wandte sich ihm zu.

»Ich möchte gern eine Skulptur von Ihrer Schutzbefohlenen Mademoiselle Izabela anfertigen. Sie hat ausgesprochen feine Gesichtszüge, und es würde mich interessieren, ob ich sie einfangen kann.«

Heitor zögerte. »Ich muss gestehen, dass ich nicht weiß, was ich darauf antworten soll. Der Vorschlag ist sehr schmeichelhaft, nicht wahr, Izabela? Wenn Sie meine Tochter wären, würde ich sofort Ja sagen. Aber ...«

»Wahrscheinlich haben Sie Geschichten von unehrenhaften Pariser Künstlern gehört und was sie von ihren Modellen verlangen.« Professor Landowski lächelte wissend. »Für Brouilly lege ich die Hand ins Feuer, Monsieur da Silva Costa. Er ist nicht nur

ein begabter Bildhauer, der meiner Ansicht nach das Zeug zum großen Künstler hat, sondern arbeitet obendrein unter meinem Dach. Weswegen ich persönlich für Mademoiselles Sicherheit bürgen kann.«

»Danke, Professor. Ich spreche mit meiner Frau darüber und sage Ihnen Bescheid, sobald wir aus München zurück sind«, versprach Heitor.

»Dann warte ich auf Ihre Nachricht«, sagte Laurent und fügte, an Bel gewandt, hinzu: »*Au revoir*, Mademoiselle.«

Bel und Heitor schwiegen auf der Heimfahrt, in ihre jeweils eigenen Gedanken versunken. Als der Wagen Montparnasse passierte, begann Bels Herz schneller zu schlagen, denn obwohl das improvisierte Mittagessen mit Laurent Brouilly sie verunsichert hatte, fühlte sie sich zum ersten Mal wirklich lebendig.

## XIX

Anders als vor ihrer Abreise nach Europa – als der Gedanke, Italien, das Land ihrer Vorfahren, zu besuchen, sie mit Vorfreude erfüllt hatte – wollte sie nun, beim Packen für die Fahrt nach Florenz, nicht mehr von Paris fort.

Und selbst als sie in der Stadt, von der sie früher geträumt hatte, aus dem Fenster der Hotelsuite die Kuppel des Doms sah und den Geruch von Knoblauch und frischen Kräutern aus den pittoresken Lokalen unter ihr atmete, beschleunigte sich ihr Puls nicht wie erwartet.

Auch einige Tage später in Rom, wo sie und Maria Elisa Münzen in den Fontana di Trevi warfen und anschließend das Kolosseum besichtigten, in dessen riesiger Arena einmal Gladiatoren um ihr Leben gekämpft hatten, konnte sie sich nicht so recht begeistern.

Denn sie hatte ihr Herz in Paris verloren.

Am Sonntag wohnte sie auf dem Petersplatz wie Tausende andere Katholiken der wöchentlichen Messe des Papstes bei. Kniend blickte sie, eine schwarze Mantille vor dem Gesicht, zu der winzigen weiß gekleideten Gestalt auf dem Balkon hinauf. Und als sie schließlich mit Hunderten Betenden darauf wartete, die Hostie zu empfangen, bat auch Bel um den Segen für ihre Familie und Freunde und schickte ein inbrünstiges Gebet für sich selbst gen Himmel.

*Bitte, lieber Gott, lass Senhor Heitor nicht vergessen, dass er sich wegen meiner Skulptur erkundigt, und bitte lass mich Laurent Brouilly wiedersehen ...*

Von Rom aus, wo er sich mit Bildhauern getroffen und die Kunstschätze der Stadt besichtigt hatte, wollte Heitor nach München reisen, um dort die kolossale Statue der Bavaria in Augenschein zu nehmen, die zur Gänze aus Bronze bestand und auf völlig neue Weise aus vier gewaltigen Metallteilen zusammengefügt worden war.

»Ich glaube, dass ich mir dort Anregungen für mein Projekt holen kann, weil die Bavaria ähnliche Probleme aufgeworfen haben dürfte wie die, mit denen ich bei meinem *Cristo* konfrontiert bin«, hatte er Bel eines Abends beim Essen erklärt.

Aus Bel unbekanntem Gründen wollte Heitor seine Familie doch nicht nach München mitnehmen. Sie sollte nach Paris zurückkehren, wo ein Privatlehrer auf die beiden Söhne wartete.

Im Schlafwagen, mit dem sie von Roma Termini aus die Nachtfahrt nach Paris antraten, stieß Bel einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Du wirkst sehr viel fröhlicher als in den letzten Tagen«, bemerkte Maria Elisa, als sie in ihrem gemeinsamen Abteil in ihre rote Samtkoje kletterte. »Du warst in Italien schrecklich schweigsam, gar nicht richtig da.«

»Ich freue mich auf Paris«, erklärte Bel.

Kurz darauf schaute Maria Elisa über den Rand ihrer Koje zu Bel hinunter. »Ich will nur sagen, dass du mir verändert vorkommst, Bel.«

»Tatsächlich? Wie denn?«

»Als wärst du ... Egal«, seufzte Maria Elisa. »Du träumst die ganze Zeit vor dich hin. Weißt du, ich freue mich auch darauf, mir Paris diesmal richtig ansehen zu können. Das machen wir zusammen, ja?«

Bel griff nach der Hand, die Maria Elisa ihr hinstreckte, und drückte sie. »Ja, natürlich.«

Wohnung 4  
Avenue de Marigny 48  
Paris, Frankreich  
9. April 1928

Liebste Mãe, liebster Pai,

nun bin ich also wieder in Paris. (Ich hoffe, Ihr habt den Brief erhalten, den ich Euch aus Italien geschrieben habe.) Maria Elisa und ihre Mutter fühlen sich viel besser als bei unserem letzten Aufenthalt hier, und so konnten wir die letzten Tage die Stadt besichtigen. Im Louvre haben wir uns die Mona Lisa angesehen, und wir waren in der Sacré-Cœur in Montmartre, einem Viertel, in dem Monet, Cézanne und viele andere große französische Maler gelebt und gearbeitet haben. Außerdem sind wir in den Tuileries spazieren gegangen und auf den Arc de Triomphe geklettert. Es gibt noch so viele Sehenswürdigkeiten, die ich nicht kenne – zum Beispiel den Eiffelturm –, weswegen es mir bestimmt nicht langweilig wird.

Nur die Straßen entlangzugehen ist in dieser Stadt schon ein Erlebnis, und Mãe, erst die Geschäfte! Ganz in der Nähe befinden sich die Salons einiger großer französischer Couturiers, und wie von Senhora Aires Cabral vorgeschlagen, habe ich einen Termin für die erste Anprobe meines Brautkleids bei Lanvin in der Rue du Faubourg Saint-Honoré.

Die Frauen hier sind sehr schick; selbst wenn sie sich nur Kleidung aus einem Warenhaus wie Le Bon Marché leisten können, wirken sie genauso modisch wie die reichen. Und das Essen ... Pai, Deine Tochter hat doch tatsächlich escargots, mit Knoblauch und Kräutern in Butter gegarte Weinbergschnecken, gegessen, die man mit kleinen Gabeln aus ihrem Haus holt. Ich fand sie köstlich, die Froschschenkel haben mir allerdings nicht geschmeckt.

Die Stadt scheint auch nachts nicht zu ruhen; von meinem Fenster aus kann ich eine Jazzband aus dem Hotel gegenüber hören. Dieser Musik begegnet man in vielen Pariser Lokalen, und Senhor da Silva Costa hat uns versprochen, dass wir eines Abends eines besuchen dürfen, natürlich ein respektables Etablissement.

*Mir geht es gut, ich bin glücklich und versuche, dieses Geschenk, das mir gemacht wurde, zu nutzen und keine Sekunde zu vergeuden. Die da Silva Costas sind sehr, sehr nett. Senhor da Silva Costa kommt heute Abend von einer zehntägigen Reise nach Deutschland zurück.*

*Ich habe eine junge Brasilianerin aus Rio kennengelernt, die vor zwei Tagen mit ihrer Mutter zum Tee bei uns war. Sie heißt Margarida Lopes de Almeida; vielleicht kennt Ihr den Namen ihrer Mutter, Julia Lopes de Almeida. Sie ist eine in Brasilien angesehene Schriftstellerin. Margarida ist mit einem Stipendium der Escola Nacional de Belas Artes in Rio hier, um die Bildhauerei zu lernen. Von ihr weiß ich, dass die Pariser École Nationale Supérieure des Beaux-Arts Kurse veranstaltet, und ich überlege, einen zu besuchen. Dank Senhor da Silva Costa habe ich begonnen, mich sehr für diese Form der Kunst zu interessieren.*

*Ich schreibe Euch nächste Woche wieder und schicke Euch liebe Grüße und Küsse übers Meer.*

*Eure Euch liebende Tochter*

*Izabela*

Bel legte den Füller weg, streckte sich und blickte zum Fenster hinaus. Die Bäume auf der Straße unter ihr waren nun über und über mit zartrosafarbenen Blüten bedeckt, die beim geringsten Windhauch wie parfümierter Regen auf die Gehsteige rieselten und dort liegen blieben.

Ein Blick auf die Uhr auf dem Schreibtisch sagte ihr, dass es kurz nach vier nachmittags war. Loen hatte sie bereits von Italien berichtet, und es war noch genug Zeit, einen Brief an Gustavo zu verfassen, bevor sie sich zum Abendessen umziehen musste. Doch Bel hatte keine rechte Lust, weil es ihr schwerfiel, ihm in genauso zärtlichem Tonfall zu schreiben wie er ihr in den Briefen, die sie alle paar Tage von ihm erhielt.

Vielleicht würde sie sich später dazu aufraffen, dachte sie, erhob sich, ging zum Kaffeetischchen und steckte geistesabwesend



ein Bonbon in den Mund. In der Wohnung war es bis auf die Stimmen der Jungen, die nebenan im Esszimmer lernten, leise. Maria Georgiana und Maria Elisa machten gerade ihr Nachmittagschläfchen.

Bel freute sich schon auf Heitor, der, wie man ihr mitgeteilt hatte, rechtzeitig zum Abendessen von München zurück sein würde. Ihr war klar, dass sie ihren Eifer, ihn an Laurent und seine Bitte mit der Skulptur zu erinnern, noch mindestens einen Tag zügeln musste, aber immerhin war der Besuch von Margarida Lopes de Almeida ein Lichtblick gewesen. Während ihre Mütter sich unterhielten, hatten auch die Töchter miteinander geredet. Und in Margarida glaubte Bel, eine verwandte Seele gefunden zu haben.

»Warst du schon in Montparnasse?«, hatte Bel beim Tee leise gefragt.

»Ja, oft«, hatte Margarida ihr ebenso leise geantwortet. »Aber das darfst du niemandem erzählen. Wir wissen beide, dass Montparnasse nicht der richtige Ort für wohlerzogene junge Damen ist.«

Margarida hatte ihr versprochen, sie bald wieder zu besuchen und ihr mehr über den Bildhauerkurs zu erzählen, den sie an der Beaux-Arts-Schule besuchte.

»Bestimmt hätte Senhor da Silva Costa nichts dagegen, wenn du auch hingehst, denn einer meiner Lehrer ist Professor Landowski«, hatte Margarida beim Abschied erklärt. »À bientôt, Izabela.«

Heitor wirkte bei seiner Heimkehr am Abend müde und grau von der Reise. Bel lauschte aufmerksam, als er die Schönheit der Bavaria, die er in München gesehen hatte, beschrieb. Doch er berichtete auch vom bedrohlichen Aufstieg der NSDAP unter Adolf Hitler.

»Haben Sie entschieden, wer für Sie den *Cristo* gestalten soll?«, erkundigte sich Bel, als das Hausmädchen großzügig bemessene Stücke *Tarte tatin* servierte.

»Während der langen Fahrt zurück nach Paris habe ich an nichts anderes gedacht«, antwortete Heitor. »Ich neige immer noch zu Landowski, weil seine Werke von großer künstlerischer Harmonie zeugen und mit ihrer schlichten Zeitlosigkeit gut zu unserem Projekt passen würden.«

»Das freut mich«, sagte Bel. »Was ich in seinem Atelier gesehen habe, gefällt mir. Und seine technischen Fertigkeiten sind offensichtlich.«

»Nicht für jemanden, der sie nicht kennt«, murrte Maria Georgiana, als sie sich neben Heitor setzte. »Wirst du auch *mir* irgendwann den Mann vorstellen, der die äußere Hülle deines geliebten *Cristo* gestalten soll?«

»Natürlich, meine Liebe«, antwortete Heitor hastig. »Falls ich mich tatsächlich für ihn entscheiden sollte.«

»Ich fand auch seinen Assistenten sehr begabt«, versuchte Bel, Heitors Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

»Ja«, pflichtete dieser ihr bei. »Aber jetzt müsst ihr mich entschuldigen, ich bin müde von der Reise.«

Als Bel Heitor enttäuscht nachsah, wie er den Raum verließ, bemerkte sie Maria Georgianas grimmige Miene.

»Euer Vater scheint auch heute Abend den *Cristo* seiner Familie vorzuziehen. Egal«, sagte sie zu den Kindern, als sie den letzten Bissen Nachtisch verspeist hatte, »dann spielen wir eben Karten.«

Im Bett dachte Bel über die Ehe der da Silva Costas nach. *Und* über die ihrer eigenen Eltern. In wenigen Monaten wäre sie verheiratet wie sie. Sie hatte immer stärker den Eindruck, dass es in der Ehe letztlich nur darum ging, die Fehler des anderen zu tolerieren. Maria Georgiana fühlte sich von ihrem Gatten, der seine ganze Energie und Aufmerksamkeit in sein Projekt steckte, ganz offensichtlich vernachlässigt. Und ihre eigene Mutter war gegen ihren Willen von ihrer geliebten *fazenda* nach Rio gezogen, damit ihr Mann weiter am gesellschaftlichen Aufstieg der Familie arbeiten konnte.

Bel wälzte sich schlaflos hin und her und überlegte, ob sie selbst ein ähnliches Schicksal erwartete. Wenn ja, war es umso wichtiger, dass sie Laurent Brouilly so schnell wie möglich wiedersah.

Als Bel am folgenden Morgen aufwachte, hatte Heitor das Haus bereits zu einer Besprechung verlassen. Sie war frustriert darüber, dass sie die Gelegenheit verpasst hatte, ihn an Laurents Bitte zu erinnern.

Ihre wachsende innere Unruhe entging Maria Elisa nicht, als sie an jenem Tag mit Maria Georgiana im Ritz zu Mittag aßen, die Champs-Élysées entlangschlenderten und später den eleganten Salon von Jeanne Lanvin für die Anprobe von Bels Hochzeitskleid aufsuchten.

»Was ist los mit dir, Bel? Du kommst mir vor wie ein Tiger im Käfig«, beklagte Maria Elisa sich. »Du hast dich kaum für Stoff und Gestaltung deines Brautkleids interessiert, und dabei würden die meisten jungen Damen alles für einen Entwurf von Madame Lanvin höchstpersönlich geben! Gefällt Paris dir denn gar nicht?«

»Ja, doch, aber ...«

»Aber was?«, fragte Maria Elisa.

»Ich habe nur das Gefühl ...«, Bel trat ans Fenster des Salons, »... dass es da draußen eine Welt gibt, die wir nicht kennen.«

»Bel, wir haben doch wirklich alles gesehen, was es in Paris zu sehen gibt! Was sonst sollte da noch sein?«

Bel bemühte sich, ihre Verärgerung zu verbergen. Wenn Maria Elisa das nicht selbst erkannte, konnte sie es ihr auch nicht erklären. Seufzend drehte sie sich zu ihr um. »Nichts, nichts ... Es stimmt schon, wir haben alles Wichtige in Paris gesehen. Und du und deine Familie, ihr seid mir gegenüber sehr großzügig gewesen. Ich muss mich entschuldigen. Vielleicht habe ich einfach nur Sehnsucht nach zu Hause.« Eine andere Ausrede fiel Bel nicht ein.

»Natürlich, das ist es!« Sofort eilte Maria Elisa zu ihrer Freundin. »Wie egoistisch von mir! Ich bin mit meiner ganzen Familie

hier, während du durch Tausende von Kilometern von der deinen getrennt bist. Und natürlich von Gustavo.«

Bel ließ sich von Maria Elisa mit einer Umarmung trösten.

»Bestimmt könntest du, wenn du möchtest, früher nach Hause.«

Bel, deren Kinn auf der spitzenbekleideten Schulter ihrer Freundin ruhte, schüttelte den Kopf. »Danke für dein Verständnis, liebste Maria Elisa, aber morgen geht es mir sicher wieder besser.«

»Mãe will eine Französischlehrerin für mich engagieren, die vormittags kommen soll, wenn die Jungen lernen. Mein Französisch ist grässlich, und da Pai angedeutet hat, dass wir möglicherweise noch ein Jahr hierbleiben, würde ich es gern verbessern. Obwohl du fließender Französisch sprichst als ich, könntest du mir doch im Unterricht Gesellschaft leisten. Dann wärest du immerhin ein paar Stunden beschäftigt.«

Wie konnte jemand nur glauben, dass einem in Paris langweilig wurde?, dachte Bel deprimiert.

»Danke, Maria Elisa, ich denke über dein Angebot nach.«

Nach einer weiteren schlaflosen Nacht, in der sie zu akzeptieren versuchte, dass es für sie in Paris so weitergehen würde wie bisher und sie die Vergnügungen, die die Stadt zu bieten hatte, nie kennenlernen dürfte, ereignete sich am folgenden Tag etwas, das ihre Laune hob.

Margarida Lopes de Almeida besuchte sie, begleitet von ihrer Mutter, am Nachmittag zum Tee. Sie erzählte Bel begeistert von ihrem Bildhauerkurs an der Beaux-Arts-Schule und sagte ihr, dass sie sich erkundigt habe, ob Bel ebenfalls teilnehmen könne.

»Ich fände es angenehm, wenn eine Landsmännin mir im Kurs Gesellschaft leisten würde«, teilte Margarida Maria Georgiana mit und stieß dabei Bel unter dem Tisch leicht mit dem Fuß an.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie sich für Bildhauerei interessie-

ren, Izabela. Ich dachte, Sie mögen Kunstwerke einfach nur«, meinte Maria Georgiana.

»Ich habe einmal mit viel Freude einen Bildhauerkurs in Rio besucht«, entgegnete Bel und erntete dafür einen anerkennenden Blick von Margarida. »Und ich würde nur zu gern von den besten Lehrern der Welt lernen.«

»Ja, Mãe«, fiel Maria Elisa ihr ins Wort. »Bel redet die ganze Zeit von Kunst. Ihr Französisch ist so viel besser als das meine, also hätte sie bestimmt mehr davon, den Bildhauerkurs von Senhora Margarida zu besuchen, als mit anhören zu müssen, wie ich die Sprache malträtiere.«

Am liebsten wäre Bel ihr um den Hals gefallen.

»Dann«, stellte Margarida mit einem Blick auf ihre Mutter fest, »müsstest du mich nicht mehr zur Schule begleiten und mich auch nicht jeden Nachmittag abholen, Mãe. Unser Fahrer könnte Bel und mich chauffieren. Und du hättest Zeit, an deinem Buch zu arbeiten. Wir würden schon aufeinander aufpassen, nicht wahr, Izabela?« Margarida wandte sich Bel zu.

»Ja, natürlich«, pflichtete Bel ihr hastig bei.

»Solange Senhora da Silva Costa zustimmt ... Der Vorschlag klingt nicht unvernünftig«, sagte Margaridas Mutter.

Maria Georgiana, die diese berühmte Frau der brasilianischen Gesellschaft bewunderte, nickte. »Wenn Sie es gutheißen, Senhora, will ich mich nicht querstellen.«

An der Tür küsste Margarida Bel wie in Frankreich üblich auf beide Wangen. »Ich hole dich also nächsten Montag mit dem Wagen ab, und wir fahren zusammen in die Schule.«

»Danke«, flüsterte Bel.

»Mir passt das auch sehr gut, Izabela«, flüsterte Margarida zurück. »*Ciao, chérie*«, fügte sie zum Abschied in einer Mischung aus Italienisch und Französisch hinzu. Was, wie Bel fand, sehr kultiviert klang.

An jenem Abend kehrte Heitor euphorisch nach Hause zurück.

»Ich habe das Hausmädchen gebeten, Champagner in den Salon zu bringen, denn es gibt etwas zu feiern.«

Als der Champagner eingeschenkt war, hob Heitor das Glas.

»Nach Beratungen mit Senhor Levy, Senhor Oswald und Senhor Caquot war ich heute noch einmal bei Professor Landowski und habe ihm den Auftrag für den *Cristo* erteilt. Den Vertrag mit ihm werde ich nächste Woche unterzeichnen.«

»Pai, das ist ja wunderbar!«, rief Maria Elisa aus. »Schön, dass du dich endlich entschieden hast.«

»Ich bin mir sicher, dass Landowski die richtige Wahl ist. Meine Liebe ...«, Heitor wandte sich Maria Georgiana zu, »... wir sollten ihn und seine charmante Gattin schon bald einladen, damit du ihn kennenlernst, denn er wird in den kommenden Monaten eine wichtige Rolle in meinem Leben spielen.«

»Ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihrer Entscheidung, Senhor da Silva Costa«, sagte Bel.

»Ihre Begeisterung freut mich.« Heitor schmunzelte.

## XX

Am Montagmorgen um zehn Uhr sah Bel, die seit über einer Stunde im Mantel am Fenster stand, den glänzenden Delage-Wagen vorfahren.

»Senhorita Margarida ist da«, teilte sie Maria Georgiana und den Jungen im Salon mit.

»Izabela, wir erwarten Sie um Punkt vier Uhr zurück«, rief Maria Georgiana Bel nach, als diese aus dem Raum eilte.

»Ich verspreche Ihnen, nicht zu spät zu kommen, Senhora da Silva Costa«, rief sie zurück.

Maria Elisa hielt sie im Flur auf. »Genieß den Vormittag, und pass auf dich auf.«

»Natürlich. Margarida ist ja dabei.«

»Ja. Mit euch beiden ist das so, als würde man zwei hungrige Löwen aus dem Käfig lassen.« Maria Elisa hob die Augenbrauen. »Viel Vergnügen, Bel.«

Als Bel im Aufzug das Erdgeschoss erreichte, wartete Margarida dort schon auf sie.

»Wir sind spät dran. Morgen müssen wir früher losfahren. Professor Paquet reißt uns den Kopf ab, wenn wir nach ihm kommen«, sagte Margarida auf dem Rücksitz des Delage.

Bel musterte Margarida, die einen schlichten marineblauen Rock und eine ebenso schlichte Popelinebluse trug, während sie selbst wie zum Tee im Ritz gekleidet war.

»Tut mir leid. Ich hätte dich warnen sollen«, bemerkte Margarida mit einem Blick auf Bels Kleidung. »In der Beaux-Arts-Schule sind viele bitterarme Künstler, denen die Anwesenheit

von reichen Mädchen wie uns sauer aufstößt. Obwohl wir vermutlich zu den wenigen gehören, die tatsächlich für den Kurs zahlen«, fügte sie schmunzelnd hinzu, während sie eine Strähne ihrer glänzend braunen, zu einem Bubikopf geschnittenen Haare hinters Ohr steckte.

»Verstehe«, seufzte Bel. »Aber ich muss Senhora da Silva Costa den Eindruck vermitteln, dass der Kurs ausschließlich von jungen Damen der besseren Gesellschaft besucht wird.«

Margarida warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Bel, ich muss dich warnen: Abgesehen von einer alten Jungfer und einer anderen ... *Person*, die, glaube ich, weiblich ist, aber die Haare kurz trägt wie ein Mann und sogar einen Schnurrbart hat, sind wir die einzigen Mädchen!«

»Deine Mutter stört das nicht? Sie weiß doch bestimmt, wie es in der Schule zugeht, oder?«

»Nicht so genau«, gestand Margarida. »Aber wie du weißt, glaubt sie fest an die Gleichberechtigung der Frauen. Und deshalb meint sie, dass es mir guttut, mich in einer von Männern beherrschten Domäne zu behaupten. Außerdem habe ich ein Kunststipendium von der brasilianischen Regierung und muss die beste Schule besuchen, die es gibt.« Sie zuckte mit den Achseln.

Als der Wagen in die Avenue Montaigne einbog und in Richtung Pont de l'Alma fuhr, sah Margarida Bel an. »Meine Mutter sagt, du bist mit Gustavo Aires Cabral verlobt. Es wundert mich, dass er dich so einfach nach Paris gelassen hat.«

»Ja, ich bin verlobt, aber Gustavo wollte, dass ich Europa mit eigenen Augen sehe, bevor ich seine Frau werde. Er selbst war vor acht Jahren hier.«

»Also müssen wir die kurze Zeit, die du hier hast, so aufregend wie möglich gestalten. Izabela, ich verlasse mich darauf, dass du nichts von dem, was du heute sehen und hören wirst, verrätst. Meine Mutter glaubt, ich hätte bis vier Uhr nachmittags Unterricht in der Beaux-Arts-Schule. Aber das stimmt nicht so ganz.«



»Aha. Und wohin gehst du stattdessen?«, erkundigte sich Bel.

»Ich treffe mich in Montparnasse mit Freunden zum Mittagessen. Schwör mir, dass du niemandem was davon sagst.«

»Natürlich nicht«, versicherte ihr Bel begeistert.

»Meine Freunde dort ...«, sie seufzte, »... sind ziemlich exzentrisch. Möglicherweise wirst du schockiert sein.«

»Ich bin vorgewarnt von jemandem, der sich in Montparnasse auskennt«, erklärte Bel und blickte auf die Seine hinaus.

»Doch bestimmt nicht von Senhora da Silva Costa?«

Sie schmunzelten beide.

»Nein, von einem jungen Bildhauer, den ich in Professor Landowskis Atelier kennengelernt habe, als ich mit Senhor da Silva Costa da war.«

»Und wie hieß er?«

»Laurent Brouilly.«

»Tatsächlich?« Margarida hob eine Augenbraue. »Den kenne ich, oder besser gesagt, ich bin ihm ein paarmal in Montparnasse begegnet. Er hält in der Schule manchmal unseren Kurs, wenn Professor Landowski anderweitig beschäftigt ist. Er ist sehr attraktiv.«

Bel holte tief Luft. »Er hat mich gefragt, ob er eine Skulptur von mir anfertigen darf«, verkündete sie, erfreut darüber, endlich jemandem davon erzählen zu können.

»Ach. Dann kannst du dich geehrt fühlen. Soweit ich weiß, ist Monsieur Brouilly im Hinblick auf seine Modelle sehr wählerisch. Er war der Vorzeigeschüler der Beaux-Arts, man setzt große Hoffnungen in ihn. Du scheinst für Überraschungen gut zu sein«, bemerkte sie bewundernd, als der Wagen in einer Seitenstraße hielt.

»Wo ist die Schule?«, erkundigte sich Bel und blickte sich um.

»Zwei Straßen weiter, aber ich will nicht, dass die anderen Schüler mich in dem großen Wagen sehen, denn viele von ihnen müssen kilometerweit zu Fuß hergehen, wahrscheinlich sogar mit leerem Magen«, erklärte sie. »Komm.«

Der Eingang zur Beaux-Arts-Schule befand sich hinter den Büsten der großen französischen Künstler Pierre Puget und Nicolas Poussin und einem reich verzierten schmiedeeisernen Tor. Die beiden jungen Frauen schritten hindurch und durchquerten dann einen symmetrisch angelegten, von eleganten hellen Steingebäuden umgebenen Hof. Die hohen Bogenfenster im Erdgeschoss erinnerten an das Kloster, das angeblich früher an dieser Stelle gestanden hatte.

Hinter dem Tor marschierten sie durch die Eingangshalle, in der es von angeregt plaudernden jungen Leuten wimmelte. Eine schlanke Frau drängte sich an ihnen vorbei.

»Margarida, sie trägt eine Hose!«, rief Bel entsetzt aus.

»Das tun hier viele Schülerinnen«, erklärte Margarida. »Kannst du dir vorstellen, in *pantalon* zum Teetrinken ins Copacabana Palace zu gehen? Komm, wir müssen hier rein.«

Sie betraten ein helles Zimmer, durch dessen hohe Fenster Licht auf die Holzbänke fiel. Andere Schüler ließen sich, mit Notizblöcken und Stiften ausgestattet, darauf nieder.

Bel war verwirrt. »Und wo formen wir die Skulpturen? Niemand trägt einen Arbeitskittel.«

»Das hier ist kein praktischer Kurs, sondern ...«, Margarida warf einen Blick auf den Stundenplan, »... einer über Theorie und Technik der Bildhauerei. Aber wir werden noch Gelegenheit haben, diese in die Praxis umzusetzen.«

Ein Mann mittleren Alters, der seinen ungekämmten Haaren, blutunterlaufenen Augen und seinem Dreitagebart nach zu urteilen aussah, als wäre er erst vor Kurzem aufgestanden und geradewegs in die Schule gekommen, trat ans Kopfende des Raums.

»*Bon matin, mesdames et messieurs.* Heute werde ich Ihnen die Werkzeuge vorstellen, die Sie brauchen, um eine Skulptur aus Stein zu schaffen«, verkündete er dem Kurs, öffnete eine Holzkiste und begann, Gerätschaften, die Bel wie Folterinstrumente erschienen, auf dem Tisch auszubreiten. »Das ist ein Spitzmeißel, mit dem man große Stücke aus dem Stein schlägt, um die grobe

Form zu erhalten. Wenn Sie damit zufrieden sind, benützen Sie diesen Flachmeißel, auch Zahneisen genannt, für die Vertiefungen. Damit verleihen Sie dem Stein Struktur ...«

Bel lauschte aufmerksam, doch der Lehrer sprach so schnell und verwendete so viele Fachausdrücke, dass sie trotz ihrer hervorragenden Französischkenntnisse Probleme hatte, ihm zu folgen.

Am Ende gab sie auf und begann, die anderen Schüler anzusehen. Ein so bunt zusammengewürfelter Haufen junger Männer war ihr noch nie untergekommen: Sie trugen allesamt merkwürdige Kleidung und das, was in Künstlerkreisen offenbar gerade Mode war: wirr vom Kopf abstehende Haare und einen Bart. Ihr Sitznachbar war, das stellte Bel nach eingehenderer Betrachtung fest, trotz seines dichten Barts vermutlich nicht viel älter als sie selbst. In dem Raum mit dem ranzigen Geruch von ungewaschenen Leibern und Kleidern fühlte Bel sich in ihrer feinen Kleidung fehl am Platz.

Seltsam, dachte sie, in Rio hatte sie sich mit ihrer Sympathie für die Sache der Frauenrechtlerinnen, ihrem mangelnden Interesse an materiellen Besitztümern und ihrem völligen Desinteresse daran, eine gute Partie zu machen, fast als Rebellin verstanden.

Doch hier ... Hier kam Bel sich vor wie eine prude Prinzessin aus längst vergangenen Zeiten, unversehens in eine Welt verschlagen, in der die Regeln der Gesellschaft nichts mehr galten. Es lag auf der Hand, dass niemand in diesem Raum sich um Konventionen scherte – möglicherweise empfanden die angehenden Künstler es sogar als ihre Pflicht, sich gegen sie aufzulehnen.

Als der Lehrer das Ende der Stunde verkündete und die Schüler ihre Notizbücher zuklappten und den Raum verließen, war Bel verunsichert.

»Du siehst blass aus«, bemerkte Margarida. »Fühlst du dich nicht wohl, Izabela?«

»Die Luft in dem Zimmer war ziemlich stickig.«

»Und es roch ein wenig streng, nicht wahr?«, fragte Margarida mit einem vielsagenden Blick. »Keine Sorge, daran gewöhnst du dich. Tut mir leid, der Kurs war nicht so gut für den Einstieg geeignet. Die praktischen Stunden sind sehr viel interessanter, das verspreche ich dir. Jetzt vertreten wir uns erst mal die Beine und suchen uns etwas zu essen.«

Bel war froh, im Freien zu sein, und während sie die Rue Bonaparte in Richtung Montparnasse entlanggingen, lauschte sie Margaridas Berichten über ihre Zeit in Europa.

»Ich bin erst seit sechs Monaten in Paris, fühle mich aber schon ganz wie zu Hause. In Italien war ich drei Jahre, und hier werde ich noch zwei bleiben. Nach mehr als fünf Jahren in Europa wird es mir, glaube ich, schwerfallen, nach Brasilien zurückzukehren.«

»Das kann ich mir vorstellen«, meinte Bel, als die Straßen allmählich schmaler wurden und sie an Cafés mit voll besetzten kleinen Holztischen und Sonnenschirmen vorbeikamen, wo ihr der Geruch von Tabak, Kaffee und Alkohol in die Nase stieg.

»Was ist denn das in den kleinen Gläsern?«, fragte Bel Margarida.

»Absinth. Den trinken alle Künstler, weil er billig ist und sehr stark. Ich finde, er schmeckt abscheulich.«

Obwohl sie anerkennende Blicke von Männern ernteten, runzelte hier keiner die Stirn über zwei junge Frauen ohne ältere Begleitperson. *Das interessiert niemanden*, dachte Bel, erfreut darüber, endlich in Montparnasse zu sein.

»Wir gehen ins La Closerie des Lilas«, verkündete Margarida. »Mit ein bisschen Glück läuft uns dort die eine oder andere Berühmtheit über den Weg.«

Margarida deutete auf ein Café ähnlich denen, an denen sie vorbeigekommen waren, und führte sie zwischen den dicht an dicht stehenden Tischen draußen ins Innere. Nachdem sie dem Kellner ihre Wünsche erklärt hatte, brachte dieser sie zu einem Tisch ganz vorn am Fenster.

»Von hier aus lassen sich die Leute von Montparnasse am bes-

ten beobachten«, erklärte Margarida, als sie schließlich auf einer Bank mit Lederpolster saßen. »Mal sehen, wie lange es dauert, bis sie dich entdecken.«

»Warum mich?«, fragte Bel.

»Weil du atemberaubend schön bist, *ma chérie*. Und für eine Frau ist das in Montparnasse das Wichtigste. Ich schätze, in zehn Minuten erkundigt sich der Erste, wer du bist.«

»Kennst du hier viele?«, fragte Bel ehrfürchtig.

»O ja. Hier kennt jeder jeden.«

Da erregte ein Mann mit nach hinten gekämmten grauen Haaren, der, angefeuert von den mit ihm am Tisch sitzenden Leuten, zum Klavier ging, ihre Aufmerksamkeit. Als er zu spielen begann, wurde es still in dem Café, und Bel lauschte verzückt, wie das Stück sich ganz langsam zu einem Crescendo steigerte. Danach ertönte donnernder Applaus, und der Mann wurde mit Stampfen und Klatschen zum Tisch zurückbegleitet.

»So etwas habe ich noch nie gehört«, sagte Bel atemlos vor Begeisterung. »Wer ist das? Er war phänomenal.«

»*Querida*, das ist Ravel höchstpersönlich, und das Stück, das er gespielt hat, ist sein *Boléro*. Es hatte noch nicht mal offiziell Premiere; wir können uns also geehrt fühlen, es schon gehört zu haben. Was wollen wir zu essen bestellen?«

Margaridas Vermutung, dass sie nicht lange allein bleiben würden, bestätigte sich. Ein ganzer Schwarm von Männern jeden Alters kam an ihren Tisch, um sie zu begrüßen, und alle erkundigten sich, wer Margaridas schöne Begleiterin sei.

»Noch eine glutäugige, heißblütige Dame aus Ihrem exotischen Land«, bemerkte ein Herr, der, soweit Bel das beurteilen konnte, Lippenstift trug.

Die Männer starrten sie an, bis sie so rot wurde wie die Radieschen in dem Salat, von dem sie in ihrer Aufregung noch nichts gegessen hatte.

»Ich könnte Sie malen«, erklärten manche gelangweilt, »Ihre Schönheit auf Leinwand bannen. Margarida weiß, wo mein Ate-

lier ist.« Und mit einer kurzen Verbeugung verabschiedeten sie sich wieder. Alle paar Minuten trat ein Kellner mit einem Glas merkwürdig gefärbter Flüssigkeit zu ihnen. »Mit freundlichen Grüßen des Herrn an Tisch sechs ...«

»Von denen wirst du keinem Modell stehen«, sagte Margarida. »Das sind alles Surrealisten, die nur dein *Wesen* einfangen wollen und nicht dein Äußeres. Höchstwahrscheinlich würden sie dich als rote Flamme der Leidenschaft darstellen, mit einer Brust in der einen und einem Auge in der anderen Ecke!«, erklärte sie lachend. »Probier das mal. Das ist Grenadine. Mir schmeckt das.« Margarida hielt ihr ein Glas mit leuchtend roter Flüssigkeit hin und rief dann unvermittelt aus: »Izabela, schnell! Schau rüber zur Tür.«

Bel folgte ihrem Blick zum Eingang. »Weißt du, wer das ist?«, fragte Margarida.

»Ja«, hauchte sie, als sie die schlanke Gestalt mit den dunklen welligen Haaren sah. »Jean Cocteau.«

»Genau, der Prinz der Avantgarde, ein faszinierender und sehr sensibler Mann.«

»Du *kennst* ihn?« Bel war verblüfft.

»Ja, flüchtig«, antwortete Margarida achselzuckend. »Er hat mich hier ein paarmal gebeten, mich ans Klavier zu setzen.«

Weil Bel so fasziniert von Monsieur Cocteau war, bemerkte sie den jungen Mann nicht, der sich ihnen aus dem Gewimmel des Cafés näherte.

»Mademoiselle Margarida, lange nicht gesehen. Und Mademoiselle Izabela ... nicht wahr?«

Bel riss den Blick von Cocteau los und schaute direkt in die Augen von Laurent Brouilly. Ihr Herz setzte einen Schlag aus.

»Oh! Pardon, Monsieur Brouilly, ich war mit den Gedanken woanders.«

»Bei einer weitaus faszinierenderen Person als ich es bin«, stellte er schmunzelnd fest. »Ich wusste nicht, dass Sie beide sich kennen.«

»Noch nicht lange«, erklärte Margarida. »Ich helfe Izabela, Montparnasse zu entdecken.«

»Was sie sicher zu würdigen weiß.« Laurents Blick verriet, dass er sich an ihr letztes Gespräch erinnerte.

»Wie Sie sich vorstellen können, haben alle Künstler im Café sie angefleht, sie malen zu dürfen«, fuhr Margarida fort. »Und selbstverständlich habe ich ihr geraten, sich vorzusehen.«

»Dafür möchte ich Ihnen danken, denn Mademoiselle Izabela hat bereits mir zugesagt. Es freut mich, dass Sie mir ihre künstlerische Tugend bewahrt haben«, erklärte Laurent grinsend.

Vielleicht lag es am Alkohol, vielleicht auch an ihrer Aufregung darüber, Teil dieser unglaublichen neuen Welt zu sein: Jedenfalls bekam Bel bei seinen Worten eine Gänsehaut.

Nun meldete sich ein tief gebräunter junger Mann, der mit Laurent an ihren Tisch gekommen war, zu Wort.

»Mademoiselle Margarida, Monsieur Cocteau möchte Sie bitten, uns mit Ihrem wunderbaren Klavierspiel zu erfreuen. Er wünscht sich sein Lieblingsstück. Wissen Sie, um welches es sich handelt?«

»Ja.« Nach einem hastigen Blick auf die Uhr über der Theke sagte Margarida Ja. »Es ist mir eine Ehre, obwohl ich mich natürlich nicht mit Monsieur Ravel messen kann.« Margarida stand auf und verneigte sich leicht in Richtung des Tisches von Ravel.

Bel sah Margarida nach, wie diese sich einen Weg durch die Menge bahnte und auf dem Klavierhocker Platz nahm, von dem sich gerade der große Ravel erhoben hatte. Jubel im Raum.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen, während sie spielt?«, fragte Laurent Bel.

»Gern«, antwortete Bel, und Laurent gesellte sich auf der schmalen Bank zu ihr, sein Oberschenkel dicht an dem ihren. Wieder einmal wunderte sich Bel, wie wenig Scheu die Menschen hier vor Körperkontakt hatten.

Als die ersten Töne von Gershwins *Rhapsody in Blue* erklangen, wurde es still im Raum. Laurent betrachtete die Gläser auf

ihrem Tisch, die meisten noch voll, und schloss seine schmalen, kräftigen Finger um eines davon.

Und unter dem Tisch legte er die andere Hand nach Männerart lässig auf seinen Oberschenkel. Wenig später bewegte er sie so, dass sie in dem Zwischenraum zwischen ihren Oberschenkeln ruhte. Bel, die nicht glaubte, dass diese Berührung zufällig war, hielt den Atem an. Und tatsächlich: Kurz darauf meinte sie zu spüren, wie seine Finger ihren Oberschenkel durch den Stoff ihres Kleides hindurch streichelten ...

Ihr ganzer Körper begann zu prickeln, und ihr Blut geriet in Wallung, während die Musik ihrem Höhepunkt zustrebte.

»Mademoiselle Margarida hat Talent, finden Sie nicht?«, flüsterte Laurent Bel ins Ohr, und als sie seinen warmen Atem spürte, nickte sie stumm.

»Ich wusste nicht, dass sie eine so gute Musikerin ist«, bemerkte sie, während im Raum erneut donnernder Applaus losbrach. »Sie kann so vieles.« Ihre Stimme klang fremd in ihren Ohren; gedämpft, wie unter Wasser.

»Ich bin der festen Überzeugung, dass bei kreativen Menschen die Seele wie ein Himmel voller Sternschnuppen ist«, entgegnete Laurent. »Wie eine Kugel, die sich immer wieder der Muse zudreht, welche gerade die Aufmerksamkeit des Betreffenden erregt. Viele der hier Anwesenden sind nicht nur begabte Maler und Bildhauer, sondern können auch Gedichte schreiben, Instrumenten schöne Klänge entlocken, die Zuschauer mit ihrer Schauspielkunst zu Tränen rühren und singen wie die Vögel in den Bäumen. Mademoiselle ...« Laurent erhob sich und verbeugte sich voller Bewunderung, als Margarida an ihren Tisch zurückkehrte. »Sie sind eine echte Virtuosin.«

»Sehr freundlich, Monsieur«, bedankte sich Margarida bescheiden und setzte sich.

»Ich glaube, wir teilen uns bald ein Atelier. Professor Landowski sagt, Sie werden in den nächsten Wochen als Assistentin bei uns sein.«



»Ja, das hat er mir vorgeschlagen, aber ich wollte erst darüber sprechen, wenn es beschlossene Sache ist«, erklärte Margarida und signalisierte dem Kellner, dass er die Rechnung bringen solle. »Es wäre eine große Ehre für mich, wenn ich bei ihm arbeiten dürfte.«

»Er hält Sie für sehr talentiert ... für eine Frau«, fügte Laurent mit einem Augenzwinkern hinzu.

»Ich interpretiere das mal als Kompliment«, erwiderte sie schmunzelnd und zahlte.

»Sie könnten, wenn Sie sich im Atelier aufhalten, Anstandsdame für Mademoiselle Izabela spielen, während ich an der Skulptur von ihr arbeite«, schlug Laurent vor.

»Warten wir's ab«, entgegnete Margarida, deren Blick zwischen Laurent, Bel und der Uhr über der Theke hin und her wanderte. »Aber jetzt müssen wir gehen. *À bientôt*, Monsieur Brouilly.« Sie küsste ihn auf beide Wangen, und auch Bel erhob sich.

»Mademoiselle Izabela: Das Schicksal scheint uns zusammenbringen zu wollen. Ich hoffe, dass es uns das nächste Mal mehr Zeit miteinander vergönnt.« Laurent küsste ihre Hand und sah sie mit einem vielsagenden Blick an, den Bel nicht missverstehen konnte.

Zum Glück machte Maria Georgiana, als Bel in die Wohnung zurückkehrte, gerade ihr Nachmittagschläfchen. Maria Elisa hingegen las im Salon in einem Buch.

»Und, wie war's?«, erkundigte sie sich.

»Es war ...«, Bel sank, erschöpft durch die Aufregung, aber auch euphorisch über ihre Begegnung mit Laurent, in einen Sessel, »... einfach wunderbar!«

»Und was hast du gelernt?«

»Ach, man hat uns die Werkzeuge erklärt, die man für die Bearbeitung von Stein braucht«, antwortete sie mit vom Alkohol ein wenig undeutlicher Stimme.

»Sechs Stunden lang?«, fragte Maria Elisa ungläubig.

»Ja, den größten Teil der Zeit. Und dann waren wir beim Mittagessen, und ...« Bel erhob sich abrupt. »Ich bin müde und möchte mich vor dem Abendessen noch ein wenig ausruhen.«

»Bel?«

»Ja?«

»Hast du etwas getrunken?«

»Nein ... Na ja, ein Gläschen Wein zum Essen. Das machen in Paris doch alle.«

Auf dem Weg zur Tür nahm Bel sich vor, sich in Zukunft von allem, was man ihr im La Closerie des Lilas anbot, fernzuhalten.

## XXI

*Wohnung 4  
Avenue de Marigny 48  
Paris, Frankreich  
27. Juni 1928*

*Liebster Pai, liebste Mãe,*

*kaum zu glauben, dass ich nun schon vier Monate von Rio fort bin. Die Zeit vergeht so schnell. Die Kurse mit Margarida de Lopes Almeida in der Beaux-Arts-Schule gefallen mir nach wie vor sehr. Obwohl ich weiß, dass ich niemals eine große Künstlerin sein werde wie manche meiner Klassenkameradinnen, verhelfen mir diese Kurse zu einem tieferen Verständnis der Malerei und Bildhauerei, was mir, glaube ich, als Gustavos Ehefrau zugutekommen wird.*

*Inzwischen ist auch in Paris der Sommer eingezogen, und die Stadt wirkt noch lebendiger. Ich beginne mich schon wie eine echte Pariserin zu fühlen!*

*Hoffentlich werdet auch Ihr eines Tages mit eigenen Augen das Wunder sehen können, das ich hier jeden Tag erleben darf.*

*Liebe Grüße an Euch beide,*

*Izabela*

Bel faltete den Brief sorgfältig und steckte ihn in einen Umschlag. Dann lehnte sie sich auf ihrem Stuhl zurück. Hätte sie ihren Eltern doch nur ihre wahren Gefühle für die Stadt mitteilen können, in die sie sich verliebt hatte und in der sie so viele neue Freiheiten genießen und Menschen kennenlernen konnte! Aber sie würden sie nicht verstehen, das war ihr klar. Und noch schlim-

mer: Sie würden sich Vorwürfe machen, weil sie sie hatten ziehen lassen.

Die einzige Person, der sie sich wirklich anvertrauen konnte, war Loen. Bel nahm einen neuen Bogen Papier und begann zu schreiben, von ihren wahren Gefühlen, von Montparnasse und natürlich von Laurent Brouilly, dem jungen Assistenten, der eine Skulptur nach ihrem Vorbild schaffen wollte ...

Dank Margarida wachte Bel jeden Morgen mit einem wunderbaren Gefühl der Vorfreude auf. Die Kurse, die sie besuchte, waren in der Tat sehr interessant, doch viel mehr fieberte sie den anschließenden Mittagessen im La Closerie des Lilas entgegen.

Dort war kein Tag wie der andere, jeder ein Fest für die Kunst mit all den Malern, Musikern und Schriftstellern. Erst in der Woche zuvor hatten sie James Joyce mit einem Glas Wein und einem riesigen Stapel maschinenbeschriebener Blätter auf der Terrasse sitzen sehen.

»Ich hab ihm über die Schulter geschaut«, erzählte Arnaud, ein Mächtigerschriftsteller, den Margarida kannte, aufgeregt. »Der Titel seines Romans lautet *Finnegans Wake*. An dem Buch arbeitet er seit sechs Jahren!«

Obwohl Bel wusste, dass sie sich glücklich schätzen konnte, auch nur in die Nähe solcher Berühmtheiten zu gelangen, schmiedete sie mit Margarida auf dem Weg nach Montparnasse aussichtslose Pläne für eine Flucht am Abend, wenn die Rive Gauche erst richtig zum Leben erwachte.

»Natürlich ist es unmöglich, aber man darf ja wohl noch träumen«, bemerkte Bel dann.

»Ja, wir können froh sein, dass wir wenigstens tagsüber Freiheiten genießen«, seufzte Margarida.

Bel sah auf ihre Uhr. Margaridas Wagen musste jeden Augenblick kommen. Bekleidet mit einem marineblauen Gabardinekleid,

das sie nun immer in der Schule trug, weil es das schlichteste Kleidungsstück war, das sie besaß, kämmte sie sich die Haare, schminkte sich dezent die Lippen und verabschiedete sich, bevor sie die Tür hinter sich schloss, mit einem kurzen »Auf Wiedersehen«.

»Na, wie geht's?«, erkundigte sich Margarida, als sie in den Wagen stieg.

»Gut, sogar sehr gut, danke.«

»Izabela, leider habe ich schlechte Nachrichten für dich. Professor Landowski will mich tatsächlich in sein Atelier in Boulogne-Billancourt holen, was bedeutet, dass ich die Kurse in der Beaux-Arts-Schule nicht länger besuchen werde.«

»Gratuliere, bestimmt freust du dich.« Bel rang sich ein Lächeln ab.

»Ja, natürlich, aber mir ist auch klar, dass es dadurch für dich schwierig wird«, sagte Margarida. »Ich weiß nicht, ob Senhora da Silva Costa dir erlaubt, die Schule allein zu besuchen.«

»Mit Sicherheit nicht.« Unwillkürlich traten Bel Tränen in die Augen.

»Kein Grund zur Verzweiflung, Bel.« Margarida tätschelte tröstend ihre Hand. »Wir finden schon eine Lösung.«

Das Schicksal wollte es, dass Landowski, von dessen Unterricht, in dem er seine Theorie der schlichten Linien sowie die Möglichkeiten, sie in die Tat umzusetzen, darlegte, sie normalerweise begeistert war, höchstpersönlich die erste Stunde hielt. Doch an jenem Tag hörte Bel überhaupt nicht, was er sagte.

Sie hatte Laurent Brouilly seit jenem Mittagessen im La Closerie des Lilas über einen Monat zuvor nicht mehr gesehen. Als sie Margarida so beiläufig wie möglich fragte, wo er sei, hatte diese ihr geantwortet, er arbeite wie Landowski Tag und Nacht am ersten Prototyp von Heitor da Silva Costas *Cristo*.

»Ich glaube, Monsieur Brouilly schläft sogar nachts im Atelier. Senhor da Silva Costa möchte so schnell wie möglich etwas,

anhand dessen er mit seinen mathematischen Berechnungen beginnen kann.«

Nach dem Kurs winkte Landowski Margarida zu sich.

»Sie kommen also nächste Woche in mein Atelier, Mademoiselle?«

»Ja, Professor Landowski, und ich bin dankbar für Ihr Angebot.«

»Wie ich sehe, befinden Sie sich in Gesellschaft Ihrer Landsmännin mit den schönen Händen«, bemerkte Landowski und nickte Bel zu. »Brouilly spricht nach wie vor davon, Ihnen eine Skulptur widmen zu wollen. Wenn diese Woche vorüber ist und mein erster Entwurf an Monsieur da Silva Costa geht, könnten Sie Mademoiselle Lopes de Almeida in mein Atelier begleiten, damit sich Brouillys Wunsch erfüllt. Das wäre seine Belohnung für die vielen Stunden, die er in den letzten drei Wochen mit dem *Cristo* verbracht hat. Bestimmt würde es ihm, nachdem er so lange nur Unseren Herrn vor Augen hatte, gefallen, sich mit der Form einer Frau zu beschäftigen.«

»Das macht Izabela sicher gern«, antwortete Margarida rasch für sie. Landowski nickte ihnen beiden zu und verließ den Raum.

»Siehst du, Izabela?«, sagte Margarida triumphierend, als sie sich wie jeden Tag auf den Weg nach Montparnasse machten. »Gott, vielleicht auch der *Cristo*, scheint es gut mit dir zu meinen!«

»Ja«, pflichtete Bel ihr bei, die wieder Hoffnung schöpfte.

»Bel, ich muss mit dir reden«, sagte Maria Elisa an jenem Abend unvermittelt, als sie sich fürs Bett fertig machten. »Ich möchte deine Meinung hören.«

»Ja, natürlich.« Bel, die froh war, ihrer Freundin, mit der sie in den vergangenen Wochen viel zu wenig Zeit verbracht hatte, helfen zu können, setzte sich. »Worum geht's?«

»Ich will eine Schwesternausbildung machen.«

»Das ist ja wunderbar«, rief Bel aus.

»Findest du? Ich habe Angst, dass Mãe etwas dagegen hat. Keine der Frauen in meiner Familie hat je einen Beruf ausgeübt. Aber der Gedanke beschäftigt mich schon lange, und ich muss irgendwie den Mut aufbringen, es ihr zu sagen.« Maria Elisa biss sich auf die Lippe. »Wie, glaubst du, wird sie reagieren?«

»Vermutlich wird sie stolz sein, dass ihre Tochter etwas Sinnvolles mit ihrem Leben anfangen möchte. Und dein Vater freut sich bestimmt über deine Entscheidung.«

»Hoffentlich hast du recht. Ich dachte mir, ich könnte während meines Parisaufenthalts ehrenamtlich in einem Krankenhaus arbeiten, statt meine Zeit hier zu vergeuden. Nur ein paar Minuten von der Wohnung weg befindet sich eines.«

Bel ergriff Maria Elisas Hände und drückte sie. »Du denkst die ganze Zeit nur an andere, Maria Elisa. Eine bessere Krankenschwester als dich könnte ich mir nicht vorstellen. Für uns Frauen verändert sich die Welt, und es gibt keinen Grund, warum wir uns nicht selbst etwas aufbauen sollten.«

»Ja. Im Moment denke ich noch nicht ans Heiraten. Für dich ist das natürlich etwas anderes, Bel. Wenn du in sechs Wochen nach Hause zurückkehrst, heiratest du Gustavo und stehst seinem Haushalt vor, und schon bald wirst du die Mutter seiner Kinder sein. Aber ich sehne mich nach einem anderen Lebenssinn. Danke, dass du mir zugehört hast; ich rede morgen mit Mãe.«

Als Maria Elisa die Lampe ausschaltete, lag Bel wieder einmal schlaflos im Bett.

Sechs Wochen, das war alles, was sie noch in Paris hatte, bevor sie nach Rio zurückkehrte, in das Leben, das ihre Freundin gerade so treffend beschrieben hatte.

Sosehr sie sich auch bemühte, die Zukunft positiv zu sehen, es wollte ihr einfach nicht gelingen.

Margarida hatte Bel versprochen, sie nach ihren ersten Tagen in Landowskis Atelier wissen zu lassen, wann sie ebenfalls hinkommen solle. Doch bislang hatte sie noch nichts von ihr gehört.

Wieder saß Bel allein in der Wohnung. Jetzt verließ Maria Elisa jeden Morgen um neun das Haus, nachdem ihre Mutter widerstrebend eingewilligt hatte, sie in das nahe gelegene Krankenhaus gehen zu lassen. Und Maria Georgiana brachte den größten Teil des Vormittags damit zu, den Haushalt zu organisieren oder Briefe zu schreiben.

»Nächsten Monat hat meine Mutter Geburtstag, und ich würde ihr gern ein Geschenk kaufen und schicken. Dürfte ich einen Spaziergang machen, Senhora?«, fragte Bel Maria Georgiana eines Morgens beim Frühstück.

»Nein, Izabela. Bestimmt würden Ihre Eltern es nicht gutheißen, wenn Sie allein in Paris herumspazieren. Und ich bin heute sehr beschäftigt.«

»Izabela könnte mich doch die Champs-Élysées entlang zu meinem Büro begleiten«, mischte sich Heitor ein, der das Gespräch belauscht hatte. »Vielleicht findet sie in den Läden dort etwas. Bestimmt passiert ihr auf den paar hundert Metern zurück nach Hause nichts, meine Liebe.«

»Wie du meinst«, seufzte Maria Georgiana ein wenig verärgert darüber, überstimmt worden zu sein.

»Inzwischen ist das hiesige Wetter sogar für einen Brasilianer warm«, bemerkte Heitor, als die beiden zwanzig Minuten später in Richtung Champs-Élysées aufbrachen. »Gefällt es Ihnen immer noch in Paris?«, fragte er Bel.

»Ja, sehr«, antwortete Bel.

»Sie erkunden also die, wie soll ich mich ausdrücken, Treffpunkte der Boheme in der Stadt?«

Bel sah Heitor schuldbewusst an.

»Ich habe gestern in Landowskis Atelier gehört, wie Ihre Freundin Margarida sich mit seinem jungen Assistenten über Ihre gemeinsamen Mittagessen im La Closerie des Lilas unterhalten hat.«

Als Bel zusammenzuckte, tätschelte er ihren Arm. »Keine



Sorge, ich verrate nichts. Margarida ist eine sehr vernünftige junge Frau und kennt sich in Paris aus. Sie hat mich gebeten, Ihnen auszurichten, dass sie Sie morgen um zehn Uhr ins Atelier mitnimmt. Wie Sie wissen, würde Monsieur Brouilly gern eine Skulptur von Ihnen anfertigen. Dabei werden Sie keinen Unsinn machen können, und wir wissen alle, wo Sie sind.«

Als Bel sah, dass Heitor eine Augenbraue hob, wusste sie, dass er sie neckte.

»Danke«, sagte sie verlegen und wechselte rasch das Thema. »Sind Sie zufrieden mit Professor Landowskis Arbeit an Ihrem *Cristo*?«

»Ich glaube, die richtige Entscheidung getroffen zu haben, denn Landowskis Vorstellungen scheinen mit den meinen übereinzustimmen. Allerdings ist es noch ein langer Weg bis zum endgültigen Entwurf. Im Moment beschäftigen mich mehrere Probleme. Das erste und schwierigste ist, aus welchem Material die Hülle unseres *Cristo* sein soll. Ich habe viele Möglichkeiten erwogen, doch keine befriedigt mich ästhetisch oder praktisch. Hier wäre gerade eine Einkaufspassage, wo Sie sich nach einem Geschenk für Ihre Mutter umsehen könnten. In einem kleinen Laden darin habe ich neulich für Maria Georgiana ein sehr schönes Seidentuch erstanden.«

Sie betraten die elegante Passage, in der Heitor auf das Geschäft deutete, von dem er gesprochen hatte.

»Ich warte hier auf Sie«, erklärte er, und sie ging hinein.

Bel wählte ein pfirsichfarbenes Halstuch und ein dazu passendes Taschentuch, weil sie wusste, dass die Farbe ihrer Mutter gut stand, zahlte und gesellte sich wieder zu Heitor, der über einen kleinen Springbrunnen in der Mitte der Passage gebeugt stand und eingehend dessen Boden betrachtete.

Als er sie bemerkte, deutete er auf das Fliesenmosaik, das den Boden des Brunnens zierte.

»Wie wäre es damit?«, fragte er.

»Verzeihung, Senhor, aber was meinen Sie?«

»Wie wär's, wenn wir den *Cristo* mit einem Mosaik verkleiden? Dann wäre die äußere Hülle nicht für Risse anfällig, weil sie aus einzelnen Fliesen bestünde. Natürlich müsste man überlegen, welcher Stein sich dafür eignet, etwas Poröses, Strapazierfähiges ... ja, vielleicht so etwas wie der Speckstein von Minas Gerais. Er ist hell und könnte gut passen. Darüber muss ich sofort mit Senhor Levy reden. Er reist morgen nach Rio, und wir müssen eine Entscheidung fällen.«

Bel folgte dem euphorischen Heitor aus der Passage.

»Finden Sie von hier aus allein nach Hause, Izabela?«

»Natürlich«, antwortete sie, und Heitor nickte ihr zum Abschied kurz zu, bevor er sich eiligen Schrittes entfernte.

## XXII

»*Bienvenue*, Mademoiselle Izabela.« Laurent begrüßte sie mit einem Küsschen auf beide Wangen, als sie das Atelier mit Margarida betrat. »Als Erstes machen wir uns einen Kaffee. Und Mademoiselle Margarida«, sagte er, als diese an ihnen vorbeiging, um in ihren Kittel zu schlüpfen, »der Professor sagt, der linke Ellbogen Ihrer Skulptur müsste noch verbessert werden, aber im Großen und Ganzen ist es ein ordentlicher Versuch.«

»Danke«, rief Margarida zurück. »Aus dem Mund des Professors ist das ein großes Lob.«

Laurent wandte sich an Bel. »Und nun zu Ihnen, Izabela. Zeigen Sie mir doch bitte, wie man den Kaffee in Ihrem Land trinkt. Bestimmt dunkel und stark.« Er zog sie in den winzigen Küchenbereich, wo er eine braune Papiertüte aus einem der Schränke nahm, sie aufmachte und schnupperte. »Frisch gemahlen und aus Brasilien. Den habe ich heute Morgen in einem Laden in Montparnasse für Sie gekauft, damit Sie sich an die Heimat erinnert fühlen und sich entspannen.«

Als Bel das Aroma einatmete, fühlte sie sich tatsächlich nach Rio versetzt.

»Zeigen Sie mir, wie Sie ihn mögen«, wiederholte er und reichte ihr einen Teelöffel.

Bel, die wartete, bis das Wasser auf der kleinen Kochplatte heiß war, wollte nicht zugeben, dass sie noch nie Kaffee aufgebriht hatte, weil sich darum zu Hause die Bediensteten kümmerten.

»Haben Sie Tassen?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete er und holte zwei Emailbecher aus ei-

nem Schrank. »Tut mir leid, dass sie nicht aus feinem Porzellan sind, aber der Kaffee schmeckt auch daraus.«

»Ja«, pflichtete sie ihm nervös bei, als sie mit dem Löffel Kaffeepulver in die Becher gab.

»Mademoiselle«, erklärte er mit einem milden Lächeln und nahm eine kleine Silberkanne von einem Regal, »in diesem Land servieren wir den Kaffee hier drin.«

Bel errötete verlegen, als er das Kaffeepulver aus den Tassen in die Kanne umfüllte und das heiße Wasser darübergoss. »Wenn er fertig ist, unterhalten wir uns.«

Kurz darauf ging Laurent mit ihr zurück ins Atelier, wo Margarida bereits an ihrer Skulptur arbeitete. Laurent nahm einen Skizzenblock in die Hand, führte Bel zu dem Tisch und den Bänken, an denen sie schon einmal gegessen hatten, und zog den Vorhang hinter ihnen zu.

»Bitte dorthin.« Er signalisierte ihr, dass sie ihm gegenüber Platz nehmen solle, und hob die Tasse. »Erzählen Sie mir von Ihrem Leben in Brasilien.«

Bel sah ihn erstaunt an. »Warum das?«

»Weil Sie im Moment steif wie ein Holzklötz sind, Mademoiselle. Ich möchte, dass Sie sich entspannen, damit ich sehe, wie sich Ihre Gesichtsmuskulatur und Ihre Lippen lockern und Ihre Augen glänzen. Sonst wird die Skulptur nicht so, wie ich mir das vorstelle. Können Sie das nachvollziehen?«

»Ich ... glaube schon«, antwortete Bel.

»Überzeugt klingt das nicht. Ich versuche, es Ihnen zu erklären. Viele Menschen meinen, dass es bei der Bildhauerei nur um die äußere, körperliche Hülle eines Menschen geht. Technisch gesehen stimmt das. Aber jeder ordentliche Bildhauer weiß, dass man eine gute Skulptur nur dann schaffen kann, wenn es einem gelingt, das Wesen des Abgebildeten zu erfassen.«

Bel sah ihn unsicher an. »Aha.«

»Ein einfaches Beispiel: Wenn ich eine junge Frau darstellen sollte und in ihren Augen sähe, dass sie ein weiches, mitfühlendes

des Herz hat, würde ich sie ein Tier, vielleicht eine Taube, in der Hand halten lassen. Wenn mir bei einer anderen Frau hingegen die Gier auffiele, würde ich ihr ein protziges Armband anlegen oder einen großen Ring an den Finger stecken.« Laurent schlug seinen Block auf und zückte den Stift. »Wir werden uns jetzt unterhalten, während ich Skizzen von Ihnen mache. Erzählen Sie mir doch, wo Sie aufgewachsen sind.«

»Den größten Teil meiner Kindheit habe ich auf einem Anwesen in den Bergen verbracht«, antwortete Bel, und die Erinnerung an die geliebte *fazenda* zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen. »Dort bin ich morgens immer in die Hügel geritten oder im See geschwommen.«

»Das klingt idyllisch«, bemerkte Laurent, dessen Stift übers Papier huschte.

»Das war es auch. Aber dann sind wir nach Rio gezogen, in ein Haus am Fuße des Corcovado, auf dem der *Cristo* errichtet werden soll. Obwohl das Gebäude wunderschön und viel prächtiger als unsere *fazenda* ist, empfinde ich es wegen des Berges, der sich gleich dahinter erhebt, als dunkel. Manchmal habe ich dort das Gefühl ...«, sie suchte nach den richtigen Worten, »... keine Luft zu bekommen.«

»Und wie fühlen Sie sich hier in der Großstadt Paris? Auch eingesperrt wie in Rio?«

»Nein, überhaupt nicht.« Bel schüttelte den Kopf, und das Stirnrunzeln, das sich zuvor ausgebreitet hatte, verschwand wieder. »Ich liebe diese Stadt, besonders die Straßen von Montparnasse.«

»Hm, dann vermute ich, dass es weniger der Ort ist, der Ihre Stimmung beeinflusst, als Ihre Gemütsverfassung. Auch Paris kann klaustrophobisch sein, und trotzdem behaupten Sie, diese Stadt zu lieben.«

»Ja, das kann sein«, gab sie zu. »Es hat eher mit dem Leben zu tun, das ich in Rio führe, als mit der Stadt.«

Laurent musterte ihr Gesicht und skizzierte weiter. »Und was stimmt nicht mit diesem Leben?«

»Nichts. Ich meine ...« Bel hatte Mühe, es ihm zu erklären. »Ich kann mich wirklich glücklich schätzen, denn ich bin privilegiert. Nächstes Jahr um diese Zeit werde ich verheiratet sein, in einem wunderschönen Haus wohnen und alles haben, was eine Frau sich nur wünschen kann.«

»Warum sehe ich dann einen unglücklichen Ausdruck in Ihren Augen, wenn Sie über die Zukunft sprechen? Könnte es sein – das haben Sie ja bei unserer ersten Begegnung angedeutet –, dass es sich um eine Zweckehe und keine Liebesheirat handelt?«

Bel wurde rot und schwieg eine ganze Weile. »Monsieur Brouilly, Sie begreifen das nicht«, sagte sie schließlich. »In Rio sind die Dinge anders. Mein Vater wünscht sich eine gute Ehe für mich. Mein Verlobter stammt aus einer der angesehensten Familien der Stadt. Und außerdem«, fügte sie verzweifelt hinzu, »besitze ich anders als Sie keine Begabung, mit der ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen könnte. Ich bin vollkommen von meinem Vater abhängig und werde es bald von meinem Mann sein.«

»Mademoiselle, ich verstehe Ihr Problem und fühle mit Ihnen. Doch leider«, fügte er seufzend hinzu, »können nur Sie selbst etwas daran ändern.« Er legte den Stift weg und betrachtete seine Skizzen, während Bel verunsichert sitzen blieb.

Schließlich hob Laurent den Blick. »Glauben Sie mir: Sie könnten sich Ihren Lebensunterhalt ohne Weiteres als Künstlermodell in Montparnasse verdienen. Sie haben nicht nur ein hübsches Gesicht, nein, unter all den Schichten von Kleidung, die Sie tragen, verbirgt sich sicher ein schöner Körper.«

Als sein Blick über ihren Leib wanderte, spürte Bel wieder, wie sich eine seltsame Wärme in ihr ausbreitete.

»Warum so verlegen?«, erkundigte er sich. »Hier in Paris feiern wir die Schönheit des weiblichen Körpers. Wir kommen alle nackt zur Welt; nur die Gesellschaft verlangt, dass wir Kleidung tragen. Und natürlich das Wetter im winterlichen Paris.« Er sah schmunzelnd auf die Uhr. »Keine Sorge«, meinte er nach einem

weiteren intensiven Blick auf sie, »ich werde Sie in der Kleidung darstellen, die Sie heute tragen. Sie ist genau richtig.«

Bel nickte erleichtert.

»Nun, da ich Sie gezwungen habe, mir Ihre Seele zu offenbaren, ist es Mittag geworden. Zur Belohnung hole ich uns Brot, Käse und Wein.«

Laurent nahm die Kaffeetassen und ging in Richtung Küchenbereich. Auf halbem Weg fragte er Margarida, ob sie ebenfalls etwas essen wolle.

»Danke«, antwortete diese und wandte sich von ihrer Skulptur ab, um sich die Hände zu waschen. Bel, die ziemlich durcheinander war, schaute unterdessen durchs Fenster auf das Lavendelbeet hinaus. Irgendwie war es Laurent gelungen, sie dazu zu bringen, dass sie ihm ihre Zukunftsängste gestand.

»Alles in Ordnung, Izabela?« Margarida setzte sich neben sie und legte ihr mit besorgter Miene eine Hand auf die Schulter. »Ich habe Teile von eurem Gespräch gehört. Hoffentlich hat Monsieur Brouilly dich nicht zu sehr bedrängt, um dich angemessen darstellen zu können. Und ...«, fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, »... hoffentlich hat er es ausschließlich aus professionellen Motiven getan.«

»Wie meinst du das?«

Da kehrte Laurent mit einem Tablett zurück.

Bel lauschte während des Essens stumm, wie Margarida und Laurent über gemeinsame Bekannte und über die neuesten Eskapaden des bunten Künstlervölkchens in Montparnasse plauderten.

»Cocteau hat in einem Gebäude in der Rue de Châteaudun ein Hinterzimmer eingerichtet, in das er Freunde zu selbst kreierten und benannten Cocktails einlädt. Soweit ich weiß, sind sie höllisch«, erzählte Laurent und nahm einen großen Schluck Wein. »Angeblich sind Séancen seine neueste Leidenschaft.«

»Was ist das?«, erkundigte sich Bel fasziniert.

»Dabei versucht man, Kontakt mit den Toten aufzunehmen«,

erklärte Margarida. »Mir würde das nicht gefallen«, fügte sie schaudernd hinzu.

»Außerdem macht er bei Gruppenthypnosensitzungen mit, um herauszufinden, ob man damit das Unterbewusste erreichen kann. Das wäre auch etwas für mich, denn die menschliche Psyche fasziniert mich fast genauso sehr wie der menschliche Körper.« Laurent sah Bel an. »Was Ihnen heute Vormittag klar geworden sein dürfte, Mademoiselle. Und jetzt müssen wir weitermachen. Während ich einen Stuhl in die Ecke des Ateliers stelle, in der das Licht am günstigsten ist, sollten Sie sich im Garten kurz die Beine vertreten. Denn wenn ich erst einmal anfangen darf, dürfen Sie sich genauso wenig bewegen wie der Stein, aus dem ich Sie forme.«

»Ich begleite dich; ich muss auch ein bisschen frische Luft schnappen«, sagte Margarida. »Komm, Izabela.«

Die beiden jungen Frauen verließen das Atelier und gingen hinaus zu den betörend duftenden Lavendelbeeten.

»Hier hört man nur das Summen der Bienen, die Nektar sammeln.« Margarida hakte sich zufrieden seufzend bei Bel unter. »Ist wirklich alles in Ordnung, Izabela?«, wiederholte sie.

»Ja«, antwortete Bel, die der Wein ein wenig lockerer gemacht hatte.

»Versprich mir nur, dich nicht zu etwas überreden zu lassen, das du nicht möchtest.«

»Versprochen.«

»Ist das nicht merkwürdig?«, fragte Margarida, als sie an einer ordentlich zugeschnittenen Zypressenhecke entlangschlenderten, die den Garten begrenzte. »Mit seiner üppigen Flora und Fauna hat Brasilien eine völlig andere Energie und Atmosphäre als Frankreich. Zu Hause fällt es mir schwer, mich auf meine Gedanken zu konzentrieren und zur Ruhe zu kommen. Hier kann ich das sogar mitten in Montparnasse, und ich sehe mich selbst klar und deutlich.« Margarida zuckte mit den Achseln. »Aber jetzt müssen wir ins Atelier zurück, damit Monsieur Brouilly mit der Arbeit an seinem Meisterwerk beginnen kann.«



Drei Stunden später, im Wagen auf dem Weg nach Hause, war Bel erschöpft. Sie hatte eine gefühlte Ewigkeit auf einem Stuhl gesessen, die Hände auf den Knien, die Finger genau so, wie Laurent sie angeordnet hatte.

Das war alles andere als ein sinnliches Gefühl gewesen; sie war sich eher wie eine alte Jungfer vorgekommen, deren Bild man mit einer Kamera einfangen wollte. Der Rücken tat ihr vom langen Aufrechtsitzen weh, und ihr Hals fühlte sich steif an. Laurent hatte es sofort gemerkt, wenn sie auch nur einen Finger in eine bequemere Stellung zu bringen versuchte. Dann war er von dem Steinblock aufgestanden, an dem er arbeitete, und hatte die Hand wieder genau so arrangiert, wie sie ursprünglich gewesen war.

»Izabela, *querida*, aufwachen. Wir sind da.«

Sie zuckte zusammen, verlegen darüber, dass Margarida sie beim Dösen erwischt hatte.

»Entschuldige«, sagte sie und richtete sich auf, als der Fahrer die Wagentür öffnete. »Ich hätte nicht gedacht, dass das so anstrengend wird.«

»Es war ein langer, harter Tag, in jeder Hinsicht. Für dich ist alles neu, und das macht müde. Fühlst du dich in der Lage, morgen ins Atelier mitzukommen?«

»Natürlich«, antwortete Bel und stieg aus. »Gute Nacht, Margarida. Bis morgen um zehn.«

An jenem Abend spielte sie nicht wie sonst nach dem Essen Karten, sondern ging gleich zu Bett. Sich den Lebensunterhalt als Künstlermodell zu verdienen, wie Laurent vorgeschlagen hatte, war doch gar nicht so einfach, dachte sie.

## XXIII

In den folgenden drei Wochen fuhr Bel mit Margarida jeden Morgen zum Atelier von Professor Landowski in Boulogne-Billancourt. Einige Male begleitete Heitor da Silva Costa sie, um ihm die aktuellen Entwürfe für seinen *Cristo* zu zeigen.

»Landowski fertigt ein neues Modell für mich, an dem wir weiterarbeiten«, erklärte er einmal, bevor er aus dem Wagen sprang, gespannt, ob Landowski seine Pläne bereits umgesetzt hatte.

Landowski saß mit einer Liste kleiner Änderungen, die wieder ein anderes Modell erforderlich machten, leise vor sich hin fluchend an seiner Werkbank.

»Dieser verrückte Brasilianer. Hätte ich mich bloß nicht auf dieses Projekt eingelassen.«

Doch in seiner Stimme schwang Bewunderung mit.

Auch die Skulptur von Bel begann unter den fähigen Händen von Laurent Gestalt anzunehmen. Nach einer Weile beherrschte sie es meisterhaft, sich in ihre eigenen Gedanken zu vertiefen, während sie regungslos dasaß. Die meisten dieser Gedanken drehten sich ohnehin um Laurent, den sie aus den Augenwinkeln beobachtete, wie er zuerst mit Spitzmeißel und später mit Zahneisen hochkonzentriert an dem Stein arbeitete.

Eines heißen Julimorgens legte Landowski die Hand auf Laurents Schulter.

»Ich habe gerade meine letzte Version des *Cristo* in Monsieur da Silva Costas Büro in Paris gebracht«, knurrte Landowski. »Und jetzt will der verrückte Brasilianer, dass ich ein Vier-Meter-Modell davon mache. Ich soll sofort anfangen. Dabei werde ich Ihre Hilfe brauchen, Brouilly, was bedeutet, dass Sie bei

Ihrer Skulptur der schönen Dame erst einmal eine Pause einlegen müssen. Einen Tag gebe ich Ihnen noch dafür.«

»Ja, Professor, natürlich.« Laurent warf Bel einen resignierten Blick zu.

Bel versuchte, sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

Nun trat Landowski zu ihr und musterte sie eindringlich.

»Den Anfang können Sie mit den wunderschönen schlanken Fingern von Mademoiselle machen«, schlug er vor. »Fertigen Sie eine Gussform davon. Ich werde ein Modell für die Hände des *Cristo* brauchen, so fein und schmal wie die von Mademoiselle Izabela, denn Er soll die Hände schützend über Seine Kinder ausbreiten. Deswegen dürfen es nicht die schwieligen, groben Hände eines Mannes sein.«

»Ja, Professor«, sagte Laurent artig.

Landowski zog Bel von dem Stuhl hoch, führte sie zu der Werkbank und legte ihre Hand hochkant darauf, sodass ihr kleiner Finger auf der Bank und der Daumen auf dem Rand der Handfläche ruhte.

»So soll die Gussform von Mademoiselles Händen werden. Das Modell des *Cristo* kennen Sie ja, Brouilly. Versuchen Sie, es so passend wie möglich hinzukriegen. Und machen Sie das Ganze auch mit den Händen von Mademoiselle Margarida, die ebenfalls sehr schöne Finger hat. Hinterher werden wir sehen, welche an unserem Christus besser wirken.«

»Ja. Aber könnte ich mich damit morgen beschäftigen? Nach einem langen Tag als Modell für mich ist Mademoiselle Izabela sicher müde.«

»Wenn Mademoiselle es noch aushält, wäre es mir lieber jetzt. Dann sind die Formen bis morgen früh trocken, und ich habe etwas, womit ich arbeiten kann. Das macht Ihnen doch nichts aus, oder, Mademoiselle?« Landowski sah sie an, als wäre ihre Antwort nicht von Belang.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich geehrt, Professor.«

»Jetzt dürfen Sie sich keinen Millimeter bewegen, bis er hart ist«, ermahnte Laurent sie, als Bels Hände mit Gips umhüllt waren. »Sonst müssen wir noch mal von vorn anfangen.«

Bel bemühte sich, das Jucken an ihrer linken Handfläche zu ignorieren, und beobachtete, wie Laurent bei Margarida alles wiederholte. Als er auch bei ihr fertig war, warf er einen Blick auf die Uhr und tippte vorsichtig auf den Gips um Bels Hände.

»Noch fünfzehn Minuten, dann haben Sie's geschafft. Wenn ich nur eine Kamera hätte und Sie beide mit den weißen Gips Händen aufnehmen könnte. Was für ein Anblick! Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden. Ich hole uns Wasser. Keine Sorge, Mesdemoiselles, ich bin gleich wieder da ... noch vor Einbruch der Dunkelheit.« Er verschwand augenzwinkernd in Richtung Küchenbereich.

Die jungen Frauen sahen einander an. Am liebsten hätten sie über die seltsame Situation gelacht, doch sie wussten, dass jede Bewegung den Gips an ihren Händen sprengen konnte.

»Vielleicht werden wir eines Tages zum Corcovado hochblicken und uns an diesen Moment erinnern«, überlegte Margarida lächelnd.

»Ich bestimmt«, sagte Bel wehmütig.

Laurent benötigte nur wenige Minuten, um den Gips mit einem scharfen Messer einzuschneiden und vorsichtig von Bels zuvor eingefetteten Händen zu lösen. Als er fertig war, betrachtete er zufrieden die Gussformen auf dem Tisch. »Wunderbar. Der Professor wird sich freuen. Und, wie finden Sie Ihre Hände in Gips?«, fragte er, als er Margarida ebenfalls befreite.

»Sie kommen mir ganz fremd vor«, antwortete Bel. »Darf ich mir die Hände jetzt waschen?«

»Ja. Seife und Bürste liegen neben dem Waschbecken.«

Als Bel erleichtert darüber, dass sie Fett und Gipsreste von ihren Fingern hatte entfernen können, zurückkehrte, sah sie, dass Laurent die Stirn runzelte über einen Finger, der beim Entfernen des Gipses von Margaridas Händen abgebrochen war.

»Bestimmt kann ich ihn retten«, bemerkte er. »An der Verbindung wird sich ein kleiner Spalt befinden, aber das dürfte nicht schlimm sein.«

Nun wusch Margarida sich die Hände, und Laurent begann, das Atelier für die Nacht aufzuräumen. »Schade, dass der Professor meine Hilfe so dringend benötigt. Mit Ihrer Skulptur bin ich noch nicht fertig. Aber wenigstens habe ich jetzt Ihre Finger«, fügte er schmunzelnd hinzu.

»Wir müssen gehen«, sagte Margarida, als sie sich wieder zu ihnen gesellte. »Mein Fahrer wartet seit Stunden, und die da Silva Costas werden sich fragen, wo sie bleibt.«

»Erklären Sie ihnen, dass ich ihren Schützling entführt habe und erst zurückgebe, wenn meine Skulptur fertig ist«, scherzte Laurent, als die beiden jungen Frauen ihre Hüte aufsetzten und zur Tür gingen. »Izabela, haben Sie nicht etwas vergessen?«, rief Laurent ihr nach, ihren Verlobungsring an der Spitze seines kleinen Fingers. »Vielleicht sollten Sie den wieder anstecken, bevor jemand auf die Idee kommt, Sie hätten ihn absichtlich abgelegt.«

Sie kehrte zu ihm zurück.

»Lassen Sie mich das machen.« Laurent nahm ihre Hand und sah ihr tief in die Augen, während er ihr den Ring über den Finger schob. »Jetzt sind Sie wieder vereint. *À bientôt*, Mademoiselle. Und keine Sorge: Ich finde schon eine Möglichkeit, wie wir an Ihrer Skulptur weiterarbeiten können.«

Die beiden Frauen verließen das Atelier und stiegen in den Wagen. Während der Fahrt zurück nach Paris schaute Bel mit kummervollem Blick hinaus.

»Izabela?« Margarida musterte ihre Freundin nachdenklich. »Darf ich dir eine persönliche Frage stellen?«

»Warum nicht?«, antwortete Bel vorsichtig.

»Sie besteht aus zwei Teilen. Du erinnerst dich bestimmt, dass du Laurent, als er Skizzen von dir gemacht hat, gestanden hast, du hättest Angst, nach Rio zurückzukehren und deinen Verlobten zu heiraten, oder?«

»Ja. Aber bitte, Margarida, das war nur für Laurents und deine Ohren bestimmt«, bat Bel hastig, entsetzt darüber, dass sich das zu Hause in Brasilien herumsprechen könnte.

»Natürlich. Könnte es sein, dass sich dein Widerwille gegen die Hochzeit in den letzten Wochen verstärkt hat?«

Bel streckte die Hand aus und betrachtete den Verlobungsring daran. »Als ich Rio verlassen habe, war ich Gustavo dankbar dafür, dass er mich vor unserer Hochzeit mit den da Silva Costas nach Europa reisen lässt. Dieses Geschenk hatte ich nicht erwartet. Doch jetzt, da meine Zeit hier sich dem Ende zuneigt und ich in weniger als drei Wochen nach Hause muss, stelle ich fest, dass ... sich meine Gefühle ihm gegenüber verändert haben. Paris hat meine Sicht vieler Dinge verändert«, gestand sie seufzend.

»Ich kann nachvollziehen, dass du die Freiheit liebst, die Paris dir bietet«, sagte Margarida. »Mir geht es genauso.«

Bel brach fast die Stimme. »Und das Schlimmste ist: Jetzt, da ich eine andere Art des Lebens kennengelernt habe, wird der Gedanke an die Zukunft noch schwieriger. Ein Teil von mir wünscht sich, nie hergefahren zu sein und all das gesehen zu haben, was ich nicht haben kann.«

»Womit wir zum zweiten Teil meiner Frage kommen. Ich habe dich und Laurent während der Arbeit an deiner Skulptur beobachtet. Anfangs hatte ich gedacht, dass er dir nur schmeichelt wie allen hübschen jungen Frauen, die ihm Modell sitzen. Aber in den letzten Tagen ist mir aufgefallen, wie er dich manchmal ansieht, als würde er davon träumen, dass er dich liebkost, wenn er zärtlich über den Stein streicht. Entschuldige, Izabela.« Margarida schüttelte den Kopf. »Ich bin in puncto Liebe eher pragmatisch, weil ich weiß, wie die Männer sind, besonders hier in Paris, und habe das Gefühl, dich warnen zu müssen. Möglicherweise vergisst er in seiner Leidenschaft und angesichts der Tatsache, dass eure gemeinsame Zeit sich dem Ende nähert, dass du verlobt bist.«

»Woran ich ihn selbstverständlich erinnern würde«, entgegnete Bel sofort.

»Wirklich?«, fragte Margarida nachdenklich. »Denn genauso, wie ich merke, was Laurent für dich empfindet, sehe ich, wie du in seiner Gesellschaft aufblühst. Das war mir gleich klar, als er bei unserem ersten Mittagessen im La Closerie des Lilas an unseren Tisch gekommen ist. Und es hat mir von Anfang an Kopfzerbrechen bereitet. Zu dem Zeitpunkt dachte ich noch, dass er vielleicht nur mit dir spielt, weil er spürt, wie unerfahren du bist. Unter den Pariser Künstlern gibt es viele skrupellose Männer, die die Liebe als großen Spaß verstehen und das Herz einer Frau als Spielzeug. Wenn es ihnen gelungen ist, ihr Opfer weichzuklopfen, nehmen sie sich das, was sie wollen. Hinterher ist es natürlich nicht mehr interessant für sie, und sie suchen nach der nächsten Herausforderung.« Margarida verzog das Gesicht, und Tränen traten ihr in die Augen. »Ja, Izabela, du vermutest richtig. In Italien habe ich mich in einen solchen Mann verliebt. Und da ich geradewegs aus dem vertrauten Rio kam, war ich genauso naiv wie du. Er hat mich verführt. In jeder Hinsicht des Wortes. In Paris habe ich nichts mehr von ihm gehört.«

Bel blickte sie entsetzt an.

»Nun kennst du also mein größtes Geheimnis. Ich habe es dir nur verraten, weil ich hoffe, dass du von meiner schrecklichen Erfahrung profitierst. Ich bin älter als du, und nach dem, was mir widerfahren ist, leider auch klüger. Ich sehe in dir das, was ich damals war: eine junge Frau, die sich zum ersten Mal verliebt hat.«

Bel, die bis dahin nur Loen von ihren wahren Gefühlen für Laurent hatte schreiben können, beschloss, ehrlich zu Margarida zu sein. »Ich liebe ihn, von ganzem Herzen. Und ich kann mir nicht vorstellen, den Rest meines Lebens ohne ihn zu verbringen.« Die Erleichterung darüber, Margarida das gestehen zu können, ließ alle Dämme brechen, und sie begann zu weinen.

»Bel, tut mir leid, ich wollte dich nicht aus der Fassung bringen.« Margarida sah zum Fenster hinaus. »Wir sind da. So kannst

du nicht hineingehen. Setzen wir uns noch ein bisschen in einen Park. Wir sind schon so spät dran, dass ein paar Minuten länger auch nichts mehr ausmachen.«

Margarida gab dem Fahrer Anweisungen, der wenig später an der Avenue de Marigny neben einer kleinen, von einem Eisenzaun umgebenen Grünanlage hielt.

Als die Sonne hinter den für Paris so typischen Platanen unterging, stiegen sie aus dem Delage aus und ließen sich auf einer Bank nieder.

»Verzeih, dass ich so offen war«, entschuldigte sich Margarida. »Deine Herzensangelegenheiten gehen mich nichts an, das weiß ich. Aber als ich euch beide so verliebt gesehen habe, dachte ich, mich einmischen zu müssen.«

»Bei mir ist die Situation doch ein bisschen anders als bei dir in Italien, oder?«, fragte Bel. »Du hast im Wagen selbst gesagt, du hättest den Eindruck, dass Laurent Gefühle für mich hegt. Dass er mich vielleicht sogar liebt.«

»Ich war damals auch sicher, dass Marcello *mich* liebt. Jedenfalls wollte ich das glauben. Egal, was Laurent behauptet, Izabela, vergiss nie, dass es für euch keine gemeinsame Zukunft gibt, auch wenn du dir die noch so sehr wünschst. Laurent kann dir nichts bieten: kein Zuhause, keine Sicherheit. Und bestimmt möchte er keine Frau und keine Schar Kinder am Hals haben. Künstler verlieben sich in die Vorstellung von der Liebe. Das kann nirgendwohin führen, egal, wie leidenschaftlich eure Gefühle füreinander sind. Begreifst du, was ich sage?«

Bel sah mit blindem Blick das Kindermädchen an, das mit seinen zwei kleinen Schützlingen im Park spazieren ging. »Ja. Aber ich möchte auch ehrlich sein: Obwohl meine Ohren deine Warnung hören und mein Kopf sie versteht, lässt sich mein Herz nicht so leicht überzeugen.«

»Natürlich nicht. Denk bitte trotzdem über meine Worte nach, Bel. Du solltest dir dein Leben nicht verderben, indem du dich einen kurzen Moment von deinem Herzen und nicht von deinem



Verstand leiten lässt. Wenn dein Verlobter, der es dir erlaubt hat hierherzukommen, von deiner Liebe zu Laurent erführe, könnte er dir das bestimmt nicht verzeihen.«

»Ich weiß.« Bel biss sich auf die Lippe. »Danke für deinen Rat, Margarida. Aber jetzt müssen wir wirklich gehen, sonst lässt Maria Georgiana mich gar nicht mehr aus den Augen.«

Margarida begleitete Bel zu den da Silva Costas und erklärte der grimmig dreinblickenden Maria Georgiana, dass Professor Landowski höchstpersönlich an der Verspätung schuld sei, weil er seinen Assistenten angewiesen habe, Gussformen von ihren Händen zu nehmen.

»Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, habe ich mir schreckliche Sorgen gemacht. Bitte achten Sie darauf, dass das nicht mehr passiert.«

»Das verspreche ich«, sagte Bel und brachte Margarida zur Tür, wo die jungen Frauen sich mit einer innigen Umarmung voneinander verabschiedeten.

»Gute Nacht, Izabela, bis morgen.«

Im Bett konnte Bel, statt sich mit Margaridas Warnung vor dem grässlichen Schicksal zu befassen, das ihr drohte, wenn sie Laurents Charme erlag, nur Euphorie empfinden.

*Sie glaubt, dass Laurent mich liebt ... Er liebt mich ...*

An jenem Abend schlief sie, ein glückseliges Lächeln auf den Lippen, sofort ein.

## XXIV

»Ich habe mit Professor Landowski gesprochen«, teilte Laurent Bel und Margarida am folgenden Morgen im Atelier mit. »Und ihm gesagt, dass ich die Skulptur nicht innerhalb eines Tages fertigstellen kann. Wir haben uns darauf geeinigt, dass Sie von nun an immer am frühen Abend herkommen, wenn wir die Arbeit am *Cristo* beendet haben. Ich kann gerne mit Senhor da Silva Costa reden und ihm alles erklären.«

Bel nickte in ihrer Erleichterung sofort.

»Aber Monsieur Brouilly«, wandte Margarida mit einem besorgten Stirnrunzeln ein, »zu dieser Tageszeit werde ich nicht bei Mademoiselle Izabela sein können. Ich muss jeden Abend um sechs mit meiner Mutter essen.«

»Mademoiselle, Sie sehen doch hoffentlich nichts Unziemliches in der Situation?«, fragte Laurent. »Professor Landowski selbst wird anwesend sein, und seine Frau und seine Kinder sind drüben im Haus.«

Bel warf ihrer Freundin einen flehenden Blick zu.

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Margarida nur. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss mich umziehen.«

»Dann mal ans Werk«, meinte Laurent mit einem triumphierenden Lächeln in Richtung Bel.

An jenem Abend erzählte Heitor beim Essen, dass Laurent Brouilly ihn im Büro angerufen und ihm die Umstände erklärt habe, die es erforderlich machten, dass Bel noch so spät im Atelier anwesend sei.

»Angesichts der Tatsache, dass mein eigenes Projekt das Ihre

in den Hintergrund gedrängt hat, fühle ich mich verpflichtet zuzustimmen«, sagte Heitor. »Izabela, mein Fahrer wird Sie jeden Tag um fünf Uhr ins Atelier bringen und um neun wieder abholen.«

»Gibt es denn keinen Bus, den ich nehmen kann? Ich möchte Ihnen keine Umstände machen, Senhor da Silva Costa«, schlug Bel vor.

»Bus?« Maria Georgiana war entsetzt. »Ihre Eltern würden wohl kaum wollen, dass Sie abends in Paris ganz allein ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen. Selbstverständlich bringt der Fahrer Sie hin und wieder nach Hause.«

»Danke. Natürlich komme ich für sämtliche Unkosten auf, die dadurch entstehen«, versprach Bel mit leiser Stimme, um ihre Freude zu verbergen.

»Eigentlich«, meldete sich Heitor noch einmal zu Wort, »passt mir Ihre Anwesenheit in Landowskis Atelier ganz gut, denn so können Sie für mich alles im Auge behalten und mir berichten, wie es mit dem neuen Vier-Meter-Modell des *Cristo* vorangeht.«

»Darf ich dich einmal ins Atelier begleiten und zusehen, wie du Modell sitzt?«, fragte Maria Elisa Bel später im Bett.

»Ich frage Monsieur Brouilly«, versprach Bel. »Gefällt es dir in dem Krankenhaus?«, erkundigte sie sich in der Hoffnung, dass Maria Elisa ihre Bitte vergessen würde.

»Sogar sehr«, antwortete Maria Elisa. »Vor ein paar Tagen habe ich mit meinen Eltern über meinen Wunsch gesprochen, Krankenschwester zu werden. Wie du dir denken kannst, war Mãe nicht sonderlich glücklich darüber, aber Pai unterstützt mich. Er hat Mãe sogar altmodisch genannt.« Maria Elisa lächelte. »Es ist nicht ihre Schuld«, ruderte sie hastig zurück, weil es nicht ihre Art war, anderen Vorwürfe zu machen. »Sie ist in einer anderen Zeit aufgewachsen. Ich freue mich schon auf Rio, wo ich die Ausbildung machen kann. Leider glaubt Pai, dass es noch ein Jahr dauern wird, bis seine Arbeit hier beendet ist. Ich beneide dich,

dass du schon in zwei Wochen nach Hause fahren kannst, Bel. Gute Nacht, träum was Schönes.«

»Du auch.«

Im Bett grübelte Bel über das nach, was Maria Elisa gerade gesagt hatte. *Wenn wir nur tauschen könnten*, dachte sie müde. Sie hätte ihre Seele verkauft, um wie ihre Freundin noch ein Jahr in Paris verbringen zu dürfen.

Zwei Tage später nahm Bel bei Einbruch der Dunkelheit aus den Augenwinkeln die riesige, im Entstehen begriffene Skulptur des *Cristo* wahr, die den Raum fast ausfüllte. Margarida war mit ihrer Arbeit fertig, und Landowski aß mit Frau und Kindern im Haus zu Abend, weswegen ungewohnte Stille im Atelier herrschte.

»Was denken Sie?«, fragte Laurent unvermittelt, dessen Hände an ihrer Skulptur den Oberkörper und die Konturen ihrer Brüste unter der hochgeschlossenen Musselinbluse formten.

»Wie anders es abends hier ist«, antwortete sie.

»Sobald die Sonne untergegangen ist, kehrt Ruhe ein. Da ich die Stille liebe, werkle ich oft abends allein. Landowski muss sich um seine Familie kümmern, und außerdem behauptet er, in der Dämmerung nicht an seinen Skulpturen arbeiten zu können.«

»Und Sie können es?«

»Izabela, selbst wenn Sie nicht mehr vor mir sitzen würden, wäre ich in der Lage, Sie darzustellen. Ihr Bild hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt.«

»Heißt das, Sie brauchen mich gar nicht mehr?«

»Möglich.« Er bedachte sie mit einem anzüglichen Lächeln. »Aber es ist die ideale Ausrede, Sie bei mir zu haben. Finden Sie nicht?«

Das erste Mal hatte Laurent offen ausgesprochen, dass er sich ihre Anwesenheit nicht nur aus künstlerischen Gründen wünschte. Sie senkte den Blick. »Ja.«

Die folgende Stunde arbeitete Laurent schweigend. Dann streckte er sich und erklärte, es sei Zeit für eine Pause.

Als er in den Küchenbereich ging, stand Bel auf, vertrat sich

ein wenig die Beine im Atelier, warf einen Blick auf ihre unfertige Skulptur und bewunderte deren schlichte Linien.

»Erkennen Sie sich?«, fragte Laurent, der einen Krug Wein und eine Schale Oliven auf den Tisch stellte.

»Eigentlich nicht«, antwortete sie ehrlich und begutachtete die Skulptur noch einmal genauer, während er den Wein in zwei Gläser füllte. »Vielleicht, wenn mein Gesicht fertig ist. Im Moment finde ich mich noch sehr jung, fast wie ein kleines Mädchen.«

»Ausgezeichnet!«, sagte Laurent. »Mir schwebt das Bild einer geschlossenen Rosenknospe vor, kurz bevor sie erblüht. Der kleine Augenblick zwischen Kindheit und Erwachsenenalter, an der Schwelle zum Frausein, mit allem, was es bereithält.«

»Ich bin kein Kind mehr«, erwiderte Bel, die Laurents Erklärung als herablassend empfand.

»Aber Sie sind auch noch nicht Frau«, stellte er fest und nahm einen Schluck Wein.

Bel, die nicht wusste, was sie darauf sagen sollte, nippte an ihrem Wein und merkte, wie ihr Puls sich beschleunigte.

»Gehen wir wieder ans Werk«, schlug er vor, »bevor es ganz dunkel wird.«

Zwei Stunden später verabschiedete sich Bel an der Tür des Ateliers von Laurent. »Gute Heimfahrt, Izabela. Und bitte vergeben Sie mir, falls Sie meine Worte unschicklich gefunden haben sollten. Seitdem haben Sie kaum mit mir geredet.«

»Ich ...«

»Sagen Sie nichts.« Laurent legte sanft einen Finger auf ihre Lippen. »Ich kenne Ihre Situation, aber ich kann nicht umhin, mir zu wünschen, dass sie anders wäre. Gute Nacht, liebste Bel.«

Auf der Heimfahrt wurde Bel klar, dass Laurent ihr auf seine Art gestanden hatte, wie gern er, wenn sie frei wäre, mit ihr zusammen wäre, dass er jedoch als Gentleman die Grenzen des Schicklichen niemals überschreiten würde.

»Obwohl er es sich wünscht ...«, murmelte sie verzückt.

An den folgenden Abenden im Atelier machte Laurent keine solche Bemerkung mehr. Was er sagte, hatte mit der Skulptur zu tun oder mit Montparnasse und den Leuten dort. Seltsamerweise erhöhte sich die emotionale und körperliche Spannung Bels umso mehr, je neutraler die Gespräche sich gestalteten. Am Ende war sie es, die die eine oder andere Andeutung fallen ließ, zum Beispiel darüber, wie gut ihm sein neues Hemd stehe oder wie sehr sie seine Fähigkeiten als Bildhauer bewundere.

Bels Frustration wuchs von Tag zu Tag. Da Laurent aufgehört hatte, ihr den Hof zu machen, war ihr jede Grundlage entzogen. Was wollte sie überhaupt?, überlegte sie.

Doch wenn sie sich diese Frage stellte und ihr Verstand ihr sagte, dass es nur gut war, so schnell wie möglich auf das Schiff nach Brasilien zu kommen, bewirkte das überhaupt nichts. Die vielen Stunden in seiner Gegenwart empfand sie angesichts der Tatsache, dass er so nah und doch so fern war, als süße Qual.

Eines Abends, sie hatte sich gerade keusch von Laurent verabschiedet und verweilte kurz im Garten, um sich zu sammeln, bevor sie in den wartenden Wagen stieg, fiel ihr ein Bündel Lumpen unter der Zypressenhecke auf, das am Nachmittag noch nicht dort gewesen war. Sie tippte es mit der Spitze ihres Schuhs an. Als das Lumpenbündel sich bewegte, sprang Bel erschrocken zurück.

Aus sicherer Distanz beobachtete sie, wie sich ein kleiner, schmutziger menschlicher Fuß aus den Lumpen löste und am anderen Ende ein Kopf mit fettigen Haaren. Nun erkannte Bel, dass es sich um einen sieben- oder achtjährigen Jungen handelte. Seine Augen öffneten sich kurz, dann schief das Kind wieder ein.

»*Meu Deus!*«, stieß sie hervor, von seinem Anblick zu Tränen gerührt. Unsicher, was sie tun sollte, kniete sie leise neben dem Jungen nieder. Als sie die Hand nach ihm ausstreckte, setzte er sich, plötzlich hellwach, mit einem Ruck auf.

»Hab keine Angst, ich tu dir nichts. *Tu parles français?*«

Der Junge hielt schützend die dünnen Ärmchen vors Gesicht und wich unter die Hecke zurück.

»Wo kommst du her?«, versuchte sie es noch einmal, diesmal auf Englisch. Wieder starrte er sie voller Furcht an wie ein Tier in der Falle. Nun bemerkte sie die tiefe, blutverkrustete Wunde an seinem Schienbein. Sie legte lächelnd die Hand auf seine Wange, um sein Vertrauen zu gewinnen. Als ihre Finger sich um sein Gesicht wölbten, spürte sie, wie der Junge sich entspannte.

»Was ist nur mit dir passiert?«, fragte sie leise. »Du bist viel zu jung, um solches Elend zu kennen.«

Nun sank sein Kopf schwer gegen ihre Hand, und er schlief erneut ein.

Bel ließ ihre Hand, wo sie war, und kroch, beruhigende Worte in den drei Sprachen, die sie kannte, flüsternd, näher zu ihm hin, um den anderen Arm um ihn zu legen. Am Ende zog sie ihn vorsichtig aus dem Gebüsch. Er wimmerte, schien sich aber nicht mehr vor ihr zu fürchten. Doch er zuckte vor Schmerz zusammen, als sie sein rechtes Bein mit der tiefen Wunde berührte, um seinen knöchernen Körper auf ihren Schoß betten zu können.

Der Junge schmiegte sich seufzend an sie. Obwohl Bel Mühe hatte, die Übelkeit, die ob seines schrecklichen Gestanks in ihr aufstieg, zu unterdrücken, wiegte sie ihn und drückte ihn an sich.

»Izabela«, hörte sie da eine Stimme hinter sich. »Was tun Sie denn auf dem Boden?«

»Sch!« Sie streichelte beruhigend das Gesicht des Jungen und sagte zu Laurent: »Sie wecken ihn auf.«

»Wo haben Sie ihn gefunden?«, fragte Laurent leise.

»Unter der Hecke. Er ist bestimmt nicht älter als sieben oder acht, wiegt aber nicht mehr als ein Kleinkind. Was sollen wir nun tun?« Sie sah Laurent an. »Wir können ihn nicht einfach hierlassen. Er hat eine tiefe Wunde am Bein, die versorgt werden muss. Sie könnte sich entzünden und zu einer Blutvergiftung auswachsen.«

Laurent betrachtete Bel und das schmutzige Kind und schüttelte den Kopf.

»Izabela, auf den Straßen Frankreichs gibt es viele solcher

Kinder. Die meisten gelangen illegal von Russland oder Polen hierher.«

»Das ist in Brasilien genauso. Aber dieser Junge ist bei uns, und *ich* habe ihn gefunden. Ich kann ihn doch nicht einfach draußen auf der Straße vor Landowskis Grundstück absetzen und verhungern lassen. Dann würden mich den Rest meines Lebens Gewissensbisse plagen.«

Als Laurent ihre Tränen, den Schmerz und die Leidenschaft in ihren Augen sah, bückte er sich und streckte vorsichtig die Hand aus, um über die fettigen Haare des Jungen zu streichen.

»Vergeben Sie mir«, flüsterte er. »Vielleicht hat mich das, was ich tagtäglich auf den Straßen von Paris sehe, abstumpfen lassen. Gott hat Sie zu diesem Kind geführt, und natürlich müssen Sie tun, was Sie können, um ihm zu helfen. Jetzt ist es zu spät, um die Landowskis zu stören. Heute Nacht kann der Kleine auf einer Pritsche in der Küche schlafen. Ich habe einen Schlüssel und schließe ihn ein, damit Landowskis wertvoller Christus nicht in Gefahr ist. Leider weiß man nie, was im Kopf eines Straßenkindes wie ihm vorgeht. Ich schlafe heute Nacht im Atelier und passe auf. Schaffen Sie es, ihn hineinzutragen?«

»Ja. Danke, Laurent.«

»Ich gehe zu Ihrem Fahrer und sage ihm, dass es noch dauern könnte.« Laurent half Bel mit dem schlafenden Jungen im Arm auf die Beine.

»Er ist leicht wie eine Feder«, flüsterte Bel und betrachtete sein unschuldiges Jungengesicht.

Laurent beobachtete, wie sie das Kind vorsichtig ins Atelier trug, um es nicht zu wecken. Als er mit Bels Fahrer sprach, traten ihm selbst Tränen in die Augen.

Sie wartete, das Kind in den Armen, auf dem Stuhl auf ihn, auf dem sie jeden Tag saß, wenn er an ihrer Skulptur arbeitete.

»Ich richte ihm eine Pritsche in der Küche«, sagte Laurent, der sich fragte, wie Landowski reagieren würde, wenn er am folgenden Morgen ein schmutziges Straßenkind in seinem Atelier vorfand.



Kurz darauf trug Bel das Kind in den Küchenbereich und legte es sanft auf die Pritsche. »Ich sollte ihm wenigstens das Gesicht waschen und versuchen, seine Wunde zu säubern. Haben Sie ein sauberes Tuch und Desinfektionsmittel?«

»Ja, das müsste hier irgendwo sein«, antwortete Laurent und holte das Mittel aus einem Schrank. Dann verließ er den Raum, um wenig später mit einer weißen Binde zurückzukehren, die sonst für Gipsgussformen verwendet wurde, und reichte sie Bel.

»Haben Sie Verbandszeug?«, erkundigte sie sich, aber er schüttelte den Kopf. Also verband sie den Jungen mit der Binde. Der zuckte kurz zusammen, jedoch ohne aufzuwachen.

»Er fröstelt, weil er Fieber hat. Wir müssen ihn zudecken«, erklärte sie Laurent, der sofort seine eigene Decke brachte.

»Ich bleibe eine Weile bei ihm und tupfe ihn mit kaltem Wasser ab, um das Fieber zu senken und ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben«, sagte Bel.

Laurent nickte und ging ins Atelier nebenan, wo er die Pritsche für sich selbst richtete.

»Mein Kleiner«, flüsterte sie, kühlte die Stirn des Jungen mit einem in Wasser getauchten Lappen und strich ihm über die Haare, »hab keine Angst, wenn du morgen früh aufwachst, und ich bin nicht da. Ich verspreche dir, mich später um dich zu kümmern. Aber jetzt muss ich gehen. Schlaf gut.«

Als Bel sich erheben wollte, schoss plötzlich eine kleine Hand unter der Decke hervor und hielt sie am Rock fest. Der Junge sah sie mit großen Augen an und sagte in fließendem Französisch: »Was Sie heute für mich getan haben, Mademoiselle, werde ich Ihnen nie vergessen.« Dann drehte er sich mit einem zufriedenen Seufzen weg und schloss die Augen wieder.

»Ich muss gehen«, erklärte Bel Laurent, als sie aus dem Küchenbereich kam. »Wo ist der Schlüssel fürs Gefängnis?«, fügte sie spöttisch hinzu.

»Izabela, Sie wissen, dass ich ihn nur einschließe, um den Professor und seine Familie zu schützen. Das hier ist ihr Haus, in

dem sich sein Kunstwerk befindet«, erinnerte er sie und deutete auf die halb vollendete Christusfigur.

»Ja, natürlich. Aber bitte versprechen Sie mir, dem Jungen, wenn er morgen früh aufwacht, zu sagen, dass er in Sicherheit ist. Abends werde ich dem Professor selbst alles erklären; schließlich bin ich an dem Durcheinander schuld. Jetzt muss ich wirklich gehen. Ich denke lieber nicht daran, wie wütend Senhora da Silva Costa sein wird.«

»Izabela ... Bel ...« Laurent zog sie zu sich heran und legte die Arme um sie. »Sie haben eine schöne Seele in einem schönen Körper. Diese Farce ertrage ich nicht länger. Bitte sagen Sie es, wenn ich Sie loslassen soll. Nach dem heutigen Abend, an dem ich Ihr Mitgefühl gesehen habe, bin ich verloren ...« Er schüttelte den Kopf. »Wenigstens möchte ich noch Ihre Lippen auf den meinen spüren.«

Bel wusste, dass sie am Rand eines Abgrunds stand und springen würde.

»Ja«, murmelte sie, und er küsste sie.

Und in der Küche daneben schlief der kleine Junge das erste Mal seit Monaten friedlich.

## XXV

Am folgenden Tag betrat Bel um fünf Uhr bang das Atelier. Nicht nur des Jungen wegen, sondern auch, weil sie nicht wusste, ob Laurents Liebeserklärung und der Kuss lediglich der emotional aufgeladenen Atmosphäre des vergangenen Abends zuzuschreiben gewesen waren.

»Aha!«, begrüßte Landowski sie, der sich nach getaner Arbeit säuberte. »Die heilige Izabela höchstpersönlich!«

»Wie geht es ihm, Professor?«, erkundigte sie sich verlegen.

»Ihr Findling isst gerade mit meinen Kindern«, antwortete Landowski. »Wie Sie hat sich meine Frau, als er wie eine ausgehungerte Ratte auf dem Küchenboden lag, sofort seiner erbarmt. Allerdings hat sie darauf bestanden, ihn draußen im Garten abzuspritzen, und ihn aus Angst vor Läusen von Kopf bis Fuß mit Karbalseife abgeschrubbt. Dann hat sie ihn in eine Decke gewickelt und in unserem Haus ins Bett gesteckt.«

»Danke, Professor. Tut mir leid, dass ich Ihnen solche Umstände mache.«

»Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich ihn mit einem Fußtritt auf die Straße befördert, wo er hingehört, aber ihr Frauen habt eben ein weiches Herz. Und wir Männer sind euch dankbar dafür«, fügte er sanft hinzu.

»Hat er Ihnen verraten, woher er kommt?«

»Nein, bis jetzt hat er kein einziges Wort von sich gegeben. Meine Frau hält ihn für stumm.«

»Monsieur, ich weiß, dass er nicht stumm ist, denn gestern Abend hat er mit mir geredet.«

»Tatsächlich? Das ist ja interessant.« Landowski nickte nach-

denklich. »Tja, noch will er seine Redegabe aber anscheinend niemandem sonst offenbaren. Er trägt übrigens einen Lederbeutel am Körper, den meine Frau beim Ausziehen entdeckt hat. Und er hat geknurrte wie ein tollwütiger Hund, als sie ihm den vor dem Waschen wegnehmen wollte. Wir werden sehen. Ich vermute, dass er aus Polen stammt. Landsleute erkennen einander, wissen Sie. Auf Wiedersehen.«

Als Landowski das Atelier verließ und Bel sich umdrehte, sah sie Laurent, der sie mit verschränkten Armen anlächelte.

»Sind Sie nun, da Ihr kleiner Schützling versorgt ist, zufrieden?«

»Danke für Ihre Hilfe.«

»Wie geht es Ihnen heute, Bel?«

»Gut, danke, Monsieur«, flüsterte sie und wich seinem Blick aus.

»Sie bedauern nicht, was gestern Abend zwischen uns vorgefallen ist?« Er streckte die Hände nach ihr aus.

Sie ergriff sie schüchtern. »Nein, keine Sekunde.«

»Gott sei Dank«, seufzte er, zog sie in den Küchenbereich, wo man sie nicht durchs Fenster beobachten konnte, und küsste sie noch einmal leidenschaftlich.

So begann ihre, abgesehen von den Küssen, unschuldige Liebesgeschichte. Sie wussten beide um das Risiko, von Landowski ertappt zu werden, der hin und wieder unangekündigt im Atelier auftauchte, um seinen halb fertigen Christus zu begutachten. Laurent arbeitete schneller denn je an Bels Skulptur, damit sie mehr Zeit füreinander hatten.

»Izabela, uns bleiben nur noch so wenige Tage miteinander. Nächste Woche um diese Zeit wirst du aus meinem Leben segeln«, sagte er eines Abends zu ihr, die Arme um sie, ihr Kopf an seiner Schulter. »Wie soll ich das nur ertragen?«

»Und ich erst?«

»Bei unserer ersten Begegnung habe ich selbstverständlich

deine Schönheit bewundert und dir, das muss ich zugeben, den Hof gemacht«, gestand er und hob ihr Kinn ein wenig an, sodass er ihr in die Augen blicken konnte. »Aber dann, als du mir Tag für Tag Modell gesessen und begonnen hast, mir deine Seele zu offenbaren, musste ich plötzlich, noch lange nachdem du weg warst, an dich denken. Und an jenem Abend, als ich dein Mitgefühl für den Jungen erlebt habe, wurde mir klar, dass ich dich liebe.« Laurent schüttelte seufzend den Kopf. »Das ist das erste Mal für mich. Ich hätte nicht gedacht, dass ich je so für eine Frau empfinden würde. Zu meinem Unglück passiert mir das ausge-rechnet bei einer, die einem anderen versprochen ist und die ich nie wiedersehen werde. Eine tragische Situation, die manch einer meiner Schriftstellerfreunde in einem seiner Romane oder Gedichte verewigen würde. Für mich ist sie allerdings bedauerlicher Weise Realität.«

»Ja, leider«, seufzte Bel.

»*Ma chérie*, wir müssen das Beste aus der Zeit machen, die uns bleibt.«

Bel, die ihre letzte Woche in Paris wie in Trance verbrachte, war unfähig, an ihre unmittelbar bevorstehende Abreise zu denken. Sie sah zu, wie eine Bedienstete ihren Schrankkoffer in ihr Zimmer brachte und zu packen begann, als gehörte er jemand anders. Gespräche über ihre Heimreise sowie über Maria Georgianas Bedenken, weil Bel auf dem Schiff unbegleitet sein würde, bekam sie nur am Rande mit.

»Leider lässt sich das nicht ändern, denn Sie müssen zurück, um sich auf Ihre Hochzeit vorzubereiten. Aber bitte versprechen Sie mir, das Schiff nicht zu verlassen, wenn es an einem der Häfen, besonders in Afrika, anlegt.«

»Natürlich«, antwortete Bel. »Mir passiert schon nichts.«

»Ich habe mich mit dem Büro der Schifffahrtsgesellschaft in Verbindung gesetzt und die Antwort erhalten, dass man eine geeignete ältere Dame als Reisebegleiterin für Sie finden wird.«

»Danke, Senhora.« Bel hörte nur mit halbem Ohr zu, weil sie gerade dabei war, ihren Hut festzustecken, um ins Atelier zu gehen, und ihre Gedanken bereits bei Laurent waren.

»Heitor sagt, Ihre Skulptur sei fast fertig. Heute Abend wird Ihr letzter Abend in Landowskis Atelier sein. Morgen möchte unsere Familie Ihnen zu Ehren ein Abschiedsessen geben«, verkündete Maria Georgiana lächelnd.

Bel sah sie mit kaum verhohlenen Schrecken an. Als sie merkte, wie unhöflich das wirken musste, sagte sie hastig: »Danke, Senhora. Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

Auf der Fahrt zum Atelier wurde ihr mit Entsetzen bewusst, dass dies ihr allerletzter Abend mit Laurent sein würde.

Laurent empfing sie mit stolzer Miene.

»Ich habe heute Nacht, nachdem du weg warst, deine Skulptur fertiggestellt«, verkündete er und deutete auf sein Werk, das unter einem Tuch verborgen war. »Möchtest du sie sehen?«

»Ja, sehr gern«, murmelte sie, weil sie Laurent nicht die Freude verderben wollte.

Er zog mit großer Geste das Tuch weg.

Als Bel ihr Ebenbild betrachtete, reagierte sie wie die meisten Modelle unsicher. Er hatte ihre Form genau erfasst, und das Gesicht der Skulptur war das ihre. Doch am deutlichsten spürte sie die Gelassenheit, die die Skulptur ausstrahlte, als hätte er sie in einem Moment tiefer Kontemplation festgehalten.

»Ich wirke so ... einsam. Und traurig. Sie ist ... schlicht, hat so überhaupt nichts Leichtes.«

»Genau diesen Stil lehrt Landowski, und genau deswegen bin ich in seinem Atelier. Er hat mein Werk heute begutachtet und sagt, dass es das beste ist, was ich je geschaffen habe.«

»Das freut mich für dich, Laurent.«

»Vielleicht wirst du sie eines Tages in einer Ausstellung sehen und wissen, dass du das bist. Sie wird dich an mich erinnern und an die wunderschöne Zeit, die wir einmal miteinander in Paris verbracht haben.«

»Bitte nicht!«, stöhnte sie. »Das ertrage ich nicht.«

»Izabela, nicht weinen.« Er legte tröstend einen Arm um ihre Schulter. »Glaube mir, wenn ich etwas an der Situation ändern könnte, würde ich es tun. Vergiss nicht: Ich bin frei; *du* bist es leider nicht.«

»Ich weiß. Und heute ist unser letzter gemeinsamer Abend. Gerade hat Maria Georgiana mir eröffnet, dass die Familie da Silva Costa morgen mir zu Ehren ein Essen geben will. Tags darauf besteige ich das Schiff nach Rio. Außerdem bist du ja jetzt fertig mit mir.« Bel deutete traurig auf sein Werk.

»Bel, mit dir habe ich gerade erst angefangen.«

Sie vergrub das Gesicht an seiner Schulter. »Was können wir tun?«

Kurzes Schweigen, dann antwortete Laurent: »Geh nicht zurück nach Brasilien, Izabela. Bleib hier bei mir in Paris.«

Bel, die ihren Ohren kaum traute, holte tief Luft.

Er nahm ihre Hand, zog sie zu der Bank und setzte sich neben sie. »Du weißt, dass ich dir im Vergleich zu deinem reichen Verlobten nichts bieten kann. Ich habe lediglich ein Mansardenzimmer in Montparnasse, in dem es im Winter eisig kalt und im Sommer brütend heiß ist. Und diese Hände, mit denen ich mein Schicksal gestalten kann. Aber ich verspreche dir, ich würde dich lieben wie kein anderer Mann, Izabela.«

Bel saugte seine Worte so begierig in sich auf wie ein Ertrinkender Wassertropfen. Zum ersten Mal konnte sie sich tatsächlich eine Zukunft mit ihm vorstellen ... und die wirkte so verführerisch auf sie, dass sie das Bild sofort beiseiteschob.

»Laurent, du weißt, dass das nicht geht. Es würde meine Eltern ins Grab bringen; meine Heirat mit Gustavo ist das Ziel aller Träume für meinen Vater, darauf hat er sein ganzes Leben hingearbeitet. Das kann ich ihm und meiner geliebten Mutter nicht antun.«

»Ich verstehe, dass du das nicht kannst, aber bevor du abreist, wollte ich dir sagen, wie sehr ich es mir wünschen würde.«

»Ich bin nicht wie du.« Bel schüttelte den Kopf. »Vielleicht liegt es daran, dass sich unsere Welten so sehr unterscheiden, oder auch einfach nur daran, dass du ein Mann bist und ich eine Frau bin. In meinem Land ist die Familie alles.«

»Das muss ich akzeptieren. Obwohl ich finde, dass es einen Punkt gibt, an dem man aufhören sollte, nur an andere zu denken. Einen Mann zu heiraten, den du nicht liebst, und dich in ein Leben zu fügen, das du nicht willst – also letztlich dein Glück zu opfern –, scheint mir sogar für eine sehr hingebungsvolle Tochter zu weit zu gehen.«

»Mir bleibt nichts anderes übrig«, entgegnete Bel verzweifelt.

»Ich kann verstehen, warum du das glaubst, aber wir Menschen besitzen einen freien Willen, der uns von den Tieren unterscheidet. Und ...«, Laurent schwieg kurz, »... was ist mit deinem Verlobten? Du sagst, er liebt dich?«

»Ja, das glaube ich.«

»Wie wird er damit zurechtkommen, dass er mit einer Frau verheiratet ist, die ihm nicht die gleichen Gefühle entgegenbringen kann? Wird sein Wissen darum, dass du ihn aus Pflichtgefühl heiratest, ihm am Ende die Seele zerfressen?«

»Meine Mutter meint, dass ich lernen werde, ihn zu lieben, und das muss ich ihr glauben.«

»Nun denn.« Laurent nahm den Arm von ihrer Schulter. »Dann kann ich dir nur viel Glück und ein zufriedenes Leben wünschen.« Er erhob sich und ging in den Hauptraum des Ateliers.

»Bitte, Laurent. Dies sind unsere letzten Minuten miteinander«, flehte sie ihn an.

»Izabela, ich habe gesagt, was ich sagen kann. Ich habe dir meine Liebe erklärt und dich gebeten, nicht nach Hause zurückzukehren, sondern hier bei mir zu bleiben.« Er zuckte traurig mit den Achseln. »Mehr kann ich nicht tun. Versuch doch zu begreifen, wie es für mich ist, wenn du mir erklärst, dass du eines Tages deinen Mann lieben wirst.«



Bels Herz klopfte wie wild, und ihr war körperlich übel. Sie beobachtete, wie Laurent die Skulptur wieder mit dem Tuch bedeckte und sie vor ihren Blicken verbarg wie einen geliebten Verwandten, der gerade das Zeitliche gesegnet hat. Sie stand auf.

»Laurent, bitte, lass mir Zeit zum Überlegen ... Ich muss nachdenken«, schluchzte sie und legte die Finger an die Schläfen.

Laurent schwieg einige Sekunden lang unsicher. »Du wirst nicht mehr ins Atelier kommen. Deshalb eine letzte Frage: Können wir uns morgen Nachmittag in Paris treffen?«

»Hat das denn einen Sinn?«

»Ich bitte dich darum, Izabela. Sag mir, wo und wann.«

Als sie ihm in die Augen blickte, war ihr klar, dass sie ihm diese Bitte nicht abschlagen konnte. »Am Südeingang des Parks Ecke Avenue de Marigny/Avenue Gabriel. Warte dort um drei auf mich.«

Er nickte. »Ich werde dort sein. Gute Nacht, meine Bel.«

Weil alles gesagt war, verließ Bel das Atelier. Im Garten entdeckte sie den kleinen Jungen, der zum Sternenhimmel hinaufblickte.

Sie begrüßte ihn. »Du siehst schon viel besser aus. Wie geht es dir?«

Als er nickte, wusste sie, dass er sie verstand.

»Ich verlasse übermorgen Frankreich und kehre in meine Heimat Brasilien zurück.« Bel nahm ein kleines Notizbuch und einen Stift aus der Handtasche und schrieb etwas auf. »Falls du jemals etwas brauchen solltest: Melde dich bei mir. Hier ist mein Name, und darunter steht die Adresse meiner Eltern.« Sie riss das Blatt Papier aus dem Notizbuch und gab es dem Jungen, der es las, wobei seine Lippen die Wörter formten. Dann griff sie noch einmal in ihre Tasche und holte einen Zwanzig-Francis-Schein heraus. Sie drückte ihn ihm in die Hand, beugte sich ein wenig vor und küsste ihn auf die Stirn.

»Auf Wiedersehen, *querido*, und viel Glück.«

Wenn Bel später auf ihre Zeit in Paris zurückblickte, erinnerte sie sich vor allen Dingen an die langen, schlaflosen Nächte. Während Maria Elisa tief und fest schlummerte, zog Bel oft die Vorhänge ein wenig zurück und setzte sich ans Fenster, um die Pariser Straßen zu beobachten und von den Abenteuern zu träumen, die draußen ihrer harrten.

Die Nacht, in der sie die heiße Stirn gegen das kühle Glas drückte, war die längste von allen, denn die Antworten auf die Fragen, die sie sich stellte, würden ihre weitere Zukunft bestimmen.

Als die Dämmerung hereinbrach und ihre Entscheidung getroffen war, kroch sie düsterer Stimmung ins Bett zurück.

»Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden«, erklärte sie, und Laurents letzte Hoffnung zerstob wie der Staub zu ihren Füßen. »Ich kann meine Eltern nicht hintergehen. Das musst du verstehen.«

Mit gesenktem Blick presste er hervor: »Ja, das verstehe ich.«

»Es ist das Beste, wenn ich jetzt gehe. Danke, dass du dich noch einmal mit mir getroffen hast. Ich wünsche dir alles Gute für die Zukunft. Bestimmt werde ich eines Tages von dir und deinen Skulpturen hören.« Bel küsste ihn – jeder einzelne Muskel ihres Körpers angespannt von der Anstrengung, ihre Gefühle im Zaum zu halten – auf die Wange. »Auf Wiedersehen, Laurent. Gott sei mit dir.«

Dann entfernte sie sich von ihm.

Wenige Sekunden später spürte sie seine Hand auf ihrer Schulter.

»Bel, bitte, falls du es dir jemals anders überlegen solltest: Ich warte auf dich. *Au revoir*, meine Liebe.« Mit diesen Worten eilte er davon.

## XXVI

Irgendwie gelang es Bel, die folgenden vierundzwanzig Stunden und das Abschiedsessen zu überstehen, das die da Silva Costas für sie gaben.

»Leider werden wir zu Ihrer Hochzeit nicht da sein und nicht mit Ihnen feiern können«, sagte Heitor, als die Familie mit Champagner auf sie anstieß. »Aber wir möchten Ihnen und Ihrem Verlobten alles erdenklich Gute und Glück wünschen.«

Nach dem Essen überreichten sie ihr zur Erinnerung an ihre Zeit in Frankreich eine wunderschöne Kaffeekanne aus Limoges-Porzellan und die dazugehörigen Tassen. Als sich alle vom Tisch erhoben, bedachte Heitor Bel mit einem Lächeln.

»Freuen Sie sich auf zu Hause, Izabela?«

»Ja, auf meine Familie. Und natürlich auf meinen Verlobten«, fügte sie hastig hinzu. »Aber Paris wird mir sehr fehlen.«

»Vielleicht werden Sie, wenn Sie das *Cristo*-Monument auf dem Corcovado sehen, Ihren Kindern einmal erzählen, dass Sie bei seiner Entstehung dabei waren.«

»Ja, und darauf bin ich stolz«, sagte Bel. »Wie kommen Sie damit voran?«

»Wie Sie wissen, hat Landowski das Vier-Meter-Modell fast fertig. Jetzt muss ich nach einem Raum suchen, in dem genug Platz für mich und meine Leute ist, es auf dreißig Meter zu vergrößern. Nächste Woche will Landowski mit der Arbeit an Händen und Kopf in Originalgröße beginnen. Bei unserem letzten Treffen hat er mir gesagt, dass er Senhor Brouilly Gussformen von Ihnen und Senhorita Lopes de Almeidas Händen als möglichen Prototypen hat machen lassen. Wer weiß, eines Tages wer-

den Ihre schmalen Hände vielleicht vom Corcovado aus Rio den Segen erteilen.«

Maria Georgiana bestand darauf, Bel mit Maria Elisa zum Schiff zu begleiten. Zum Glück ließ sie die jungen Frauen, sobald Bel sich in ihrer Kabine eingerichtet hatte, einige Minuten allein, um mit dem Zahlmeister zu sprechen. »Viel Glück, liebste Izabela«, sagte Maria Elisa und gab Bel zum Abschied einen Kuss.

»Ich versuche mein Bestes«, antwortete Bel.

»Stimmt irgendetwas nicht?«, erkundigte sich Maria Elisa mit besorgtem Blick.

»Wahrscheinlich bin ich nervös wegen der Hochzeit«, antwortete Bel.

»Schreib mir und erzähl mir alles darüber. Wir sehen uns, wenn ich auch wieder zu Hause in Rio bin. Bel ...«

»Was ist?«

Die Schiffsglocke signalisierte, dass es noch dreißig Minuten bis zum Ablegen waren.

»Vergiss die Zeit in Paris nicht, aber versuch bitte auch, die Zukunft mit Gustavo zu akzeptieren.«

Bel war klar, was Maria Elisa ihr damit sagen wollte.

»Das verspreche ich.«

Da kehrte Maria Georgiana in die Kabine zurück. »Es war so viel los, dass ich nicht persönlich mit dem Schiffszahlmeister sprechen konnte, aber gehen Sie auf jeden Fall zu ihm und stellen Sie sich ihm vor. Er weiß, dass Sie allein reisen, und wird bestimmt eine passende Person als Anstandsdame finden.«

»Ja, natürlich. Auf Wiedersehen, Senhora da Silva Costa. Danke für alles.«

»Und verlassen Sie dieses Schiff nicht, bevor Sie nicht sicher in Pier Mauá anlegen. Sobald Sie wieder bei Ihren Eltern sind, hätte ich gern ein Telegramm.«

»Ich schicke es sofort los, wenn ich zu Hause bin.«

Bel begleitete sie an Deck und verabschiedete sich endgültig

von ihnen. Sobald sie weg waren, trat sie an die Reling, um zum Hafen von Le Havre hinüberzuschauen, weil sie wusste, dass dies ihr letzter Blick auf Frankreich sein würde.

Irgendwo im Süden lag Paris, und dort war Laurent.

Als das Schiff ablegte, sah Bel zur Küste hinüber, bis diese am Ende mit dem Horizont verschmolz.

»Auf Wiedersehen, mein Geliebter«, flüsterte sie und kehrte niedergeschlagen in ihre Kabine zurück.

An jenem Abend nahm Bel das Essen in ihrer Kabine ein, weil sie sich nicht vorstellen konnte, die fröhliche Atmosphäre im Speisesaal voller Menschen zu ertragen, die sich auf die Reise freuten. Im Bett spürte sie das leichte Schaukeln des Schiffs, und als die Nacht hereinbrach, sah sie durchs Bullauge, wie es draußen allmählich so dunkel wurde wie in ihrem Herzen.

Würde der schreckliche Schmerz nachlassen, wenn sie das feste Land verließ und mit dem Schiff in Richtung Heimat reiste?, hatte sie sich immer wieder gefragt. Schließlich würde sie ihre geliebten Eltern und ihre Heimat wiedersehen.

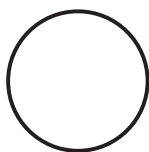
Die Planungen für die Hochzeit waren in vollem Gange, und Antonio hatte ihr in einem Brief aufgeregt mitgeteilt, dass sie in Rios wunderschöner Kathedrale heiraten würden, eine Ehre, die nur wenigen zuteilwurde.

Doch so sehr sie sich auch bemühte, sich zu freuen: Als das Schiff sich weiter und weiter von Laurent entfernte, fühlte sich ihr Herz so schwer an wie die großen Steinbrocken im hinteren Teil von Landowskis Atelier.

»Heilige Jungfrau Maria«, betete sie, und Tränen rollten über ihre Wangen aufs Kissen, »bitte gib mir die Kraft, ohne ihn zu leben.«

MAIA

*Juni 2007*



Vollmond  
13; 49; 44

## XXVII

Als ich den letzten Brief gelesen hatte, war es nach Mitternacht. Izabela Bonifacio reiste mit dem Schiff zu dem Mann zurück, den sie nicht liebte, und kehrte Laurent Brouilly den Rücken.

*L a u ...*

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Die drei Buchstaben auf der Rückseite der Fliese gehörten zu Laurent, Bels heimlicher Liebe. Und die Skulptur der Frau auf dem Stuhl im Garten der Casa war bestimmt die, für die Bel während ihrer aufregenden Tage in Paris Modell gesessen hatte. Wie diese allerdings übers Meer nach Brasilien gelangt war, konnte ich mir nicht vorstellen.

Am folgenden Tag würde ich nicht nur die Briefe noch einmal lesen – sicher waren mir in meiner Spannung auf den Fortgang der Geschichte viele Details entgangen –, sondern mich auch im Internet über Monsieur Laurent Brouilly informieren, dessen Name mir bekannt vorkam. Doch jetzt schlüpfte ich müde aus den Kleidern, zog die Decke hoch und schlief, die Hand auf den Briefen, ein.

Und wurde durch ein lautes, unangenehmes Geräusch geweckt, das meine verwirrten Sinne erst nach ein paar Sekunden als das Klingeln des Telefons neben meinem Bett erkannten. Ich streckte die Hand nach dem Hörer aus, hielt ihn ans Ohr und murmelte: »Hallo?«

»Maia, ich bin's, Floriano. Wie fühlen Sie sich?«

»Besser, danke«, antwortete ich mit schlechtem Gewissen, weil ich ihn am Abend zuvor belogen hatte.

»Prima. Sind Sie fit genug für ein Treffen? Ich habe Neuigkeiten für Sie.«

*Und ich für Sie*, dachte ich. »Natürlich.«

»Es ist schönes Wetter, wir könnten einen Strandspaziergang machen. Soll ich Sie um elf in der Hotelhalle abholen?«

»Ja. Aber Floriano, falls Sie anderes zu tun haben ...«

»Maia, ich bin Schriftsteller, jede Ablenkung von der Schreibtischarbeit ist mir willkommen. Bis in einer Stunde.«

Nachdem ich im Zimmer gefrühstückt hatte, las ich die ersten Briefe noch einmal. Dann duschte ich rasch und betrat die Lobby pünktlich um elf.

Floriano, der mich bereits erwartete, las gerade in Papieren aus einer dicken Plastikmappe auf seinem Schoß.

»Guten Morgen«, begrüßte ich ihn.

»Guten Morgen«, antwortete er und hob den Blick. »Sie sehen erholt aus.«

»Ja, mir geht's auch gut«, sagte ich, setzte mich neben ihn und beschloss, ihm die Wahrheit zu gestehen. »Floriano, nicht nur mein Magen hat mich in meinem Zimmer gehalten. Yara, die Bedienstete von Senhora Carvalho, hat mir gestern, kurz bevor wir die Casa verließen, ein Päckchen zugesteckt und mir das Versprechen abgenommen, Stillschweigen darüber zu bewahren.«

»Verstehe.« Floriano hob eine Augenbraue. »Was war in dem Päckchen?«

»Briefe, die Izabela Bonifacio damals an ihre Zofe geschrieben hat, an eine gewisse Loen Fagundes, Yaras Mutter.«

»Aha.«

»Tut mir leid, dass ich Ihnen gestern nicht davon erzählt habe. Ich wollte sie vorher gelesen haben. Und bitte versprechen Sie mir, mit niemandem darüber zu reden. Yara hatte schreckliche Angst davor, dass Senhora Carvalho das mit den Briefen herausfinden könnte.«

»Natürlich.« Er nickte. »Schließlich ist es die Geschichte Ihrer Familie, nicht der meinen. Ihnen scheint es schwerzufallen, an-



deren Vertrauen zu schenken. Bestimmt haben Sie viele Geheimnisse. Wollen Sie mir verraten, was in den Briefen steht? Es liegt ganz bei Ihnen; ich bin nicht beleidigt, wenn Sie es nicht tun.«

»Selbstverständlich sage ich es Ihnen«, antwortete ich, verunsichert durch seine scharfsinnige Einschätzung meiner Person, die mit der von Pa Salt in seinem Abschiedsbrief übereinstimmte.

»Unterhalten wir uns im Gehen.«

Wir überquerten die Straße zu der breiten Strandpromenade. An den zahlreichen Ständen, die frisches Kokoswasser, Bier und Snacks an die Badenden verkauften, drängten sich bereits Menschen.

»Wir gehen zur Copacabana. Dort zeige ich Ihnen, wo Ihre Urgroßmutter Hochzeit gefeiert hat.«

»Und ihren achtzehnten Geburtstag.«

»Ja, auch davon habe ich Fotos aus den Zeitungsarchiven der *biblioteca*. Erzählen Sie mir doch, was Sie herausgefunden haben, Maia.«

Während wir den Strand von Ipanema entlangschlenderten, berichtete ich ihm so detailliert wie möglich, was ich aus den Briefen wusste.

Und als wir die Copacabana erreichten, gingen wir zum berühmten Copacabana Palace Hotel, das weiß und frisch renoviert in der Sonne erstrahlte.

»Eindrucksvoll«, bemerkte ich mit einem Blick auf die Fassade. »Nun begreife ich, warum Bels und Gustavos Hochzeit hier stattfinden musste. Ich kann mir vorstellen, wie sie in ihrem wunderschönen Brautkleid von den Reichen und Schönen Rios gefeiert wurde.«

Weil die Morgensonne schon ziemlich heiß herunterbrannte, setzten wir uns unter einen Sonnenschirm an einem der Stände am Strand. Floriano bestellte ein Bier für sich und ein Kokoswasser für mich.

»Mein Freund im Museu da República hat die beiden Namen auf der Rückseite der Fliese entziffert. Am Datum und an der

Inschrift tüftelt er noch, aber die Namen sind definitiv ›Izabela Aires Cabral‹ und ›Laurent Brouilly‹. Und die Briefe bestätigen, in wen Bel sich in Paris verliebt hat. Aus ihm wurde später übrigens ein bekannter französischer Bildhauer. Hier.« Floriano nahm einige Ausdrucke aus seiner Plastikmappe und reichte sie mir. »Eine Auswahl seiner Arbeiten.«

Ich betrachtete die körnigen Fotos von Laurent Brouillys Skulpturen. In der Hauptsache handelte es sich um schlichte Menschenfiguren ähnlich der, die ich im Garten der Casa das Orquídeas gesehen hatte. Dazu kamen ziemlich viele Darstellungen von Männern in altmodischen Soldatenuniformen.

»Er hat sich im Zweiten Weltkrieg einen Namen als Bildhauer gemacht und in der Résistance gekämpft«, erklärte Floriano. »Von Wikipedia weiß ich, dass er für seine Tapferkeit ausgezeichnet wurde. Ein sehr interessanter Mann und ziemlich attraktiv. Hier ist ein Foto von ihm.«

Mit seinen markanten Gesichtszügen, dem kantigen Kinn und den hohen Wangenknochen wirkte Laurent darauf sehr französisch.

»Und das sind Gustavo und Izabela an ihrem Hochzeitstag.«

Gustavo hätte sich nicht stärker von Laurent unterscheiden können. Sein schmaler Körper und sein kleiner, spitzer Kopf erklärten, warum Bel und Maria Elisa ihn als Frettchen bezeichnet hatten. Aber ich sah auch die Wärme in seinen Augen.

Als ich mich Izabela zuwandte, die mir so ähnlich war, fiel mein Blick auf ihre Halskette.

»Gütiger Himmel!«

»Was?«

»Schauen Sie.« Ich deutete darauf, während die Finger meiner anderen Hand sich unwillkürlich um den Mondstein an meinem Hals schlossen.

Er verglich das Schmuckstück auf dem Foto mit dem meinen. »Ja, Maia. Es scheint sich um ein und denselben Stein zu handeln.«

»Deswegen hat Yara mir die Briefe gegeben. Sie hat gesagt, sie hätte die Halskette erkannt.«

»Glauben Sie nun endlich, dass Sie mit den Aires Cabrals verwandt sind?«

»Ja«, antwortete ich, zum ersten Mal wirklich davon überzeugt. »Das ist ein unwiderlegbarer Beweis.«

»Stimmt Sie das glücklich?«

»Ja, aber ...« Ich legte die Bilder seufzend weg.

Floriano zündete sich eine Zigarette an. »Was?«

»Sie hat den Mann, den sie liebte, in Frankreich verlassen, um in Rio Gustavo Aires Cabral zu heiraten, den sie nicht liebte. Das ist sehr traurig.«

»Haben Sie eine romantische Ader, Maia?«

»Eigentlich nicht, doch wenn Sie die Briefe gelesen hätten, die Izabela ihrer Zofe über ihre Liebe zu Laurent Brouilly geschrieben hat, wären Sie von der Geschichte auch gerührt.«

»Ich hoffe, dass ich sie bald lesen darf.«

»Natürlich. Auch wenn Izabelas Gefühle für Laurent vielleicht nur Schwärmerei waren.«

»Kann sein«, pflichtete er mir bei. »Aber warum hat Ihr Vater Ihnen dann die Fliese als Hinweis auf Ihre Geschichte gegeben? Ein Foto von Izabela und ihrem Mann hätte doch genügt.«

»Ich weiß es nicht«, seufzte ich. »Und möglicherweise werde ich es auch nie erfahren. Nach dem Oktober 1928, als sie Paris verlassen hatte, um nach Rio zurückzukehren, habe ich keine Briefe mehr. Folglich muss ich davon ausgehen, dass sie Gustavo geheiratet und hier mit ihm eine Familie gegründet hat.«

»Ich glaube nicht, dass das schon alles ist«, entgegnete Floriano und reichte mir ein weiteres fotokopiertes Bild. »Das wurde im Januar 1929 aufgenommen. Es zeigt die Gipsgussform vom Kopf des *Cristo*, kurz nachdem sie aus dem Schiff von Frankreich ausgeladen worden war. Das merkwürdige Ding daneben ist eine riesige Handfläche. Auf diesem Foto sind zwei Männer zu erkennen. Einer von ihnen ist Heitor Levy, der Projektleiter für

den *Cristo*. Sehen Sie sich nun den anderen genauer an.« Floriano zeigte auf ihn.

Ich betrachtete die Züge des Mannes, der an der Hand des *Cristo* lehnte, und verglich sie mit dem Bild, das Floriano mir kurz zuvor gegeben hatte.

»Mein Gott, das ist ja Laurent Brouilly!«

»Ja, genau.«

»Dann war er also hier in Rio?«

»Es scheint so. Bestimmt ist er des *Cristo*-Projekts wegen von Frankreich hergekommen.«

»Oder um Izabela zu sehen?«, fragte ich.

»Als Historiker sollte man niemals Mutmaßungen anstellen. Sie kennen aus den Briefen ja nur Izabelas Gefühle für Laurent. Wir wissen nicht, ob er sie erwidert hat«, erinnerte Floriano mich.

»Stimmt. Aber in ihren Briefen schreibt sie, sie habe in Paul Landowskis Atelier für die Skulptur Modell gesessen, die nun im Garten der Casa das Orquídeas steht. Außerdem erzählt sie ihrer Zofe Loen, dass Laurent sie angefleht hat, in Frankreich zu bleiben und nicht nach Brasilien zurückzukehren. Ob er ihr hierhergefolgt ist? Wie sollen wir herausfinden, ob sie sich nach seiner Ankunft in Rio gesehen haben?«

»Wir fragen Ihre Freundin Yara, das Dienstmädchen«, meinte Floriano achselzuckend. »Wenn sie Ihnen diese Briefe gegeben hat, will sie wohl, aus welchem Grund auch immer, dass Sie die Wahrheit erfahren.«

»Aber sie hat schreckliche Angst vor ihrer Herrin. Mir die Briefe zu überlassen ist die eine Sache, mit mir über das zu sprechen, was sie sonst noch über meine Herkunft weiß, eine ganz andere.«

»Seien Sie nicht so pessimistisch. Sie hat Ihnen genug vertraut, um Ihnen die Briefe auszuhändigen. Wie wär's, wenn wir jetzt in Ihr Hotel zurückgehen, damit ich sie lesen kann?«

»Gut.«

Während Floriano in meiner Suite Bels Briefe las, überquerte ich noch einmal die Straße zum Strand von Ipanema und gönnte mir ein erfrischendes Bad in den hohen Wellen des Atlantiks. Als ich mich von der Sonne trocknen ließ, kam ich zu dem Schluss, dass Floriano recht hatte und ich keine Angst davor haben durfte, die Geschichte weiterzuverfolgen, derentwegen ich um die halbe Welt gereist war.

Im warmen Sand überlegte ich, ob mein Zögern etwas damit zu tun hatte, dass jeder Schritt mich der Wahrheit über meine leiblichen Eltern näher brachte. Ich hatte keine Ahnung, ob sie tot waren oder lebten, und auch nicht, wieso Pa Salt mir einen Hinweis gegeben hatte, der mich viel weiter in die Vergangenheit zurückführte, als unbedingt nötig gewesen wäre.

Und warum leugnete Senhora Carvalho so strikt, dass ihre Tochter ein Kind gehabt hatte? Eine junge Frau, die genau im richtigen Alter gewesen war, um meine Mutter zu sein ...

Mir fielen Pa Salts Worte auf der Armillarsphäre ein.

Ich konnte und durfte nicht weglaufen.

»Würden Sie noch einmal mit mir zur Casa fahren, um mehr aus Yara herauszubekommen?«, fragte ich Floriano, als ich ins Hotel zurückkehrte.

»Natürlich«, antwortete er, ohne den Blick von dem Brief zu heben, den er gerade las. »Ich bin bald fertig.«

»Dann dusche ich, während Sie weiterlesen.«

»Okay.«

Ich ging ins Bad, zog mich aus und stellte mich unter die Dusche. Mir war Florianos Anwesenheit im Zimmer daneben sehr bewusst. Ein paar Tage zuvor hatte ich ihn überhaupt noch nicht gekannt, inzwischen gab er mir jedoch durch seine lockere Art das Gefühl, ihn schon lange zu kennen.

Sein Buch, das ich übersetzt hatte, steckte voll philosophischer Überlegungen und rührender Beobachtungen über menschliche Ängste. Deshalb hatte ich jemanden erwartet, der sich selbst sehr

viel ernster nahm als der Mann, der momentan nur wenige Meter von mir entfernt in der Suite saß. Als ich aus dem Bad kam, hatte Floriano die Briefe ordentlich auf einen Stapel gelegt und schaute durchs Fenster hinaus auf den Strand.

»Sollen die in den Safe?«, erkundigte er sich.

»Ja.«

Er reichte sie mir.

»Danke, Maia«, sagte er unvermittelt.

»Wofür?«, fragte ich und gab meinen Code ein.

»Dafür, dass ich diese Briefe lesen durfte. Bestimmt hätten viele meiner Kollegen gern dieses Privileg genossen. Dass Ihre Urgroßmutter dabei war, als unser *Cristo* entstand, unter demselben Dach wie Heitor da Silva Costa und seine Familie lebte und im Atelier von Landowski saß, als er die Gussformen fertigte, ist erstaunlich. Ich fühle mich geehrt«, erklärte er mit einer kleinen Verbeugung.

»Ich muss mich bei Ihnen bedanken, dafür, dass Sie mir geholfen haben, die Teile des Puzzles zusammenzusetzen.«

»Keine Ursache. Fahren wir zur Casa und versuchen, noch ein paar weitere Teile zu finden.«

»Sie müssten draußen warten, Floriano. Ich habe Yara versprochen, niemandem von den Briefen zu erzählen, und will ihr Vertrauen nicht enttäuschen.«

»Dann spiele ich eben nur den Chauffeur für die Senhorita.« Er grinste. »Wollen wir gehen?«

Draußen drückte Floriano auf den Knopf, um den Lift zu holen. Als sich die Türen kurz darauf öffneten und wir hineintraten, merkte ich, dass er mich in den verspiegelten Wänden des Aufzugs musterte.

»Sie haben Farbe bekommen. Steht Ihnen gut.« In der Hotelhalle fügte er hinzu: »Dann mal los.«

Zwanzig Minuten später stellte er den Wagen gegenüber der Casa ab. Die rostigen Eisentore davor waren seit unserem Besuch am Vortag mit einem schweren Schloss versehen worden.

»Was ist passiert?«, fragte ich beim Aussteigen. »Glauben Sie, Senhora Carvalho hat Angst, dass wir zurückkommen?«

»Ich weiß auch nicht mehr als Sie«, antwortete Floriano und entfernte sich in Richtung der wild wuchernden Hecke. »Ich schau mal nach, ob es noch einen anderen Weg hinein gibt.«

Ich starrte frustriert und enttäuscht durch die Metallstäbe auf das Haus dahinter. Vielleicht hatten wir die beiden bei unserem letzten Besuch nur zufällig angetroffen, weil die alte Dame und Yara das Haus verlassen wollten, um Verwandte zu besuchen. In diesem Moment wurde mir klar, wie sehr ich mir nun wünschte, mehr über die Vergangenheit, deren Teil ich tatsächlich war, herauszufinden.

Floriano kehrte zu mir zurück. »Das Gelände ist gesichert wie eine Festung. Ich bin einmal ganz herumgegangen. Wenn wir uns nicht mit einer Kettensäge einen Weg durch die Hecke bahnen, gibt es keine Möglichkeit hineinzukommen. Sogar die hinteren Fensterläden sind geschlossen. Sieht ganz so aus, als wäre niemand da.«

»Was, wenn sie nicht zurückkommen?«, fragte ich besorgt.

»Gut möglich. Dann hätten wir Pech gehabt. Immerhin hat das Haus einen Briefkasten, also würde ich vorschlagen, dass Sie Yara einen Zettel mit der Adresse Ihres Hotels und eine Telefonnummer, unter der sie Sie erreichen kann, hinterlassen.«

»Und wenn die alte Dame ihn findet?«

»Senhora Carvalho wird bestimmt nicht in ihren Briefkasten schauen. Sie entstammt einer anderen Ära, in der das Aufgabe der Bediensteten war. Vermutlich bringt Yara ihr die Post auf einem Silbertablett«, erklärte er grinsend.

»Na schön«, sagte ich, nahm widerstrebend Notizbuch und Stift aus meiner Handtasche und schrieb meine Adresse und meine Telefonnummer für Yara auf.

»Hier finden wir nichts mehr raus. Kommen Sie«, sagte er, als ich die verrostete Metallklappe anhub und den Zettel in den Briefkasten warf.

Auf der zwanzigminütigen Rückfahrt nach Rio war ich ziemlich schweigsam.

»Hoffentlich wollen Sie jetzt nicht das Handtuch werfen«, bemerkte Floriano, der meine Gedanken zu erraten schien, als wir am Strand von Ipanema entlangfuhren.

»Nein. Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich weiter vorgehen soll.«

»Geduld, Maia. Wir müssen abwarten, ob Yara auf Ihre Nachricht reagiert, und natürlich die Casa weiter im Auge behalten. Normalerweise haben solche Abwesenheiten einen ganz einfachen Grund und sind überhaupt nicht mysteriös. Ich würde vorschlagen zu überlegen, wie dieser Grund aussehen könnte.«

»Besuchen sie vielleicht Verwandte?«, fragte ich.

»Möglich, aber so gebrechlich, wie die alte Dame gewirkt hat, bezweifle ich, dass sie in der Lage zu langen Reisen oder Gesprächen ist.«

»Oder sind sie weg, weil sie Angst hatten, dass wir wiederkommen?«

»Ebenfalls möglich, jedoch unwahrscheinlich. Senhora Carvalho hat ihr ganzes Leben in diesem Haus gewohnt, und obwohl sie nicht gerade scharf darauf gewesen ist, sich über Ihre potenzielle verwandtschaftliche Beziehung zu unterhalten, wollten wir sie ja nicht mit Waffengewalt dazu zwingen. Ich persönlich kann mir eigentlich nur einen Grund vorstellen, warum im Moment keiner von beiden zu Hause ist.«

»Und der wäre?«

»Dass sich Senhora Carvalhos Zustand verschlechtert hat und sie ins Krankenhaus musste. Deshalb werde ich bei den Kliniken der Gegend anrufen und fragen, ob meine geliebte ›Großtante‹ in den letzten vierundzwanzig Stunden eingeliefert worden ist.«

Ich bedachte Floriano mit einem bewundernden Blick. »Sie könnten recht haben.«

»Wir fahren zu mir, wo ich die Telefonnummern der örtlichen Krankenhäuser recherchieren kann, und hängen uns dann an die



Strippe«, erklärte er und bog an der Avenida Vieira Souto rechts ab, statt mich ins Hotel zu bringen.

»Bitte, Floriano, ich möchte Ihnen keine Umstände machen. Das kann ich auch an meinem Laptop erledigen.«

»Maia, würden Sie bitte den Mund halten? Die Briefe, die ich heute Morgen gelesen habe, gehören zum historisch Interessantesten, was mir je untergekommen ist. Darin habe ich übrigens noch etwas anderes Faszinierendes entdeckt, wovon ich Ihnen bisher nichts erzählt habe. Vielleicht löst das sogar ein altes Rätsel um den *Cristo*. Wir helfen einander also. Allerdings muss ich Sie warnen: Meine Wohnung ist nicht gerade das Copacabana Palace.«

Kurz darauf bog Floriano scharf nach rechts ab und stellte den Wagen auf einem schmalen Betonstreifen vor einem heruntergekommenen Wohngebäude ab. Obwohl es sich vermutlich nur ein paar Minuten vom Hotel entfernt befand, hatte ich den Eindruck, in einer anderen Welt zu sein.

»Willkommen *chez moi*«, sagte er, als er ausstieg und die Stufen zur Haustür hochging. »Leider gibt es keinen Aufzug.« Er öffnete die Tür und lief die schmale Treppe, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf.

Ich folgte ihm zu einem kleinen Treppenabsatz, wo er die Tür zu seiner Wohnung aufschloss.

»Sonderlich ordentlich geht's hier nicht zu«, warnte er mich noch einmal. »Rein in die gute Stube.«

Ich zögerte kurz, die Wohnung eines Mannes zu betreten, der letztlich ein Fremder war, schob den Gedanken jedoch beiseite, weil ich mich an den ersten Abend mit ihm erinnerte, als er nach Hause hatte fahren müssen, um die Frau hereinzulassen, mit der er zusammenlebte, und folgte ihm in sein Reich.

Im Wohnzimmer herrschte das angekündigte Chaos: Überall lagen Dinge herum, die irgendwann verwendet und nie mehr an ihren angestammten Platz zurückgelegt worden waren. Als Sitzgelegenheiten boten sich ein abgewetztes Ledersofa und ein

Sessel an, daneben stand ein Kaffeetischchen mit Büchern, Papieren, einer Schale voll verkrusteter Essensreste und einem überquellenden Aschenbecher.

»Gehen wir rauf, da ist es gemütlicher«, sagte er.

Oben erreichten wir einen winzigen Treppenabsatz, von dem zwei Türen abgingen. Als Floriano eine von ihnen öffnete, sah ich eine Terrasse, deren größter Teil durch ein schräg abfallendes Dach geschützt war. Darunter standen ein Sofa, ein Tisch und Stühle sowie in einer Ecke ein Schreibtisch mit einem Laptop und ein Bücherregal. Der vordere Teil der Terrasse jenseits des überhängenden Dachs war Wind und Wetter ausgesetzt und mit fröhlichen bunten Blumen in Pflanztrögen geschmückt.

»Hier lebe und arbeite ich. Machen Sie es sich doch bequem«, forderte er mich auf, trat an seinen Schreibtisch, klappte seinen Laptop auf und nahm Platz.

Ich ging zum Rand der Terrasse, wo ich die glühend heiße Sonne auf meinem Gesicht spürte, und als ich auf die Ellbogen gestützt nach oben blickte, entdeckte ich nur wenige hundert Meter entfernt so etwas wie eine kleine Stadt am Hang. Über den Häusern flogen Drachen im Wind, und gedämpft drang der Klang von Trommeln herüber.

Nach der Sterilität meines Hotelzimmers hatte ich plötzlich das Gefühl, den Finger am echten Puls der Stadt zu haben. »Was für ein Ausblick. Ist das eine *favela*?« Ich deutete auf die Häuser am Hang.

»Ja, bis vor ein paar Jahren sogar eine sehr gefährliche. Drogen und Morde waren dort an der Tagesordnung, und obwohl das Viertel an Ipanema, eine der exklusivsten Gegenden von Rio, angrenzt, wollte niemand in den Straßen drumherum leben«, erklärte Floriano. »Doch inzwischen hat sich viel getan; die Regierung hat sogar einen Aufzug für die Bewohner bauen lassen. Manch einer sagt, das Geld wäre besser in eine Gesundheitsgrundversorgung investiert worden, aber immerhin ist es ein Anfang.«

»Brasilien ist auf dem Weg nach oben, nicht wahr?«, fragte ich.

»Ja, doch wie in jeder schnell wachsenden Wirtschaft profitiert erst einmal nur ein winziger Teil der Bevölkerung von dem neuen Reichtum, und für die große Mehrheit der Armen ändert sich nichts. In Indien und Russland läuft es im Moment genauso. Aber«, seufzte Floriano, »wir sollten uns jetzt nicht über das Thema der sozialen Ungerechtigkeit in Brasilien unterhalten, so interessant ich das auch finde. Wir haben andere Dinge zu besprechen.« Er wandte sich wieder dem Laptop zu. »Vermutlich gehört Senhora Carvalho zu den wenigen Glücklichen, die es sich leisten können, einen Bogen um die grässlichen städtischen Krankenhäuser in Rio zu machen – was bedeutet, dass ich die Nummern der Privatkliniken herausuche. Da wären wir.« Ich trat zu ihm, um über seine Schulter auf den Bildschirm zu schauen. »Es sind ungefähr zehn. Ich drucke die Telefonnummern aus.«

»Teilen wir sie uns Hälfte, Hälfte auf?«, schlug ich vor.

»Gut. Aber stellen Sie sich der Dame in der Zentrale als nahe Verwandte, vielleicht als Enkelin, vor ...«, Floriano bedachte mich mit einem spöttischen Blick, »... sonst erhalten Sie keine Informationen.«

Die folgenden fünfzehn Minuten verbrachte Floriano mit seinem Handy unten, während ich mit dem meinen oben auf der Terrasse die Liste abarbeitete. Ich hatte keinen Erfolg; alle, mit denen ich sprach, erklärten mir, dass in den vergangenen vierundzwanzig Stunden keine Senhora Carvalho eingeliefert worden sei. Als Floriano schließlich mit einem Tablett zu mir zurückkam, verriet mir seine Miene, dass es ihm ähnlich ergangen war.

»Kein Grund zur Resignation, Maia«, sagte er und stellte einen Teller mit Käse, Salami und frischem Weißbrot auf den Tisch. »Lassen Sie uns beim Essen überlegen.«

Erst jetzt merkte ich, dass es nach sechs Uhr abends war und ich seit dem Frühstück nichts mehr zu mir genommen hatte. »Verraten Sie mir nun, welches Rätsel um den *Cristo* sich Ihrer Ansicht nach mithilfe von Bels Briefen lösen lässt?«, erinnerte

ich ihn, als er mit dem Essen fertig war und zum offenen Teil der Terrasse schlenderte, um sich eine Zigarette anzuzünden.

Er lehnte sich an das Geländer und blickte hinaus in die hereinbrechende Abenddämmerung. »Bisher galt die junge Frau, die Bel in ihren Briefen erwähnt, Margarida Lopes de Almeida, als Landowskis Modell für die Hände des *Cristo*. In ihren Briefen bestätigt Bel, dass Margarida sich tatsächlich in Landowskis Atelier aufhielt und eine begnadete Pianistin war. Ihr ganzes Leben lang hat Margarida nie der Behauptung widersprochen, dass die Hände der Skulptur nach den ihren geformt wurden. Doch auf ihrem Sterbebett vor ein paar Jahren hat sie plötzlich behauptet, Landowski hätte nicht ihre Hände als Vorlage benutzt.«

»Bel schreibt, dass von ihren und Margaridas Händen gleichzeitig Gussformen gefertigt wurden«, bemerkte ich.

»Genau. Es könnte natürlich gut sein, dass am Ende keine davon für die Skulptur verwendet wurde, aber vielleicht wusste Margarida, dass immer Zweifel bestanden. Möglicherweise waren es die Hände von Izabela, die damals mit ihr im Atelier war.«

»Gütiger Himmel«, stöhnte ich, als mir aufging, was Floriano andeutete, nämlich dass es die Hände meiner Urgroßmutter sein konnten, die der *Cristo* schützend über Rio hielt.

»Ich bezweifle, dass wir der Wahrheit je auf den Grund kommen werden, aber bestimmt begreifen Sie jetzt, warum ich die Briefe so spannend finde. Und warum viele andere sie ebenfalls spannend fänden, wenn Yara ihnen erlauben würde, ihren Inhalt der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Deshalb dürfen wir, nicht nur Ihrer eigenen Geschichte, sondern auch der Brasiliens wegen nicht aufgeben.«

»Nein, das dürfen wir tatsächlich nicht«, pflichtete ich ihm bei. »Aber wir sind doch offenbar in einer Sackgasse gelandet.«

»Aus der wir eben rückwärts wieder rausmüssen, bevor wir uns für eine neue Route entscheiden.«

»Noch etwas anderes beschäftigt mich«, gestand ich.

»Und zwar?«

»Yara hat sehr deutlich gesagt, dass Senhora Carvalho schwerkrank ist, dass sie letztlich im Sterben liegt. Ich hielt das für eine Ausrede, um uns loszuwerden. Aber Senhora Carvalho wirkte tatsächlich gebrechlich, und auf dem Tisch neben ihr standen alle möglichen Pillenfläschchen. Soll heißen: In der Schweiz geht jemand, der am Ende seines Lebens unter schlimmen Schmerzen leidet, in ein Hospiz. Gibt es so etwas auch hier in Brasilien?«

»Für die Reichen schon. Außerhalb von Rio befindet sich ein von Nonnen geleitetes. Die Aires Cabrals waren gläubige Katholiken. Maia, Sie könnten recht haben.« Floriano wollte gerade zum Computer gehen, als die Tür aufgerissen wurde, ein kleines, dunkelhaariges Mädchen in einem Hello-Kitty-T-Shirt und pinkfarbenen Shorts hereinstürmte und sich ihm in die Arme warf.

»Papai!«

»Hallo, *minha pequena*. Hast du einen schönen Tag gehabt?«, erkundigte er sich schmunzelnd.

»Ja, aber du hast mir gefehlt.«

In der offenen Tür wartete eine junge, gertenschlanke Frau, die mich mit einem Lächeln begrüßte und sich dann wieder dem Kind zuwandte. »Komm jetzt, Valentina, dein Vater hat zu tun, und du musst unter die Dusche. Wir sind nach der Schule an den Strand, weil es so warm war«, erklärte die Frau.

»Kann ich nicht ein bisschen hier oben bei dir bleiben, Papai?«, bettelte Valentina, als ihr Vater sie absetzte.

»Geh erst mal duschen. Wenn du fertig fürs Bett bist, kannst du mit deinem Buch raufkommen, und ich lese dir das nächste Kapitel vor.« Er küsste sie zärtlich auf die dunklen Haare, bevor er sie sanft zu der jungen Frau zurückschob. »Bis später, *querida*.«

»Ich muss auch los«, sagte ich, als sich die Tür hinter den beiden schloss, und erhob mich. »Ich habe Ihnen schon genug Zeit gestohlen.«

»Erst wenn wir das Hospiz kontaktiert haben«, entgegnete Floriano und setzte sich an seinen Laptop.

»Ihre hübsche kleine Tochter sieht Ihnen sehr ähnlich«, bemerkte ich. »Wie alt ist sie?«

»Sechs«, antwortete er, während er auf die Tastatur einhackte. »Das ist es. Hier steht auch die Telefonnummer. Allerdings bezweifle ich, dass der Empfang abends besetzt ist. Aber ich versuche es trotzdem.«

Ich beobachtete, wie er die Nummer wählte und das Handy ans Ohr hob. Wenig später legte er es weg. »Wie ich es mir gedacht habe: Sie nennen eine Notfallnummer außerhalb der Geschäftszeiten. Wir würden zu große Aufmerksamkeit erregen, wenn wir sie wählen. Eine besorgte Frau, die in einem Krankenhaus anruft, weil sie eine geliebte Verwandte nicht finden kann, ist die eine Sache, aber dass diese Frau es nicht mitbekäme, wenn besagte Verwandte in ein Hospiz ginge, wäre ziemlich unwahrscheinlich. Also würde ich vorschlagen, morgen persönlich dort vorbeizuschauen.«

»Es könnte wieder eine Sackgasse sein.«

»Möglich, doch mein Gefühl sagt mir, dass das als Einziges Sinn ergibt. Gut gemacht, Maia«, lobte er mich. »Aus Ihnen wird noch eine Geschichtsdetektivin.«

»Das wird sich morgen erweisen. Aber jetzt lasse ich Sie in Frieden.«

»Ich fahre Sie zum Hotel zurück.«

»Ich kann wirklich zu Fuß gehen«, widersprach ich.

»Gut. Sagen wir morgen um zwölf? Um halb zehn muss ich in die Elternsprechstunde in der Schule. Valentina könnte Legasthenikerin sein«, erklärte er seufzend.

»Das tut mir leid. Eine meiner Schwestern ist Legasthenikerin.

Und sie scheint damit sehr gut zurechtzukommen«, tröstete ich ihn. »Gute Nacht, Floriano.«

## XXVIII

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, nahm ich Yaras Briefe aus dem Safe und las diejenigen noch einmal, die Bel von Paris aus an Loen geschickt hatte. Diesmal suchte ich darin nicht verzweifelt nach Hinweisen auf meine eigene Herkunft, sondern betrachtete sie wie der Historiker Floriano. Nun verstand ich, warum er so erregt war. Am Ende legte ich die Briefe weg und sank zurück in die Kissen, um über seine hübsche Tochter und die Mutter nachzudenken, die höchstens Anfang zwanzig war.

Es überraschte mich, dass Floriano sich für eine so junge Partnerin entschieden hatte. Offen gestanden war ich ein wenig eifersüchtig gewesen, als ich Mutter und Tochter gesehen hatte, weil es mir manchmal erschien, als wäre die ganze Welt verliebt, nur ich nicht.

Ich duschte, zog mich an und ging hinunter in die Hotelhalle, um mich mit Floriano zu treffen. Zum ersten Mal war er nicht schon da. Fünfzehn Minuten später traf er ziemlich mitgenommen ein.

»Entschuldigung, Maia. Die Elternsprechstunde hat länger gedauert, als ich dachte.«

»Macht nichts«, versicherte ich ihm, als wir in den Fiat stiegen. »Ist es gut gelaufen?«

»So gut es eben laufen kann, wenn einem mitgeteilt wird, dass das geliebte Kind ein Problem hat«, seufzte er. »Wenigstens wurde ihre Legasthenie früh erkannt, weswegen ich hoffe, dass Valentina die nötige Hilfe erhält. Aber für mich als Schriftsteller ist es natürlich sehr schlimm, dass mein Kind sein Leben lang mit der Sprache kämpfen wird.«

»Das kann ich verstehen. Und es tut mir leid.« Etwas Besseres fiel mir nicht ein.

»Sie ist so ein liebes Mädchen und hat bis jetzt kein leichtes Leben gehabt.«

»Immerhin scheint sie zwei liebevolle Eltern zu haben.«

»Nur einen Vater«, widersprach Floriano. »Meine Frau ist leider gestorben, als Valentina noch ein Baby war. Sie war wegen eines Routineeingriffs im Krankenhaus und ist zwei Tage später wieder nach Hause gekommen. Dort hat sich die Wunde entzündet. Der Arzt, den wir sofort aufsuchten, meinte, das würde sich wieder geben, aber zwei Wochen später ist Andrea an einer Blutvergiftung gestorben. Nun verstehen Sie vielleicht, warum ich so schlecht auf das brasilianische Gesundheitssystem zu sprechen bin.«

»Das tut mir sehr leid, Floriano«, wiederholte ich. »Gestern Abend dachte ich ...«

»Dass Petra ihre Mutter ist?« Floriano grinste. »Maia, sie ist noch keine zwanzig, aber selbstverständlich fühle ich mich geschmeichelt, wenn Sie glauben, ein alter Mann wie ich könnte eine so junge, schöne Frau für sich interessieren.«

Ich wurde rot. »Entschuldigung.«

»Petra studiert an der Uni und darf dafür, dass sie, besonders in den Schulferien, auf Valentina aufpasst, bei mir wohnen. Zum Glück kann Valentina auch oft, wenn ich an einem Buch arbeite, bei ihren Großeltern sein, die nicht weit von hier leben. Beim Tod meiner Frau haben sie mir angeboten, sie ganz zu sich zu nehmen, doch ich habe ihr Angebot ausgeschlagen. Es ist nicht immer leicht, aber irgendwie scheinen wir es zu schaffen. Zum Glück ist sie unkompliziert.«

Ich begann Floriano, der voller Überraschungen steckte, mit neuen Augen zu sehen. Wieder einmal wurde mir bewusst, wie leer mein eigenes Leben war.

»Haben Sie Kinder?«, fragte er mich.

»Nein.«



»Wollen Sie irgendwann welche?«

»Das bezweifle ich, denn ich habe niemanden, der mir dazu verhelfen könnte.«

»Sind Sie denn schon einmal verliebt gewesen, Maia?«

»Ja, einmal, aber das hat nicht funktioniert.«

»Bestimmt werden Sie irgendwann noch jemanden kennenlernen. Es ist nicht leicht, allein zu sein. Obwohl ich Valentina habe, fällt es mir manchmal schwer.«

»Immerhin ist es sicher«, rutschte mir heraus.

»Sicher?«, wiederholte er und bedachte mich mit einem merkwürdigen Blick. »*Meu Deus*, Maia! In meinem Leben hat es Momente sehr tiefen Schmerzes gegeben, besonders beim Tod meiner Frau, aber nach ›Sicherheit‹ habe ich mich nie geseht.«

»So habe ich das nicht gemeint«, ruderte ich errötend zurück.

»Ich glaube schon, und das finde ich sehr traurig. Man kann sich nicht vor der Welt verstecken, weil man jeden Morgen im Spiegel mit sich selbst konfrontiert ist. Sie wären keine gute Spielerin.« Plötzlich schmunzelte er. »Wie sieht nun der Plan fürs Hospiz aus?«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte ich zurück, erschüttert über seine treffende Analyse meines Charakters.

»Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn wir uns erkundigen, ob Ihre Großmutter eingeliefert wurde. Dann sehen wir weiter.«

»Okay.«

Den Rest der Fahrt schwiegen wir, weil ich damit beschäftigt war, Florianos Reaktion auf meine unbedachte Äußerung zu verdauen.

Am Ende bogen wir in einen gewundenen Feldweg ein und erreichten ein schmuckloses graues Steingebäude. Das Kloster von São Sebastião, dem Schutzheiligen von Rio, war zweihundert Jahre zuvor erbaut und, so wie es aussah, seitdem nicht oft modernisiert worden.

»Wollen wir?« Floriano drückte ermutigend meine Hand.

»Ja«, antwortete ich, und wir stiegen aus.

Kurz darauf betraten wir einen großen, hallenden Flur, in dem sich niemand aufhielt.

»Da dies nicht nur ein Hospiz, sondern auch ein ganz normales Kloster ist, hat es vermutlich einen Krankenflügel. Ah, da«, sagte Floriano, als wir einen altmodischen Bakelitsummer an der Wand neben der Tür entdeckten. Er drückte darauf, worauf aus dem Innern des Gebäudes lautes Läuten erklang. Kurz darauf tauchte eine Nonne auf.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, wir glauben, dass die Großmutter meiner Frau zu Ihnen ins Kloster gekommen ist«, erklärte Floriano. »Wir hatten nicht erwartet, dass es so schnell gehen würde, und machen uns Sorgen.«

»Wie heißt die Patientin denn?«

»Senhora Beatriz Carvalho. Wahrscheinlich ist sie mit ihrer Bediensteten Yara hier.«

Die Nonne musterte uns eine Weile und nickte schließlich. »Ja, sie und ihre Bedienstete sind hier. Aber momentan ist keine Besuchszeit, und Senhora Carvalho hat darum gebeten, in Ruhe gelassen zu werden. Sie wissen sicher, wie krank sie ist.«

»Ja. Wir wollen Senhora Carvalho auch nicht stören, doch vielleicht könnten wir Yara fragen, ob sie etwas von zu Hause benötigt. Das würden wir ihr gern bringen.«

»Warten Sie hier. Ich sehe, ob ich Senhora Canterino finden kann.«

»Gut gemacht«, lobte ich Floriano, sobald die Nonne weg war.

»Warten wir erst mal ab, ob Yara mit uns reden will, denn ich würde mich lieber mit einer Bande bewaffneter Banditen auseinandersetzen als mit ein paar Nonnen, die einen Schützling während seiner letzten Tage auf Erden betreuen.«

»Wenigstens wissen wir jetzt, wo sie ist.«

»Ja. Sehen Sie, Maia? Sie sollten Ihrem Instinkt vertrauen. Oft führt er sie in die richtige Richtung.«

Um mir die Wartezeit zu verkürzen, ging ich nach draußen

und setzte mich auf eine Bank mit wunderbarem Blick auf das unter uns liegende Rio. Hier oben wirkten die hektischen Straßen der Stadt wie ein ferner Traum, als die Glocke Mittag läutete und die Nonnen zum Gebet rief. Ich spürte, wie die friedliche Atmosphäre mich beruhigte. In diesem Kloster, das irgendwo zwischen Himmel und Erde zu schweben schien, würde ich meine letzten Tage auch gern verbringen, dachte ich.

Da wurde ich von einer Hand, die mir auf die Schulter tippte, aus meinen Tagträumen gerissen. Als ich mich umdrehte, sah ich Floriano und neben ihm die ziemlich nervöse Yara.

»Ich lasse Sie beide jetzt eine Weile allein«, sagte Floriano und entfernte sich diskret.

Ich erhob mich. »Hallo. Danke, dass Sie zu mir herausgekommen sind.«

»Wie haben Sie uns gefunden?«, fragte Yara mit leiser Stimme, als könnte ihre Herrin sie durch die dicken Klostermauern hindurch hören. »Senhora Carvalho würde es sehr aufregen, wenn sie wüsste, dass Sie hier sind.«

»Wollen Sie sich nicht setzen?« Ich deutete auf die Bank.

»Ich kann nicht lange bleiben. Wenn Senhora Carvalho merkt, dass ich mit Ihnen geredet habe ...«

»Ich verspreche Ihnen, Sie beide in Ruhe zu lassen, sobald es geht. Aber Sie können sicher verstehen, warum ich mich nach der Lektüre der Briefe, die ich von Ihnen erhalten habe, unbedingt noch einmal mit Ihnen unterhalten wollte, oder?«

Endlich setzte sie sich. »Ja«, antwortete sie seufzend. »Ich bedaure schon, sie Ihnen gegeben zu haben.«

»Warum haben Sie es dann getan?«

»Weil ...« Sie zuckte die schmalen Schultern. »Eine innere Stimme hat mir gesagt, dass ich es tun soll. Senhora Carvalho weiß nur sehr wenig über die Vergangenheit ihrer Mutter. Ihr Vater hat sie davor geschützt, nachdem ...« Sie glättete nervös ihren Rock.

»Nachdem was?«, hakte ich nach.

Sie schüttelte den Kopf. »Hier kann ich nicht mit Ihnen reden. Bitte, Sie verstehen das nicht. Senhora Carvalho ist zum Sterben da. Sie ist sehr krank und hat nicht mehr lange zu leben. Sie braucht Ruhe.«

»Ja, natürlich. Aber bitte, Senhora, sagen Sie mir doch, was geschehen ist, nachdem Izabela Bonifacio von Paris zurückgekehrt war.«

»Sie hat Ihren Urgroßvater Gustavo Aires Cabral geheiratet.«

»Das ist mir klar. Und Laurent Brouilly? Ich weiß, dass er in Brasilien war, weil ich ein Foto von ihm mit dem *Cristo* in Rio gesehen habe. Ich ...«

»Nicht so laut!«, sagte Yara und blickte sich ängstlich um. »Bitte! Wir dürfen hier nicht darüber sprechen.«

»Wo und wann dann?«, drängte ich sie, als ich sah, dass sie hin- und hergerissen war zwischen der Loyalität ihrer Herrin gegenüber und ihrem Bedürfnis, mir alles zu erzählen. »Yara, ich schwöre Ihnen, dass ich niemandem Ärger machen will. Ich möchte nur erfahren, woher ich stamme. Das muss doch jedem Menschen erlaubt sein. Und ich flehe Sie an, mir mehr zu verraten. Ich verspreche Ihnen zu verschwinden, sobald ich es weiß.«

Ihr Blick schweifte in die Ferne, auf den *Cristo*, dessen Kopf und Hände gerade von einer Wolke verhüllt wurden.

»Gut, aber nicht hier. Morgen muss ich zur Casa, um einige Dinge für Senhora Carvalho zu holen. Kommen Sie um zwei Uhr dorthin. Bitte gehen Sie jetzt!«

Yara erhob sich, und ich tat es ihr gleich.

»Danke«, rief ich ihr nach, als sie sich hastig von mir entfernte und im Kloster verschwand. Dann ging ich zu Floriano, der beim Wagen wartete.

»Erfolg?«, erkundigte er sich.

»Sie will sich morgen Nachmittag in der Casa mit mir treffen«, teilte ich ihm beim Einsteigen mit.

»Das ist ja wunderbar«, sagte er, ließ den Motor an und fuhr los.

Als wir uns der Stadt näherten, war ich den Tränen nahe.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Floriano vor dem Hotel.

»Ja, danke«, antwortete ich mit erstickter Stimme.

»Möchten Sie heute Abend bei mir vorbeischaun? Soweit ich weiß, will Valentina mir etwas kochen. Sie sind herzlich eingeladen.«

»Nein, ich möchte mich nicht aufdrängen.«

»Das tun Sie nicht, wirklich. Heute ist mein Geburtstag«, erklärte er achselzuckend. »Wie gesagt: Sie sind herzlich willkommen.«

»Glückwunsch.« Einerseits fühlte ich mich auf irrationale Weise schuldig, weil ich das nicht gewusst hatte, andererseits war ich ein wenig verletzt, weil er es mir nicht früher gesagt hatte. Schwer zu sagen, welches Gefühl überwog.

»Danke. Soll ich Sie, wenn Sie heute Abend nicht zu uns kommen wollen, morgen abholen und zur Casa fahren?«

»Floriano, Sie haben genug für mich getan. Ich kann ein Taxi nehmen.«

»Es wäre mir ein Vergnügen«, versicherte er mir. »Ich sehe, dass Sie aus der Fassung sind. Möchten Sie darüber reden?«

»Nein. Nach ein paar Stunden Schlaf bin ich wieder die Alte.« Als ich die Beifahrertür aufmachen wollte, legte er mir sanft die Finger aufs Handgelenk.

»Vergessen Sie nicht, dass Sie in Trauer sind. Sie haben erst vor ein paar Wochen den Vater verloren, und diese Odyssee in Ihre Vergangenheit erschüttert Sie bestimmt auch emotional. Versuchen Sie, nicht zu hart mit sich selbst ins Gericht zu gehen, Maia. Sie wissen, wo Sie mich erreichen können, wenn Sie mich brauchen.«

»Danke.« Ich stieg aus, durchquerte hastig die Hotelhalle und fuhr mit dem Aufzug hinauf. In meinem Zimmer ließ ich meinen Tränen freien Lauf. *Weswegen* ich weinte, wusste ich nicht so genau.

Am Ende schlief ich ein, und als ich aufwachte, fühlte ich mich ruhiger. Inzwischen war es nach vier Uhr nachmittags, und so ging ich an den Strand und gönnte mir ein Bad in den kühlen Fluten des Atlantiks. Auf dem Rückweg ins Hotel musste ich an Floriano denken und daran, dass heute sein Geburtstag war. Er hatte mir viel geholfen, da war es das Mindeste, dass ich ihm eine Flasche Wein als Geschenk vorbeibrachte.

Unter der Dusche stellte ich mir vor, wie Florianos sechsjährige Tochter Valentina an seinem Geburtstag für ihn kochte, und das rührte mich. Floriano hatte die Kleine praktisch allein aufgezogen, obwohl er sie ganz einfach den Großeltern hätte überlassen können.

Mir war klar, dass der Anblick von Vater und Tochter mich aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Und Florianos scharfsinnige Bemerkung über mich während der Fahrt zum Kloster.

*Reiß dich zusammen, Maia*, ermahnte ich mich, weil ich allmählich das Gefühl hatte, meine Schutzhülle zu verlieren, und ich tatsächlich beginnen musste, mich mit meinem verletzlichen Innern auseinanderzusetzen.

Nachdem ich mich angezogen hatte, hörte ich zum ersten Mal seit Tagen die Nachrichten auf meiner Mailbox ab. Tiggy und Ally, denen Ma anscheinend von meiner abrupten Abreise erzählt hatte, baten mich um Rückruf, denn sie wollten wissen, wo ich mich herumtrieb. Ich beschloss, mich nach meinem Treffen mit Yara bei ihnen zu melden, weil ich ihnen dann vielleicht besser erklären konnte, warum ich in Brasilien war.

Also schickte ich ihnen beiden eine SMS, in der ich ihnen versicherte, dass es mir gut gehe, und ihnen bald eine ausführlichere E-Mail versprach. Danach verließ ich das Hotel und suchte das Zentrum von Ipanema auf, wo ich in einem Supermarkt zwei Flaschen des besten Rotweins erstand, den es dort gab, sowie Schokolade für Valentina. Anschließend überquerte ich einen belebten Platz, wo ein Nachtmarkt die Bewohner anlockte, zu der Straße, in der Floriano wohnte.

An der Tür hatte ich die Wahl zwischen mehreren Klingeln. Ich drückte auf die erste, ohne Reaktion, dann auf die zweite und die dritte. Als auch bei der letzten niemand antwortete und ich zum Hotel zurückkehren wollte, hörte ich von hoch oben eine Stimme.

»Hallo, Maia! Drücken Sie auf den obersten Knopf, dann kommen Sie ins Haus.«

»Okay«, rief ich zurück. Wenige Minuten später stand ich vor der offenen Tür zu seiner Wohnung.

»Wir sind in der Küche«, teilte er mir mit, als ich eintrat. »Gehen Sie schon mal rauf auf die Dachterrasse. Ich bin gleich bei Ihnen.«

Auf dem Weg nach oben stieg mir der Geruch von verbranntem Essen in die Nase. Wenig später sah ich von der Terrasse aus zu, wie die Sonne hinter dem Hügel mit der *favela* unterging. Kurz darauf gesellte sich Floriano mit schweißnasser Stirn zu mir.

»Sorry. Valentina wollte sich nicht beim Aufwärmen des Gerichts helfen lassen, das sie mit Petra für mich gekocht hatte. Leider hat sie das Gas voll aufgedreht, und so ist mein Geburtstagsessen verkokelt. Sie gibt es gerade in der Küche auf Teller und lässt fragen, ob Sie auch etwas möchten. Ich glaube, ich könnte Unterstützung brauchen«, gestand er.

»Wenn wirklich genug da ist ...«

»O ja, mehr als genug.« Sein Blick wanderte zu den Weinflaschen und der Schokolade. »Das ist sehr nett von Ihnen, Maia, danke. Ich hole noch ein Weinglas und sehe nach, wie die kleine Köchin unten vorankommt. Ich sage ihr, dass Sie zum Essen bleiben. Setzen Sie sich doch.« Er deutete auf den Tisch.

Erst jetzt fiel mir auf, dass dieser mit einem weißen Spitzentuch liebevoll für zwei Personen gedeckt war. In der Mitte stand eine große selbstgemachte Geburtstagskarte mit einem Strichmännchen, unter dem »*Feliz Aniversário Papai!*« stand.

Schließlich kehrte Floriano mit einem Tablett zurück, auf dem

sich ein Weinglas, Besteck und zwei Teller mit Essen befanden. »Valentina sagt, wir sollen schon mal anfangen«, erklärte er, stellte alles auf dem Tisch ab und öffnete eine der Weinflaschen, die ich mitgebracht hatte.

Als er einen weiteren Stuhl an den Tisch stellte, bedankte ich mich. »Hoffentlich störe ich wirklich nicht. Und hoffentlich hat Valentina nichts dagegen, wenn ich einfach so in ihr Essen mit ihrem Vater reinplatze.«

»Ganz im Gegenteil – sie freut sich sogar sehr. Aber ich muss Sie warnen: Sie nennt Sie schon meine Freundin. Achten Sie einfach nicht darauf; sie versucht immerzu, ihren armen alten Papai zu verkuppeln! *Saúde!*« Er prostete mir zu.

»*Saúde*. Und alles Gute zum Geburtstag«, prostete ich zurück.

Da gesellte sich Valentina mit ihrem Teller zu uns und begrüßte mich. »Hallo. Papai sagt, du heißt Maia. Was für ein hübscher Name. Und du selber bist auch hübsch, findest du nicht?«, fügte sie an ihren Vater gewandt hinzu, als sie sich zwischen uns setzte.

»Ja, sogar sehr hübsch«, antwortete Floriano galant. »Und das Essen sieht köstlich aus. Danke, *querida*.«

»Papai, wir wissen beide, dass es verbrannt ist und schrecklich schmecken wird. Du kannst es ruhig in den Müll werfen. Dann essen wir einfach nur Schokolade.« Valentina beäugte mein Gastgeschenk. »Ich kann noch nicht so gut kochen«, erklärte sie mit einem Achselzucken, die dunklen Augen auf mich gerichtet. »Bist du verheiratet?«, fragte sie mich, als wir zur Gabel griffen.

»Nein, Valentina.« Ihre direkte Befragungsmethode amüsierte mich.

»Hast du einen Freund?«, fuhr sie fort.

»Nein, momentan nicht.«

»Dann könnte doch Papai dein Freund werden«, schlug sie vor, schob eine Gabel voll Essen in den Mund, kaute einige Sekunden darauf herum und spuckte es wieder auf ihren Teller.

»Valentina! Das war eklig!«, rügte Floriano sie.

»Genau wie das Essen.«



»Mir schmeckt's. Ich mag Gegrilltes«, sagte ich und zwinkerte ihr zu.

»Tut mir wirklich leid. Ihr müsst das nicht essen. Wenigstens gibt's hinterher leckeren Nachtisch. Warum bist du hier, Maia?«, fragte sie mich unvermittelt. »Hilfst du Papai bei der Arbeit?«

»Ja. Ich habe das Buch deines Vaters ins Französische übersetzt.«

»Du klingst nicht französisch und siehst aus wie eine Brasilianerin. Meinst du nicht auch, Papai?«

»Ja, du hast recht«, pflichtete Floriano ihr bei.

»Wohnst du in Paris?«, erkundigte sich Valentina.

»Nein, in der Schweiz, an einem ziemlich großen See.«

Valentina stützte den Kopf in die Hände. »Ich bin noch nie von Brasilien weg gewesen. Erzählst du mir mehr von dem Ort, wo du lebst?«

Ich gab mir Mühe, ihr die Schweiz zu beschreiben. Als ich den Schnee erwähnte, der im Winter so reichlich fiel, begannen Valentinas Augen zu leuchten.

»Ich kenne Schnee nur von Fotos. Kann ich mal zu dir kommen und die Schneengel machen, die du als Kind mit deinen Schwestern gemacht hast?«

»Valentina, es ist sehr unhöflich, sich selbst bei jemandem einzuladen. Lass uns die Sachen wegräumen.« Floriano deutete auf die halb vollen Teller.

»Das mache ich schon, Papai. Bleib du hier und unterhalte dich mit deiner Freundin.«

Sie zwinkerte uns spitzbübisch zu, als sie die drei Teller auf das Tablett stellte und es gefährlich klappernd die Stufen hinuntertrug.

»Entschuldigung«, sagte Floriano, erhob sich vom Tisch und ging in den vorderen Bereich der Terrasse, um sich eine Zigarette anzuzünden. »Sie kann ziemlich naseweis sein. Liegt möglicherweise daran, dass sie ein Einzelkind ist.«

»Sie brauchen sich nicht für sie zu entschuldigen. Sie stellt

Fragen, weil sie klug ist und sich für alles interessiert. Außerdem weiß ich aus eigener Erfahrung, dass nicht nur Einzelkinder naseweis sind. Ich habe fünf Schwestern, und auf die jüngste passt dieses Adjektiv auch sehr gut. Ich finde Ihre Tochter reizend.«

»Ich habe immer Sorge, dass ich sie zu sehr verhätschle und ihr zu viel Aufmerksamkeit schenke, weil sie keine Mutter mehr hat«, erklärte Floriano seufzend. »Egal, wie die moderne Einstellung dazu aussieht: Männer besitzen einfach keinen Mutterinstinkt wie Frauen. Obwohl ich mir wirklich große Mühe gebe zu lernen«, fügte er hinzu.

»Meiner Ansicht nach ist es letztlich egal, wer ein Kind großzieht, Mann oder Frau, leibliche oder Adoptiveltern, solange es geliebt wird. Aber ich muss das natürlich sagen, nicht wahr?« Ich zuckte die Schultern.

»Ja, wahrscheinlich. Nach allem, was Sie Valentina gerade erzählt haben, war Ihre Kindheit auch ungewöhnlich. Mit Sicherheit hatte das nicht nur Vor-, sondern auch Nachteile.«

»Das können Sie laut sagen.« Ich lächelte wehmütig.

»Irgendwann würde ich gern mehr darüber erfahren, besonders über Ihren Vater. Es klingt, als wäre er ein sehr interessanter Mann gewesen.«

»War er.«

»Sind Sie jetzt ruhiger als heute Morgen?«, erkundigte er sich vorsichtig.

»Ja. Natürlich haben Sie recht: Der Schock darüber, den Menschen zu verlieren, der mir am wichtigsten war, beginnt gerade erst, sich zu äußern. Hier ist es leichter, weil ich mir vormachen kann, Pa wäre zu Hause. Aber bei dem Gedanken, zurückzukehren und ihn nicht mehr dort vorzufinden, bekomme ich ein flaes Gefühl im Magen.«

»Dann bleiben Sie einfach noch«, schlug er vor.

»Mal sehen, was morgen bei meinem Treffen mit Yara herauskommt«, antwortete ich. »Wenn dieses Gespräch zu nichts führt, werde ich mich nicht weiter bemühen, die Wahrheit zu er-

gründen. Schließlich hat Senhora Carvalho sehr deutlich klargemacht, dass sie mich nicht kennenlernen möchte, egal, ob ich ihre Enkelin bin oder nicht.«

»Ja. Aber Sie wissen noch nicht, was sich in der Vergangenheit ereignet und möglicherweise Senhora Carvalhos Reaktion auf Sie verursacht hat«, meinte Floriano. »Oder wie ihre eigene Kindheit verlaufen ist.«

»Maia ...«, Valentina streckte den Kopf heraus, »kommst du mal bitte mit und hilfst mir?«, fragte sie laut flüsternd.

»Natürlich«, antwortete ich, stand vom Tisch auf und folgte ihr in die Küche, wo mitten in einem Chaos aus angebrannten Töpfen ein Kuchen mit Kerzen stand.

»Kannst du den für mich anzünden? Ich darf noch keine Streichhölzer anfassen. Ich hab zweiundzwanzig Kerzen auf den Kuchen gesteckt, weil ich nicht so genau weiß, wie alt er ist.«

»Ich glaube, zweiundzwanzig gehen in Ordnung«, sagte ich amüsiert. »Lass sie uns erst am oberen Ende der Treppe anzünden, damit sie auf dem Weg hinauf nicht ausgehen.«

Als ich damit fertig war, schenkte sie mir ein Lächeln, bevor sie mit dem Kuchen zu ihrem Vater marschierte. »Schön, dass du da bist.«

»Finde ich auch«, sagte ich. Und das stimmte.

Eine halbe Stunde später verabschiedete ich mich von den beiden, weil ich merkte, dass Valentina gähnte und sich auf eine Gutenachtgeschichte von Floriano freute.

»Soll ich Sie nun morgen zur Casa bringen, oder möchten Sie lieber allein hin?«, fragte er mich an der Tür.

»Ich würde mich freuen, wenn Sie mich begleiten«, antwortete ich ehrlich. »Ich glaube, ich könnte Unterstützung gebrauchen.«

»Gut. Dann bis morgen um eins.« Floriano gab mir zum Abschied ein Wangenküsschen. »Gute Nacht, Maia.«

## XXIX

In jener Nacht schlief ich tief und fest, weil mein Körper sich endlich an die andere Zeitzone angepasst hatte. Ich wachte um neun Uhr auf, überquerte die Straße zum Strand von Ipanema und schwamm wie nun jeden Tag eine Runde. Danach kehrte ich in meine Suite zurück, las die Briefe noch einmal und notierte mir Fragen, die ich Yara stellen wollte. Anschließend trank ich auf der Dachterrasse des Hotels zum Mittagessen ein Glas Wein, um meine Nerven zu beruhigen. Mir war klar, dass ich, wenn Yara sich weigerte, mir etwas zu erzählen, oder am Ende selbst keine Ahnung hatte, wie es zu meiner Adoption durch Pa Salt gekommen war, nicht wusste, wie ich weiter vorgehen sollte.

»Na, zuversichtlich?«, fragte Floriano mich, als ich in den Fiat stieg.

»Ja. Zumindest bemühe ich mich.«

»Gut. Sie müssen einfach daran glauben, dass Yara Ihnen helfen kann, bis sich das Gegenteil erweist.«

»Ich merke nur, wie wichtig mir das inzwischen ist.«

»Das sehe ich.«

Als wir die Casa erreichten, stellten wir erleichtert fest, dass das Schloss vom Tor entfernt war.

»So weit, so gut«, sagte Floriano. »Ich warte hier auf Sie.«

»Sicher? Sie können mich ruhig begleiten.«

»Ganz sicher. Ich habe das Gefühl, dass sich das besser von Frau zu Frau regeln lässt. Viel Glück.«

»Danke.« Ich holte tief Luft und überquerte die Straße zu dem hohen Tor, das knarrend aufschwang, als ich dagegendrückte.

Dann winkte ich zu Floriano hinüber, ging die Auffahrt entlang und stieg die Stufen zur Eingangstür hinauf.

Diese wurde sofort von Yara geöffnet, die mich offenbar bereits erwartete. Sie ließ mich ein und versperrte die Tür hinter uns.

»Ich habe nicht viel Zeit«, teilte sie mir nervös mit, als sie mich durch den dunklen Flur zu dem Raum führte, in dem Floriano und ich bei unserem ersten Besuch Senhora Carvalho gesehen hatten.

Diesmal jedoch waren die Fensterläden fest geschlossen, und lediglich eine schwache Lampe verbreitete gedämpftes Licht in dem Zimmer.

»Bitte setzen Sie sich doch«, sagte sie.

»Danke.« Ich nahm Platz und sah Yara an, die sich auf die Kante des Stuhls mir gegenüber hockte. »Es tut mir wirklich leid, wenn mein plötzliches Auftauchen Sie und Senhora Carvalho beunruhigt hat«, fing ich an. »Aber ich denke, Sie haben mir die Briefe aus einem bestimmten Grund gegeben. Außerdem dürfte Ihnen klar gewesen sein, dass ich, sobald ich sie gelesen hätte, nachhaken würde.«

»Ja, ja ...« Yara rieb sich die Stirn. »Senhorita, Ihre Großmutter wird bald sterben. Und ich weiß nicht, was aus mir wird, wenn sie nicht mehr ist. Ob sie mir etwas hinterlässt, von dem ich leben kann.«

Bot Yara mir Informationen gegen Bezahlung an? Und wären diese Informationen zuverlässig? Als Yara meine Skepsis bemerkte, schüttelte sie den Kopf.

»Nein, ich will kein Geld von Ihnen. Es geht mir um Folgendes: Wenn sie herausfindet, dass ich mit Ihnen geredet habe, beschließt sie am Ende, mir die Altersversorgung zu streichen, die sie mir möglicherweise zugedacht hat.«

»Aber warum denn? Was möchte sie mir verheimlichen?«

»Senhorita Maia, es hat mit Ihrer Mutter Cristina zu tun, die dieses Haus vor über vierunddreißig Jahren verlassen hat. Ich

möchte nicht, dass Senhora Carvalho ihre letzten Tage auf Erden in Unruhe verbringt. Können Sie das verstehen?«

»Nein, nicht wirklich«, antwortete ich und bekam bei der ersten Erwähnung meiner *Mutter* eine Gänsehaut. »Warum haben Sie mir die Briefe dann überlassen? Sie wurden vor achtzig Jahren von meiner Urgroßmutter geschrieben, drei Generationen vor meiner Geburt!«

»Weil Sie, um zu begreifen, was mit Ihnen geschehen ist, wissen müssen, was zuvor war«, erklärte Yara. »Obwohl ich Ihnen nur das weitergeben kann, was meine Mutter Loen mir erzählt hat, weil auch ich noch sehr klein war, als Senhora Izabela Senhora Carvalho zur Welt gebracht hat.«

»Bitte, Yara, sagen Sie mir alles, was Sie wissen«, drängte ich sie, als ich spürte, dass sie kurz davor war, den Mut zu verlieren. »Ich verspreche Ihnen, Senhora Carvalho nicht zu verraten, dass Sie mit mir geredet haben.«

»Nicht einmal dann, wenn Sie erfahren, dass Ihnen dieses Anwesen als Erbe zusteht?«, fragte Yara.

»Ich wurde von einem sehr reichen Mann adoptiert und habe keine finanziellen Sorgen. *Bitte*, Yara.«

Sie sah mich einige Sekunden lang prüfend an, bevor sie sich geschlagen gab.

»Die Briefe an meine Mutter, die Sie gelesen haben, enden, als Senhora Izabela nach Rio zurückkehrte, nicht wahr?«

»Ja. Der letzte wurde vom Schiff aus aufgegeben, als es unterwegs von Frankreich in Afrika anlegte«, bestätigte ich. »Ich weiß, dass Bel nach Rio heimgekehrt ist, weil ich die Fotos von ihrer Hochzeit mit Gustavo Aires Cabral aus den Archiven gesehen habe.«

»Dann erzähle ich Ihnen, was nach Aussage meiner Mutter in den folgenden Monaten mit Izabela passiert ist ...«

IZABELA

*Rio de Janeiro*

Oktober 1928

## XXX

»Izabela, meine geliebte Tochter, du bist gesund und munter wieder bei uns!«, rief Antonio mit ausgebreiteten Armen aus, als Bel die Gangway verließ. Nachdem er sie umarmt hatte, trat er einen Schritt zurück, um sie zu mustern. »Was ist passiert? Du bist dünn wie ein Vögelchen. Hast du nichts gegessen? Und du bist schrecklich blass, *princesa*, aber das liegt wahrscheinlich am europäischen Wetter. In der warmen Sonne deiner Heimat wirst du bald wieder Farbe bekommen. Dein Koffer wird schon in den Wagen geladen. Der steht nicht weit von hier.«

»Wo ist Mãe?«, erkundigte sich Bel, als sie neben ihm herging. Der Himmel war ungewöhnlich grau und düster für Oktober; ein paar Sonnenstrahlen hätten ihre Stimmung gehoben.

»Sie ist zu Hause geblieben, weil sie sich nicht gut fühlt.«

»Das hast du mir gar nicht geschrieben«, sagte Bel beunruhigt.

»Jetzt, wo du da bist, erholt sie sich bestimmt wieder.« Antonio blieb neben einem imposanten silberfarbenen Wagen, dessen hintere Tür der Chauffeur für Bel aufhielt, stehen.

»Wie findest du ihn?« Antonio nahm neben ihr auf dem hellgrauen Ledersitz Platz. »Ich habe ihn eigens von Amerika herbringen lassen. Das ist ein Rolls-Royce, ein ›Phantom‹, meines Wissens der erste in Rio. Darin werde ich meine *princesa* an ihrem Hochzeitstag stolz zur Kathedrale chauffieren lassen.«

»Er ist sehr schön«, antwortete Bel, in Gedanken bei ihrer Mutter.

»Wir fahren die Küstenstraße entlang, damit meine Tochter sieht, was sie verpasst hat«, wies Antonio den Chauffeur an. »Es



gibt so viel zu erzählen, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Das Geschäft läuft bestens. Der Kaffeepreis steigt dank der Nachfrage aus Amerika tagtäglich, und ich habe zwei weitere Plantagen erworben. Außerdem bin ich für den Senat im Gespräch«, erzählte er stolz. »Gustavos Vater Maurício hat mich vorgeschlagen. Gerade eben ist ein prächtiges neues Gebäude in der Rua Moncorvo Filho fertiggestellt worden, in dem der Boden und die Gesimse mit Kaffeebohnen verziert sind. So viel Macht hat unsere kleine Bohne hier in Brasilien.«

»Das freut mich für dich, Pai«, sagte Bel nicht wirklich interessiert, als sie durch die vertrauten Straßen fuhren.

»Deine Hochzeit wird die herrlichste, die Rio je gesehen hat. Ich habe mich mit Gustavo und Maurício über die Renovierung ihres Familienanwesens unterhalten, in dem du ja nach der Hochzeit leben wirst. Wie du weißt, handelt es sich um ein charmantes altes Gemäuer, das außen wie innen der Erneuerung bedarf. Wir haben uns darauf geeinigt, dass ich sie als Teil deiner Mitgift finanziere; die Arbeiten haben bereits begonnen. *Princesa*, wenn alles fertig ist, wohnst du in einem Palast!«

»Danke, Pai«, sagte Bel mit einem Lächeln, das nicht nur ihn, sondern auch sie selbst von ihrer Dankbarkeit überzeugen sollte.

»Die Hochzeit ist für Januar geplant, kurz vor dem Karneval. Du und dein neues Zuhause, ihr habt drei Monate Zeit, euch hübsch zu machen. Für Beschäftigung ist gesorgt, *querida*.«

Bel, die fast erwartet hatte, sofort nach ihrer Heimkehr vor den Altar treten zu müssen, freute sich über den Aufschub. Als sie am Copacabana Palace Hotel vorbeifuhren, wanderte ihr Blick zur grauen See, die sich tosend am Strand brach.

»Sobald du dich von der Reise ausgeruht hast, geben wir eine Einladung zum Abendessen, damit du von den Sehenswürdigkeiten und der Kultur der Alten Welt erzählen und unsere Freunde mit deinem Wissen beeindrucken kannst.«

»Paris hat mir sehr gefallen«, berichtete sie. »Eine wunderbare Stadt. Professor Landowski, der die äußere Hülle für die *Cristo-*

Statue von Senhor da Silva Costa fertigt, hatte einen Assistenten, dem ich Modell für eine Skulptur gesessen bin.«

»Wenn sie etwas taugt, müssen wir uns mit ihm in Verbindung setzen. Dann kaufe ich sie und lasse sie nach Brasilien bringen«, versprach Antonio.

»Ich glaube nicht, dass man sie kaufen kann«, erwiderte sie wehmütig.

»*Querida*, für den richtigen Preis kann man alles kaufen«, stellte Antonio fest. »Wir sind fast zu Hause. Bestimmt ist deine Mutter aufgestanden, um dich zu begrüßen.«

Als Bel ihre Mutter sah, war sie schockiert. Die sonst eher üppige Carla schien in den Monaten von Bels Abwesenheit die Hälfte ihres Körpergewichts verloren zu haben.

»Mãe!«, rief Bel entsetzt aus und umarmte sie. »Was hast du angestellt? Hast du eine Diät gemacht?«

Als Carla sich ein Lächeln abrang, fiel Bel auf, wie riesig ihre braunen Augen in ihrem hageren Gesicht wirkten. »Ich möchte bei der Hochzeit meiner Tochter schick sein«, scherzte Carla. »Findest du nicht, dass ich schlank besser aussehe?«

Bel, die an ihre tröstend üppigen Brüste gewöhnt war, an die sie sich als Kind oft geschmiegt hatte, fand eher, dass ihre neue Figur sie um Jahre älter machte.

»Ja doch, Mãe«, log sie.

»Gut.« Carla hakte sich bei ihrer Tochter unter und ging mit ihr ins Haus. »Es gibt so viel zu erzählen, aber vermutlich möchtest du dich erst einmal ausruhen.«

Bel, die gerade viele Tage an Bord des Schiffs nichts anderes getan hatte, als sich auszuruhen, war kein bisschen müde. Doch als ihre Mutter plötzlich zusammenzuckte, wurde ihr klar, dass sie selbst Ruhe brauchte.

»Ja, wir legen uns beide hin und unterhalten uns später«, sagte Bel und sah die Erleichterung ihrer Mutter. »Du wirkst müde, Mãe«, stellte Bel fest, als sie das Schlafzimmer ihrer Eltern erreichten. »Soll ich dir ins Bett helfen?«

»Nein, danke. Gabriela kümmert sich schon um mich. Bis später.« Sie nickte, öffnete die Tür, trat ein und schloss sie hinter sich.

Bel suchte ihren Vater in seinem Arbeitszimmer auf. »Pai, sag mir ehrlich, wie krank Mãe ist.«

Antonio hob den Blick von seinen Dokumenten und setzte die Brille ab, die er inzwischen trug.

»*Querida*, deine Mutter wollte nicht, dass du dir in der Fremde Sorgen machst. Vor einem Monat hat man eine Geschwulst aus ihrer Brust entfernt. Der Eingriff ist erfolgreich verlaufen, und die Ärzte rechnen mit einer vollständigen Genesung. Die Operation hat ihren Tribut gefordert, das ist alles. Sie kommt schon wieder zu Kräften.«

»Pai, sie sieht furchtbar aus! Bitte sag mir die Wahrheit.«

»Wirklich, Izabela, ich mache dir nichts vor. Frag ihre Ärzte, wenn du mir nicht glaubst. Sie braucht nur Ruhe und gesunde Ernährung. Seit der Operation hat sie kaum Appetit.«

»Bist du sicher, dass sie sich wieder erholt?«

»Ja.«

»Dann werde ich sie pflegen.«

Dass Bels Gedanken um die Gesundheit ihrer Mutter kreisten, half ihr in den folgenden Tagen sehr. Darauf konnte sie sich konzentrieren, das lenkte sie von ihrem eigenen Leid ab. Sie sorgte persönlich dafür, dass für Carla gut verdauliche Gerichte gekocht wurden, die sich leicht essen ließen. Bel leistete ihr vormittags Gesellschaft und berichtete ihr anschaulich von ihren Erlebnissen in der Alten Welt, von Landowski und der Beaux-Arts-Schule und von Senhor da Silva Costas wunderbarem *Cristo*-Projekt.

»Sie haben oben auf dem Corcovado begonnen, das Fundament auszuheben«, bemerkte Carla eines Tages. »Das würde ich mir gern ansehen.«

»Wir fahren hinauf«, versprach Bel, die hoffte, dass ihre Mutter das tatsächlich schaffte.

»Und natürlich müssen wir uns über die Hochzeitsvorbe-

reitungen unterhalten«, sagte Carla, die in einem Sessel auf der Terrasse vor ihrem Schlafzimmer saß. »Es gibt so vieles zu regeln.«

»Immer mit der Ruhe, Mãe, das können wir immer noch machen, wenn du wieder kräftiger bist.«

Beim gemeinsamen Abendessen drei Tage nach Bels Heimkehr teilte Antonio ihr mit, dass Gustavo angerufen habe.

»Er möchte wissen, wann er kommen und dich begrüßen kann.«

»Vielleicht wenn es Mãe besser geht«, antwortete sie.

»Izabela, er hat dich so viele Monate nicht gesehen. Ich habe ihm gesagt, er soll morgen Nachmittag vorbeischauen. Gabriela kann deiner Mutter Gesellschaft leisten, während du dich mit Gustavo unterhältst. Er soll nicht den Eindruck haben, dass du dich nicht mit ihm treffen willst.«

»Ja, Pai.«

»Du freust dich doch sicher auch auf ihn, oder?«

»Natürlich.«

Am folgenden Nachmittag fand sich Gustavo um Punkt drei Uhr ein. Carla bestand darauf, dass Bel eines der neuen Kleider anzog, die sie sich in Paris hatte schneidern lassen.

»Du musst noch schöner sein, als er dich in Erinnerung hat«, betonte Carla. »Wir wollen schließlich nicht, dass er es sich nach der langen Trennung anders überlegt. Du bist ja inzwischen genauso dünn wie ich«, neckte sie ihre Tochter.

Loen half ihr in das Kleid und machte ihr eine elegante Frisur.

»Was empfinden Sie bei dem Gedanken, Gustavo wiederzusehen?«, fragte Loen vorsichtig.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Bel ehrlich. »Ich glaube, ich bin nervös.«

»Und der ... andere Mann, von dem Sie mir aus Paris geschrieben haben? Können Sie den vergessen?«

Bel betrachtete sich im Spiegel. »Nein, niemals, Loen.«

Als sie im Salon auf Gustavo wartete, hörte sie bang die Klingel und wie Gabriela die Tür öffnete. Und als sie Gustavos Stimme hörte, bat sie um himmlischen Beistand, dass Gustavo den Aufruhr in ihrem Herzen nicht erahnen würde.

»Izabela«, begrüßte er sie und ging mit ausgestreckten Armen auf sie zu.

»Gustavo.« Sie reichte ihm die Hände, die er ergriff.

»Europa scheint genau das Richtige für Sie gewesen zu sein. Sie wirken noch strahlender, als ich Sie in Erinnerung hatte, und sind zu einer wunderschönen Frau gereift.« Er musterte sie von Kopf bis Fuß. »Hat es Ihnen gefallen?«

»Ja, sehr«, antwortete sie, bat Gabriela mit einer Geste, einen Krug mit frischem Mangosaft zu bringen, und bot Gustavo einen Platz an. »Besonders Paris.«

»Ja, ja, die Stadt der Liebe. Ich bedaure, dass ich nicht mit Ihnen dort sein konnte. Vielleicht kommen wir eines Tages, wenn Gott es gut mit uns meint, einmal gemeinsam hin. Aber nun erzählen Sie mir von Ihren Reisen.«

Als Bel ihm schilderte, was sie in den vergangenen Monaten erlebt hatte, kam ihr Gustavo noch schmaler vor als früher. Sie zwang sich, sich auf seine freundlichen braunen Augen zu konzentrieren.

»Es klingt tatsächlich, als hätten Sie eine sehr schöne Zeit verlebt.« Er nahm einen Schluck Saft. »Ihre Briefe waren so kurz, dass ich nicht beurteilen konnte, ob die Reise ein Erfolg war. Zum Beispiel haben Sie darin nicht erwähnt, dass Sie in Paris einem Bildhauer Modell gesessen haben.«

»Von wem wissen Sie das?«, fragte Bel entsetzt.

»Von Ihrem Vater. Wir haben gestern miteinander telefoniert. Das war sicher eine interessante Erfahrung.«

»Ja«, bestätigte Bel matt.

»Wissen Sie«, erklärte er lächelnd, »vor etwa sechs Wochen, kurz vor Ihrer Abreise aus Paris, hatte ich das merkwürdige Gefühl, dass Sie nicht zu mir zurückkehren würden. Ich habe so-

gar Ihren Vater gefragt, ob Sie wirklich wie geplant an Bord des Schiffs gegangen sind. Zum Glück war meine Angst unbegründet. Und jetzt sind Sie hier, Izabela.« Er ergriff ihre Hand. »Habe ich Ihnen genauso gefehlt wie Sie mir?«

»Ja, sehr.«

»Leider können wir nicht früher heiraten, denn wir müssen Ihrer Mutter Zeit geben, sich zu erholen. Wie geht es ihr?«

»Sie ist schwach, befindet sich jedoch auf dem Weg der Besserung«, antwortete Bel. »Ich begreife immer noch nicht, warum die beiden mich nicht über ihre Krankheit informiert haben. Selbstverständlich wäre ich früher nach Hause gekommen.«

»Manche Dinge mag man einfach nicht brieflich mitteilen.«

Bel spürte, wie sie rot wurde, denn was er sagte, wirkte wie eine Andeutung, dass er ihr Geheimnis kannte.

»Sie hätten es mir schreiben sollen, auch wenn sie mich vor Kummer bewahren wollten«, erwiderte sie.

Gustavo ließ ihre Hand los. »Nun sind Sie gesund und munter wieder bei mir, und Ihre Mutter ist auf dem Weg der Besserung. Das ist doch das Wichtigste, oder? Meine Mutter möchte Sie übrigens auch so bald wie möglich sehen, um die Hochzeitsvorbereitungen zu besprechen. Natürlich wollte sie Senhora Carla nicht damit belästigen, aber einige Punkte müssen bald geklärt werden. Zum Beispiel das Datum. Schwebt Ihnen ein bestimmter Tag im Januar vor?«

»Am liebsten erst gegen Ende des Monats, damit meine Mutter so viel Zeit wie möglich hat, sich zu erholen.«

»Selbstverständlich. Würden Sie meine Mutter in den nächsten Tagen in der Casa besuchen, um mit ihr über die Hochzeit zu sprechen? Und über die Pläne, die Ihr Vater und ich für die Renovierung unseres Hauses haben. Ihr Vater hat einen Architekten mit einigen sehr modernen Ideen beauftragt und schlägt vor, die oberen Stockwerke so umzugestalten, dass die großen Schlafzimmer eigene Bäder bekommen. Bestimmt möchten Sie bei der Inneneinrichtung unserer eigenen Räumlichkeiten auch

ein Wörtchen mitreden. Frauen sind in dieser Hinsicht sehr viel kreativer als Männer.«

Der bloße Gedanke, in Zukunft ein Zimmer – und ein *Bett* – mit Gustavo zu teilen, ließ sie erschauern. »Ich komme zu Ihnen, wann immer es Ihrer Mutter passt«, antwortete sie.

»Sagen wir nächsten Mittwoch?«

»Das geht bestimmt.«

»Gut. Ich hoffe, Sie in der Zwischenzeit noch einmal sehen zu dürfen. Kann ich morgen Nachmittag vorbeikommen?«

»Ich bin hier.« Sie erhob sich mit Gustavo.

»Dann also bis morgen, Izabela«, murmelte er und küsste ihre Hand. »Ich sehne mich schon nach dem Tag, an dem ich für Treffen mit Ihnen keinen Termin mehr machen muss.«

Als Gustavo weg war, zog sich Bel in ihr Zimmer zurück, um sich zu sammeln, bevor sie nach ihrer Mutter sah. Gustavo war ein freundlicher und sanftmütiger Mensch, dachte sie, er konnte nichts dafür, dass sie ihn niemals so lieben würde wie er sie. Oder dafür, dass sie einen anderen liebte ...

Bel erinnerte sich an Laurents Worte, dass ihre wahren Gefühle sich eines Tages offenbaren würden. Um sich zu beruhigen, wusch sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser und suchte dann erst ihre Mutter auf.

Eine Woche später stellte Bel voller Freude fest, dass Carla, obwohl noch immer schwach und schmal, eindeutig auf dem Weg der Besserung war.

»Ach«, seufzte Carla eines Nachmittags, nachdem Bel ihr ihre Übertragung von Gustave Flauberts *Madame Bovary* aus dem Französischen ins Portugiesische vorgelesen hatte, »was habe ich nur für eine kluge Tochter!« Sie bedachte Bel mit einem zärtlichen Blick und strich ihr über die Wange. »Du machst mich sehr stolz.«

»Und ich bin stolz auf dich, wenn du alles aufisst«, entgegnete Bel.

Carla beobachtete durchs Fenster, wie an dem warmen Nachmittag Schatten über die üppige Flora und Fauna des Gartens wanderten. »Das helle Licht der Sonne weckt meine Sehnsucht nach meiner geliebten *fazenda*«, bemerkte sie. »Die Bergluft dort hat mir schon immer gutgetan, und es ist so schön ruhig da oben.«

»Willst du hin, Mãe?«

»Izabela, du weißt, wie sehr ich die *fazenda* liebe. Aber dein Vater hat so viel in seinem Büro zu tun, dass er Rio nicht verlassen möchte.«

»Wichtig ist nur, was dir hilft, gesund zu werden. Überlass das mir«, sagte Bel.

Beim Abendessen unterbreitete Bel ihrem Vater den Vorschlag, Carla zur *fazenda* zu begleiten.

»Ich glaube, das würde ihr guttun, ihrer Seele und ihrem Körper. Lässt du uns gehen, Pai, nur ein paar Wochen? Im Moment ist es in Rio sehr heiß.«

»Izabela«, Antonio runzelte die Stirn, »du bist gerade erst zurück und willst schon wieder weg. Man könnte fast meinen, dass es dir hier nicht gefällt.«

»Du weißt, dass das nicht stimmt, Pai. Aber solange wir nicht beide überzeugt sind, dass Mãe wieder gesund wird, habe ich kein gutes Gefühl dabei, einen Termin für die Hochzeit festzusetzen, obwohl mir daran natürlich sehr läge. Wenn ein Aufenthalt auf der *fazenda* ihren Genesungsprozess beschleunigt, würde ich sie gern begleiten.«

»Und mich ganz allein hierlassen, ohne Frau und Kind, zu denen ich nach Hause kommen kann?«, beklagte sich Antonio.

»Besuch uns doch an den Wochenenden, wenn du nicht arbeitest, Pai.«

»Vielleicht. Aber du musst nicht mich überzeugen, sondern deinen Verlobten, der dich möglicherweise nicht wieder ziehen lassen möchte.«

»Ich rede mit Gustavo«, versprach Bel.



»Ja«, sagte Gustavo, als Bel ihm am folgenden Nachmittag ihren Plan vorstellte. »Ich stimme allem zu, was uns schneller vor den Altar bringt. Und ...«, fügte er hastig hinzu, »... natürlich ist es auch das Beste für die Gesundheit Ihrer Mutter. Bevor Sie fahren, müssen wir allerdings noch einige Entscheidungen treffen.«

Bel teilte der entzückten Carla mit, dass sie in der folgenden Woche zur *fazenda* aufbrechen würden. Sie war nicht das einzige Mitglied des Bonifacio-Haushalts, das sich darüber freute. Loen strahlte, als Bel sie bat, Mutter und Tochter in die Berge zu begleiten. Ihre Anwesenheit wäre nicht unbedingt erforderlich gewesen, weil Fabiana und Sandro von der *fazenda* es durchaus geschafft hätten, sich auch um die beiden zu kümmern, doch Bel wusste, dass der Aufenthalt Loen Gelegenheit geben würde, Zeit mit ihrem Verehrer zu verbringen.

»Ach, Senhorita Bel«, rief Loen mit leuchtenden Augen aus, »ich kann es gar nicht glauben, dass ich ihn wiedersehen werde! Weil er nicht lesen und schreiben kann, haben wir seit unserem letzten Treffen nichts mehr voneinander gehört. *Obrigada! Obrigada!*«

Nach einer spontanen Umarmung für ihre Herrin hüpfte Loen fast aus dem Zimmer. Und Bel nahm sich vor, sich wenigstens für Loen zu freuen, auch wenn sie selbst nie mehr mit dem Mann zusammenkäme, den sie liebte.

Am folgenden Tag sprach Bel mit Gustavo und seiner Mutter über die Hochzeitsvorbereitungen.

»Es ist höchst bedauerlich, dass Ihre Mutter aufgrund ihrer Krankheit gerade jetzt nichts zur Organisation beitragen kann«, stellte Luiza Aires Cabral fest. »Denn wir müssen alles so weit wie möglich planen.«

Bel, die der arroganten Luiza am liebsten eine Ohrfeige gegeben hätte, hielt sich zurück. »Bestimmt geht es ihr nach dem Aufenthalt in der frischen Bergluft bald besser«, entgegnete sie.

»Wenn wir wenigstens ein Datum festsetzen, wird man in Rio nicht den Eindruck haben, dass es nach Ihrem langen Auf-

enthalt im Ausland zu weiteren Verzögerungen kommt.« Luiza setzte ihre Brille auf und warf einen Blick in ihren Kalender. »Der Erzbischof hat mir bereits seine freien Termine genannt. Wie Sie sich vorstellen können, ist er auf Monate ausgebucht. Gustavo sagt, Sie hätten die Hochzeit gern Ende Januar. Natürlich an einem Freitag, Trauungen am Wochenende sind vulgär.«

»Wie Sie meinen.«

»Ihr Vater möchte den anschließenden Empfang im Copacabana Palace Hotel abhalten. Ich persönlich finde ja das Publikum dort ziemlich gewöhnlich, weswegen mir nach Familientradition ein kleinerer, exklusiverer Rahmen hier im Haus lieber wäre. Doch weil Ihr Vater beschlossen hat, es zu renovieren, ist das leider nicht möglich. Im Haus wimmelt es gegenwärtig von Handwerkern, die vielleicht nicht bis Januar fertig werden. Also brauchen wir einen anderen Veranstaltungsort.«

»Ich füge mich ganz Ihren Wünschen«, erklärte Bel.

»Als Blumenkinder hat Ihre Mutter acht Ihrer Cousins und Cousinen aus São Paulo vorgeschlagen. Wir haben mindestens zwölf Patenkinder von unserer Seite, die erwarten, berücksichtigt zu werden. Aber mehr als acht können wir nicht nehmen, ohne protzig zu wirken. Haben Sie jemanden, den Sie auf jeden Fall dabeihaben wollen?«

Bel nannte zwei Töchter der Cousine ihrer Mutter und einen Jungen von der Seite ihres Vaters. »Die anderen können Sie gern aus Ihrer Familie auswählen.«

Sie sah ihren Verlobten an, der sie mit einem mitfühlenden Lächeln bedachte.

In den folgenden beiden Stunden befragte Luiza Bel zu sämtlichen Details der Hochzeit, verwarf jedoch alle Vorschläge von ihr sofort.

In einem Punkt blieb Bel allerdings unnachgiebig: Loen würde sie nach der Hochzeit als Zofe in ihr neues Heim begleiten.

Luiza fixierte sie mit einem eisigen Blick und winkte ab. »Das

ist absurd. Wir haben hier genug Bedienstete, die sich bestens um Sie kümmern können.«

»Aber ...«

»Mãe«, sprang Gustavo Bel endlich bei, »wenn Bel Loen mitbringen möchte, die sie seit der Kindheit kennt, sehe ich darin kein Problem.«

Luiza hob verärgert die Augenbrauen. »Verstehe. Nun denn«, sagte sie schließlich und nickte ihrem Sohn zu, bevor sie sich wieder Bel zuwandte. »Wenigstens habe ich nach unserem heutigen Gespräch eine Grundlage, mit der ich arbeiten kann, wenn Sie in die Berge reisen. Nach der langen Trennung von meinem Sohn könnte man fast meinen, dass Ihnen gar nichts an der Gesellschaft Ihres Zukünftigen liegt.«

Wieder meldete sich Gustavo zu Wort. »Mãe, das ist nicht gerecht. Izabela möchte nur, dass ihre Mutter gesund wird.«

»Natürlich, und ich werde sie morgen in der Kirche in meine Gebete einschließen. Ich habe allerdings auch vor, meine Pflicht zu tun und die Organisation der Hochzeit voranzutreiben, bis Sie und Senhora Bonifacio wieder in Rio sind, um diese Last gemeinsam mit mir zu schultern.« Luiza sah auf die Uhr auf dem Kaminsims. »Wenn ihr mich nun entschuldigen würdet. Ich habe in weniger als einer halben Stunde ein Treffen mit der Leitung des Waisenhauses der Barmherzigen Schwestern. Gustavo, wärest du so nett, mit Izabela einen Spaziergang im Garten zu machen und ihr zu zeigen, wie die Renovierungsarbeiten vorankommen? Einen guten Tag noch.«

Als Bel Luiza nachblickte, fühlte sie sich wie ein Kessel kurz vor dem Explodieren.

»Das dürfen Sie nicht so ernst nehmen.« Gustavo, der ihre Verärgerung zu spüren schien, legte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter. »Mãe mag nörgeln, aber sie liebt diese Vorbereitungen. Seit Monaten spricht sie von nichts anderem. Wollen wir in den Garten gehen?«

»Gustavo«, fragte Bel, als sie das Haus verließen, »wo werden

Ihre Eltern leben, wenn wir verheiratet sind und ich mit Ihnen hier wohne?«

Er hob überrascht eine Augenbraue. »Natürlich bei uns. Wo sonst?«

Am folgenden Morgen machte Bel es Carla auf dem Rücksitz des Rolls-Royce bequem und nahm neben ihr Platz. Loen saß während der fünfstündigen Fahrt in die kühle Bergregion von Paty do Alferes vorn. Zweihundert Jahre lang hatte die Fazenda Santa Tereza dem Baron Paty do Alferes gehört, einem portugiesischen Adligen und entfernten Cousin der Familie Aires Cabral, wie sie von Antonio wussten.

Die Straßen, die in diesem Gebiet deshalb so gut waren, weil die reichen Grundbesitzer ihre Kaffeebohnen früher von hier nach Rio transportieren mussten, ermöglichten es Carla, den größten Teil der Fahrt ungestört zu schlafen.

Bel blickte währenddessen auf die Berge hinaus, von denen frisches Quellwasser sprudelte.

»Mãe, wir sind da«, sagte sie, als der Wagen über den Feldweg zum Haupthaus holperte.

Carla schlug die Augen auf, und Bel sprang, sobald sie standen, hinaus, um die wunderbar klare Luft zu atmen, für die die Gegend bekannt war, und auf die laut zirpenden Grillen zu lauschen. Vanilla und Donna, die beiden Streuner, die auf Wunsch Bels hatten bleiben dürfen, als sie sieben Jahre zuvor als hungrige Welpen vor der Küchentür aufgetaucht waren, rannten aufgeregt winselnd um die Beine ihrer Herrin herum.

»Endlich daheim«, seufzte Bel, als sie Fabiana und Sandro, die sich um die *fazenda* kümmerten, entdeckte.

»Senhorita Izabela!« Fabiana umarmte sie. »Sie sind noch schöner geworden seit dem letzten Mal. Geht es Ihnen gut?«

»Ja danke. Aber ...«, Bel senkte die Stimme, »... wenn du meine Mutter siehst, wirst du wahrscheinlich schockiert sein. Bitte lass dir nichts anmerken«, warnte sie sie.

Fabiana nickte und beobachtete, wie der Fahrer Carla aus dem Wagen half. Dann tätschelte sie Bels Arm und ging zu Carla, um ihre Herrin zu begrüßen. Wenn es irgendjemandem gelingen konnte, ihre Mutter gesund zu machen, dachte Bel, dann Fabiana. Sie würde nicht nur in der winzigen Hauskapelle für sie beten, die sich in einer Nische beim Salon befand, sondern Carla auch mit allen nur erdenklichen traditionellen Mitteln behandeln: Mixturen aus Pflanzen und Blumen, die in der Gegend wuchsen und bekannt waren für ihre Heilkraft.

Aus den Augenwinkeln nahm Bel Bruno wahr, Fabianas und Sandros dunkeläugigen Sohn, der sich im Hintergrund hielt. Als sie alle in Richtung Haus gingen, sah sie, wie Loen ihm einen schüchternen Blick zuwarf und Bruno ihn erwiderte.

Bel folgte Carla und Fabiana, die schützend einen Arm um Carlas Schulter gelegt hatte, und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Fabiana würde die Sorge um ihre Mutter, die Bel bisher allein hatte tragen müssen, nun mit ihr teilen. Als Fabiana Carla in ihr Zimmer begleitete, um ihr beim Auspacken zu helfen, durchquerte Bel den Salon mit den Holzdielen und den schweren Mahagoni- und Rosenholzmöbeln und öffnete die Tür zu ihrem eigenen früheren Kinderzimmer.

Schiebefenster und Fensterläden standen offen, sodass eine wunderbar kühle Brise hereinwehte. Draußen auf der Koppel grasten ihr Pony Lotty und Luppa, der Hengst ihres Vaters, friedlich nebeneinander. Dahinter erhob sich ein Hügel mit vereinzelt Kaffeesträuchern, denen es auch ohne Pflege gelungen war zu überleben. Eine Herde weißer Ochsen weidete an der Hügelflanke, unter deren struppigem Gras hier und da die fruchtbare rote Erde zum Vorschein kam.

Bel kehrte durch den Salon zur Haustür zurück, die von zwei der uralten Palmen flankiert wurde, welche der Gegend ihren Namen gaben, setzte sich auf die Steinbank auf der Terrasse, atmete den süßen Duft der Hibiskusblüten ein und blickte über den Garten hinüber zu dem Süßwassersee, in dem sie als Kind

jeden Tag geschwommen war. Als sie die Libellen über den Blumenbeeten und zwei gelbe Schmetterlinge vor sich in der Luft flattern sah, spürte sie, wie die Anspannung von ihr wich.

*Laurent würde es hier gefallen*, dachte sie unwillkürlich, und ihre Augen wurden feucht. Obwohl ihr beim Abschied von ihm in Paris klar gewesen war, dass sie ihn nie wiedersehen würde, hatte sie tief in ihrem Innern die kindliche Hoffnung gehegt, irgendwann von ihm zu hören. Jeden Morgen, wenn ihr Blick beim Frühstück auf die Post auf dem Silbertablett fiel, hatte sie sich vorgestellt, einen Brief von ihm vorzufinden, in dem er sie anflehte, zu ihm zurückzukehren, und in dem er ihr gestand, dass er ohne sie nicht leben könne.

Aber natürlich war das nicht geschehen. Und als die Wochen vergangen waren, hatte sie zu überlegen begonnen, ob seine Liebesschwüre nicht doch nur, wie Margarida vermutete, Teil seines Plans gewesen waren, sie zu verführen. Dachte Laurent überhaupt noch an sie, oder hatte er ihre kurze Zeit miteinander bereits vergessen?

Letztendlich war das egal, denn sie hatte einen Schlusstrich gezogen und war nach Brasilien zurückgekehrt, um zu heiraten. La Closerie des Lilas und das Gefühl von Laurents Lippen auf den ihren waren nur noch eine Erinnerung, eine kurze Begegnung mit einer anderen Welt, die sie selbst beendet hatte. Kein Wünschen und Hoffen konnte den Lauf des Lebens ändern, für das sie sich entschieden hatte.

## XXXI

Paris, November 1928

»Endlich ist die Statue fertig.« Professor Landowski schlug erleichtert auf seine Werkbank. »Aber jetzt will der verrückte Brasilianer ein maßstabsgetreues Modell vom Kopf und von den Händen seines Christus. Der Kopf wird beinahe vier Meter hoch sein und gerade so ins Atelier passen. Sogar die Finger werden fast bis zu den Dachsparren reichen. Im Atelier wird man im wörtlichen Sinn die schützende Hand Jesu spüren«, scherzte Landowski. »Und sobald ich damit fertig bin, will da Silva Costa mein Werk wie einen Rinderbraten aufschneiden und nach Rio de Janeiro verschiffen. So habe ich noch nie gearbeitet. Aber vielleicht«, seufzte er, »sollte ich mich einfach in den Wahnsinn fügen.«

»Ihnen wird nichts anderes übrig bleiben«, meinte Laurent.

»Immerhin lassen sich mit dem Geld die Rechnungen zahlen, auch wenn ich keine Aufträge mehr annehmen kann, bis der Kopf und die Hände Unseres Herrn wieder aus meinem Atelier verschwunden sind, denn vorher ist hier kein Platz. Fangen wir an, Brouilly. Bringen Sie mir die Gussformen, die Sie vor ein paar Wochen von den Händen der beiden Damen gemacht haben. Ich brauche etwas, womit ich arbeiten kann.«

Laurent holte sie aus dem Lager und legte sie auf die Werkbank.

»Die Damen haben beide schöne, sensible Hände, aber ich muss bedenken, wie sie in mehr als drei Meter Größe wirken«, sagte Landowski. »Brouilly, haben Sie denn kein Zuhause?«

»Doch, natürlich, Professor. Bis morgen.«

Draußen auf der Terrasse sah Laurent den kleinen Jungen, der

an dem kühlen Abend unter dem klaren Sternenhimmel auf der Steinbank saß. Laurent gesellte sich zu ihm.

»Du magst die Sterne?«, fragte Laurent, obwohl er sich längst damit abgefunden hatte, dass er von ihm keine Antwort bekam.

Der Junge lächelte kurz und nickte.

»Da ist der Gürtel des Orion.« Laurent deutete darauf. »Und ganz in der Nähe das Siebengestirn mit Atlas und Plejone, die über ihre Kinder, die Plejaden-Schwestern, wachen.«

Der Junge lauschte Laurent aufmerksam und folgte seinem Finger mit dem Blick.

»Mein Vater hat sich für Astronomie interessiert; in einem der Zimmer im oberen Stockwerk unseres Châteaus stand ein Teleskop. In klaren Nächten hat er es manchmal aufs Dach getragen und mir von den Sternen erzählt. Einmal habe ich eine Sternschnuppe entdeckt. Etwas Schöneres habe ich selten gesehen.« Er wandte sich dem Jungen zu. »Hast du Eltern?«

Der blickte weiter zum Himmel empor, als hätte er ihn nicht gehört.

»Egal, ich muss gehen.« Laurent tätschelte den Kopf des Jungen. »Gute Nacht.«

Laurent gelang es, einen Motorradfahrer dazu zu überreden, dass er ihn einen Teil des Weges nach Montparnasse mitnahm. Als er die Mansarde betrat, lag jemand in seinem Bett, und jemand anders schlief auf einer Matratze auf dem Boden. Weil er in letzter Zeit so oft in Landowskis Atelier übernachtet hatte, überraschte ihn das nicht.

Normalerweise hätte er den Mann noch ein paar Stunden schlafen lassen und sich mit Freunden in den Lokalen von Montparnasse herumgetrieben, bevor er ihn verscheuchte und sich selbst ins Bett legte, doch an jenem Abend war ihm nicht nach Gesellschaft zumute.

Überhaupt schien ihn seine Lebensfreude verlassen zu haben, seit Izabela Bonifacio an Bord des Schiffs nach Brasilien gegangen war.



Sogar Landowski hatte seine ungewöhnliche Einsilbigkeit bemerkt und ihn darauf angesprochen.

»Sind Sie krank, Brouilly? Oder haben Sie am Ende Liebeskummer?«

»Weder noch.«

»Egal, um welche Malaise es sich handelt: Sie vergeht.«

Laurent hatte Landowskis Worte als tröstlich empfunden, denn oft glaubte er, der Professor lebe so sehr in seiner eigenen Welt, dass er ihn gar nicht wahrnahm.

Nun schüttelte Laurent den Mann, der in seinem Bett lag, doch der stieß nur grunzend seinen alkoholschwangeren Odem aus und drehte sich weg. Laurent, der wusste, dass es keinen Zweck hatte, ihn aufwecken zu wollen, ließ ihn weiter seinen Rausch ausschlafen und beschloss, sich auf die Suche nach etwas Essbarem zu machen.

In den schmalen Gassen von Montparnasse herrschte wie immer reges Leben. Trotz der kühlen Nacht waren die Straßencafés voll besetzt, und aus den Bars drang eine Kakophonie unterschiedlichster Musik an Laurents Ohr. Das, was in Montparnasse sonst seine Lebensgeister weckte, ging ihm in letzter Zeit eher auf die Nerven. Wie konnten alle so glücklich sein, wenn es ihm so schlecht ging?

Laurent mied La Closerie des Lilas, weil dort zu viele Bekannte verkehrten, die ihn in geistlose Gespräche verwickeln würden, und setzte sich in einem ruhigeren Etablissement auf einen Hocker an der Theke, bestellte sich einen Absinth und leerte das Glas mit einem Zug. Sein Blick fiel auf eine brünette Frau mit dunkler Haut, die ihn wie so viele an Izabela erinnerte. Erst bei näherer Betrachtung merkte er, dass ihre Züge nicht so fein wie die ihren und ihre Augen hart waren.

Er bestellte einen weiteren Absinth und grübelte. In der Vergangenheit war er als Casanova verschrien gewesen, als charmanter, attraktiver Lebemann, der von seinen Freunden beneidet wurde, weil er jede ins Bett bekam. Diese Fähigkeit hatte er

weidlich ausgenutzt, denn er liebte die Frauen, nicht nur ihres Körpers, sondern auch ihres Geistes wegen.

Und die Liebe? Zweimal hatte er geglaubt, das zu erleben, was alle großen Dichter und Maler in ihrer Kunst darzustellen versuchten. Doch beide Male war das Gefühl schnell wieder verfliegen, und Laurent war zu der Überzeugung gelangt, dass er es nie kennenlernen würde.

Bis er Izabela begegnet war ...

Anfangs hatte er wie üblich alle Register seiner Verführungskunst gezogen und sich daran erfreut, wie sie ihm allmählich schüchtern errötend verfiel. Dieses Spiel hatte er in der Vergangenheit oft genug gespielt. Doch wenn der Fisch dann an der Angel zappelte, war sein Interesse für gewöhnlich erloschen.

Als er begriffen hatte, dass Izabela ihn verlassen würde und seine Gefühle möglicherweise tatsächlich echt waren, hatte er zum ersten Mal von Liebe gesprochen und sie gebeten, in Paris zu bleiben.

Doch sie hatte ihn abgewiesen.

In den ersten Tagen nach ihrer Abreise aus Frankreich hatte er sich sein Elend damit erklärt, dass sie als erste Frau seinen Reizen nicht erlegen war. Vielleicht machte die Tatsache, dass sie nicht zu haben war, sie noch verführerischer, und die, dass sie zu einem Mann zurückkehrte, den sie nicht liebte, um mit ihm den Bund fürs Leben zu schließen, erhöhte die Dramatik der Situation.

Aber keine dieser Vermutungen schien zuzutreffen. Denn auch acht Wochen später, in denen er mit anderen Frauen ins Bett gegangen war, um herauszufinden, ob das half – nein –, und sich so sehr betrunken hatte, dass er den ganzen folgenden Tag verschief und sich damit den Zorn von Landowski zuzog, empfand er noch genauso.

Er dachte nach wie vor die ganze Zeit an Izabela. Im Atelier ertappte er sich dabei, wie er sich an ihre gemeinsamen Stunden erinnerte. Warum nur hatte er sie nicht intensiver auskosten? Izabela war anders als alle Frauen, die er kannte, so unschuldig

und gütig ... Doch er hatte auch ihre Leidenschaft und ihren Lebenshunger gespürt. Und ihre Zärtlichkeit an jenem Abend, als sie sich nicht davon hatte abbringen lassen, den kleinen Jungen ins Atelier zu tragen ...

Nach einem weiteren Glas Absinth war sie in seiner Erinnerung eine wahre Göttin.

Nachts im Bett schalt er sich dafür, dass er anfangs mit ihren Gefühlen gespielt hatte. Am liebsten hätte er einige der Anzüglichkeiten, mit denen er sie in Verlegenheit gebracht hatte, zurückgenommen. Sie waren ihrer nicht würdig gewesen.

Und nun war sie für immer fort.

Was hätte er einer Frau wie ihr auch bieten können?, fragte er sich trübsinnig. Eine schmutzige Dachkammer, die er mit anderen teilte und in der sogar das Bett stundenweise vermietet wurde, keinerlei festes Einkommen und einen Ruf als Frauenheld, der ihr sicher schon zu Ohren gekommen war. Er hatte gemerkt, wie wissend Margarida Lopes de Almeida ihn ansah; bestimmt hatte sie sie vor ihm gewarnt.

Als Laurent einen Teller Suppe bestellte, um dem Absinth entgegenzuwirken, überlegte er wohl schon zum tausendsten Mal, ob er den Brief schreiben und abschicken sollte, den er seit ihrer Abreise so oft in seinem Kopf formuliert hatte. Doch natürlich wusste er, dass er in die falschen Hände geraten und sie kompromittieren konnte.

Die Frage quälte ihn, ob sie bereits verheiratet und alles verloren war. Gern hätte er sich bei Margarida erkundigt, aber die kam nach dem Ende ihrer zweimonatigen Assistenz nicht mehr ins Atelier. Über die Buschtrommeln von Montparnasse wusste Laurent, dass sie und ihre Mutter des wärmeren Klimas wegen nach Saint Paul de Vence gefahren waren.

»Brouilly.«

Er spürte eine Hand auf seiner Schulter.

»Wie geht's?«

»Gut, Marius«, antwortete er. »Und dir?«

»So wie immer: Ich hab kein Geld, bin betrunken und brauche eine Frau. Und weil ich keine habe, musst du herhalten. Willst du was trinken?«

Marius rückte einen Barhocker heran. Er war einer der vielen unbekanntenen Künstler, die sich in Montparnasse mit billigem Fusel und Sex an ihrem Traum von einer glänzenden Zukunft festklammerten.

Laurent musste an den schlafenden Mann in seinem Bett in der Mansarde denken und beschloss, erst im Morgengrauen aus dem Lokal zu torkeln und in der Gosse zu schlafen.

»Ja«, antwortete er. »Noch einen Absinth.«

Mit jenem Abend begann ein Wochenende, an dem Laurent seinen Kummer ertränkte. Und an das er sich, als er mit blutunterlaufenen Augen in Landowskis Atelier wankte, kaum noch erinnerte.

»Schau nur, was die Katze reingebracht hat«, sagte Landowski zu dem Jungen, der dem Professor von einem Hocker aus bei der Arbeit zusah.

»*Mon Dieu*, Professor, Sie sind aber gut vorangekommen!«, rief Laurent beim Anblick der riesigen Hand des Christus erstaunt aus. Bestimmt, dachte er, hatte Landowski die vergangenen achtundvierzig Stunden ununterbrochen daran gearbeitet.

»Sie sind fünf Tage weg gewesen, und irgendwer musste die Arbeit ja machen. Der Junge und ich wollten schon einen Suchtrupp nach Montparnasse schicken.«

»Wollen Sie damit sagen, dass heute Mittwoch ist?«, fragte Laurent entsetzt.

»Genau«, antwortete Landowski, wandte sich wieder der riesigen weißen Skulptur zu und setzte ein Skalpell an dem noch feuchten Gips an. »Jetzt werde ich die Fingernägel Unseres Herrn formen«, erklärte er dem Jungen, ohne weiter auf Laurent zu achten.

Als Laurent aus dem Küchenbereich zurückkehrte, wo er sich

das Gesicht kalt gewaschen und zwei Gläser Wasser gegen die Kopfschmerzen getrunken hatte, blickte Landowski ihn an.

»Wie Sie sehen, habe ich mir einen neuen Assistenten gesucht.« Er zwinkerte dem Jungen zu. »Der verschwindet nicht fünf Tage lang und taucht dann betrunken von der Nacht zuvor hier auf.«

»Tut mir leid, Professor, ich ...«

»Es reicht! Noch einmal darf so etwas nicht passieren, Brouilly. Ich hätte Ihre Hilfe gebraucht, und Sie waren nicht da. Und bevor Sie es wagen, die Hände meines Christus anzufassen, gehen Sie zu meiner Frau ins Haus und erklären ihr, dass ich Ihnen gesagt habe, Sie sollen Ihren Rausch ausschlafen.«

»Ja, Professor.«

Laurent verließ das Atelier mit hochrotem Gesicht und wurde wenig später von Landowskis stets verständnisvoller Frau Amélie ins Bett gesteckt.

Vier Stunden danach wachte er auf, duschte kalt und aß einen Teller Suppe, den Amélie ihm gab, bevor er deutlich erholt ins Atelier zurückkehrte.

»Besser«, meinte der Professor. »Jetzt sind Sie wieder einsatzfähig.«

Die riesige Hand hatte mittlerweile einen Zeigefinger, und der Junge beobachtete Landowski noch immer von seinem Hocker aus bei der Arbeit.

»Und nun zum Ringfinger. Ich orientiere mich an diesem Modell.« Landowski deutete auf eine der Gussformen, die Laurent von Izabelas und Margaridas Händen genommen hatte.

»Für welche Hände haben Sie sich entschieden?«, fragte Laurent.

»Ich habe keine Ahnung, weil keine Namen darauf stehen. Vielleicht ist es das Beste so. Schließlich sind es die Hände von Christus, ganz allein die Seinen.«

Laurent suchte an der Gipsform nach dem Riss am kleinen Finger, den er sorgfältig geklebt hatte, nachdem er sie von Made-

moiselle Margaridas Hand entfernt hatte. Und konnte ihn nicht finden.

Laurents Herz machte vor Freude einen Sprung, denn nun war klar, dass Landowski Izabelas Hände als Vorlage für den Christus gewählt hatte.

## XXXII

Paty do Alferes, Brasilien, November 1928

In den zwei Wochen, die sie nun schon auf der *fazenda* waren, hatte Bel mitverfolgt, wie ihre Mutter allmählich zu Kräften kam. Ob das an der klaren Bergluft, der Schönheit und Ruhe der Landschaft oder an Fabianas Pflege lag, wagte Bel nicht zu beurteilen. Jedenfalls hatte Carla ein wenig zugenommen und konnte nun wieder ohne fremde Hilfe kurze Spaziergänge im prächtigen Garten machen.

Was sie aßen, wurde entweder auf der *fazenda* selbst angebaut oder stammte aus der Gegend: Fleisch von ihren Rindern, Käse und Milch von den Ziegen weiter unten und Obst und Gemüse von örtlichen Höfen. Die Region war bekannt für ihre Tomaten, und Fabiana schwor auf ihre Heilkraft, weswegen sie sie jedem Essen in allen nur erdenklichen Formen beimischte.

Auch Bel hatte das Gefühl, sich zu erholen. Jeden Morgen schwamm sie vor Fabianas köstlichem Früchtekuchenfrühstück eine Runde in dem erfrischend kühlen See. Auf dem Grundstück befand sich ein Wasserfall, unter den Bel sich oft setzte, hinaus auf die Berge schaute und sich von dem eisig kalten Nass den Rücken massieren ließ.

Tagsüber, wenn ihre Mutter sich ausruhte, lag sie auf der Veranda im Schatten und las, hauptsächlich Bücher über Philosophie und die Kunst, um inneren Frieden zu erlangen, nicht mehr die romantischen Liebesgeschichten von früher, weil sie nun wusste, dass es sich um reine Fiktion handelte und der Liebe im wirklichen Leben nicht immer ein glückliches Ende beschieden war.

Nachmittags sattelte sie meist Lotty, ritt über Feldwege die

Hänge hinauf und legte oben eine Rast ein, um den herrlichen Ausblick zu genießen.

An den Abenden spielte sie Karten mit ihrer Mutter, und hinterher zog Bel sich müde, aber innerlich ruhig in ihr Zimmer zurück. Bevor sie die Augen schloss, bat sie Gott, ihre Mutter vollständig genesen zu lassen, ihrem Vater geschäftlichen Erfolg zu schenken und dafür zu sorgen, dass Laurent – der ihrem Körper so fern, ihrem Herzen jedoch so nah war – irgendwann sein Glück fand.

Allerdings machte es die Sache für sie nicht leichter, wenn sie Loen und Bruno, die nur Augen füreinander hatten, abends beim Spaziergehen sah. Als sie sie einmal sogar dabei ertappte, wie sie sich heimlich am See küssten, brannte ihr Herz vor Eifersucht.

Hier oben, dachte Bel eines Abends im Bett, als sie sich wieder einmal an Laurents Berührungen erinnerte, war das Leben außerhalb der *fazenda* weit, weit weg. Das gleiche Gefühl hatte sie in Paris gehabt, wo ihr die Hochzeit mit Gustavo und Rio wie in einer anderen Welt erschienen waren – so wie nun die Gassen von Montparnasse, in denen sie sich Laurent oft vorstellte ...

Nach drei Wochen auf der *fazenda* kam Antonio übers Wochenende zu Besuch. Sofort veränderte sich die Atmosphäre. Fabiana begann hektisch zu putzen und trieb ihren Mann an, den makellosen Rasen zu mähen und die glänzenden Kupferornamente an der Wand des Esszimmers zu polieren.

»Wie geht es ihr?«, erkundigte sich Antonio, der nachmittags eintraf, als Carla gerade ruhte.

»Sehr viel besser, Pai. Ich glaube, in ein paar Wochen wird sie kräftig genug sein, um nach Rio zurückzukehren. Fabiana kümmert sich aufopfernd um sie.«

»Wenn sie wach ist, verschaffe ich mir selbst einen Eindruck. Izabela, es ist fast Dezember. Deine Hochzeit soll Ende Januar stattfinden, und es ist noch so viel zu tun. Wenn deine Mutter sich, wie du sagst, unter der Obhut von Fabiana so gut erholt, kannst du mich ja nach Rio begleiten.«



»Pai, bestimmt möchte Mãe ihre Tochter weiter bei sich haben.«

»Sicher versteht deine Mutter auch, dass die Braut in Rio sein muss, um ihre Hochzeit vorzubereiten«, konterte Antonio. »Ganz abgesehen davon, dass du dich wieder einmal bei deinem Verlobten blicken lassen solltest. Ich finde, Gustavo beweist unter den gegebenen Umständen große Geduld. Er muss doch allmählich das Gefühl haben, dass seine Zukünftige jede Gelegenheit ergreift, von ihm wegzulaufen. Und seine Eltern werden hinsichtlich der Organisation allmählich ungeduldig. Genau wie ich. Du fährst mit mir nach Rio zurück. Das ist mein letztes Wort.«

Als ihr Vater den Raum verließ, um zu seiner Frau zu gehen, war Bel klar, dass ihr keine Ausflucht mehr blieb.

»Mãe«, sagte sie zwei Tage später zu Carla, »du weißt, dass ich jederzeit gern zurückkomme, wenn du mich brauchst. Fabiana hält mich telefonisch vom Ort aus auf dem Laufenden.«

»Mach dir um mich keine Sorgen, *pequena*.« Carla strich ihrer Tochter sanft über die Wange. »Ich bin auf dem Weg der Besserung. Entschuldige mich bitte bei Senhora Aires Cabral und sag ihr, dass ich hoffe, bald wieder in Rio zu sein. Komm, umarme deine Mutter.«

Carla winkte Mann und Tochter zum Abschied nach. Antonio warf seiner Frau eine Kusshand zu, und der Wagen setzte sich auf der steinigen Auffahrt in Bewegung.

»Ich bin sehr erleichtert, dass es ihr besser geht«, bemerkte Antonio im Auto. »Ich wüsste wirklich nicht, was ich ohne sie machen würde.«

Bel, die sehr oft den Eindruck hatte, dass Antonio seine Frau kaum wahrnahm, überraschte es, so etwas wie Verletzlichkeit im Blick ihres Vaters zu sehen.

Der folgende Monat war gefüllt mit zahllosen Fahrten zur Casa das Orquídeas, wo Bel mit Luiza die letzten Einzelheiten der

Hochzeit besprach. Obwohl Bel fest entschlossen war, sich von der Frau nicht provozieren zu lassen, musste sie sich ob deren herablassender, arroganter Art oft sehr beherrschen.

Anfangs machte sie noch Vorschläge hinsichtlich der Kirchenlieder, der Gestaltung der Brautjungferkleider, die zu ihrem eigenen prächtigen Gewand passen sollten, und der Speisenfolge beim Hochzeitsfrühstück, doch jedes Mal fand Luiza einen Grund, warum Bels Ideen sich nicht eigneten. Am Ende stimmte sie allem zu, weil das am einfachsten war.

Gustavo, der sich manchmal im Salon zu ihnen gesellte, drückte beim Abschied ihre Hand. »Danke für deine Geduld mit meiner Mutter. Sie kann sehr rechthaberisch sein.«

Wenn Bel dann erschöpft und mit Kopfschmerzen nach Hause kam, fragte sie sich, wie sie es schaffen sollte, sich zu beherrschen, wenn sie unter demselben Dach wie Luiza lebte.

Als es Hochsommer wurde in Rio, stellte Bel fest, dass sie, weil ihre Mutter sich nach wie vor in den Bergen aufhielt und ihr Vater von morgens bis abends im Büro weilte, weit mehr Freiheiten besaß als sonst. Loen, die seit dem Abschied von Bruno mit hängendem Kopf herumlief, begleitete Bel gern im Zug den Corcovado hinauf, um das *Cristo*-Projekt in Augenschein zu nehmen. Von der Aussichtsplattform aus war das Gewimmel gut zu beobachten; schwere Eisenträger wurden an Ort und Stelle gehievt, die ersten Konturen waren zu erkennen.

Zu sehen, wie gut es voranging, tröstete Bel. Auf der *fazenda* hatte sie sich mit der Tatsache versöhnt, dass sie Laurent, egal, was er von ihr hielt, und auch egal, ob er sie liebte, immer lieben würde. Sich dagegen zu wehren hatte keinen Sinn, weil sie ihre Liebe zu ihm den Rest ihres Lebens in ihrem Herzen bewahren würde.

## XXXIII

Paris, Dezember 1928

»Sie sind fertig und können zerlegt und in dieses Kaffeeland über dem Großen Wasser verschifft werden«, verkündete Landowski mit einem Blick auf den Kopf und die Hände des Christus, die nun das gesamte Atelier einnahmen.

Landowski ging mit nachdenklicher Miene um den Kopf herum. »Das Kinn gefällt mir nicht. Es steht vor wie eine riesige Rutsche, aber der verrückte Brasilianer will es genau so.«

»Vergessen Sie nicht, dass man Ihn aus großer Entfernung sehen wird, Professor«, bemerkte Laurent.

»Sein Vater im Himmel allein weiß, ob mein Meisterwerk unbeschadet in Rio de Janeiro ankommen wird«, brummte Landowski. »Der Brasilianer möchte Ihn auf ein Frachtschiff verladen. Wollen wir hoffen, dass das Meer ruhig ist und keine andere Fracht auf Ihn kracht. Ich würde Ihn ja begleiten, um den Transport und die erste Phase der Errichtung zu überwachen, aber das geht einfach nicht. Weil dieses Projekt bereits doppelt so viel Zeit verschlungen hat wie ursprünglich geplant, bin ich mit dem Sun Yat-sen deutlich im Verzug.« Er seufzte. »Ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, nun liegt es in Gottes Händen.«

Als Laurent das hörte, kam ihm eine Idee, die er jedoch noch nicht aussprach.

Am folgenden Tag suchte Heitor da Silva Costa Landowski im Atelier auf, um mit ihm zu entscheiden, an welchen Stellen und wie der Kopf in Stücke zerteilt werden sollte. Laurent hörte, wie Landowski erneut Bedenken hinsichtlich des Transports äußerte.

»Sie haben recht«, pflichtete Heitor ihm bei. »Jemand sollte den *Cristo* regelmäßig im Frachtraum begutachten, aber ich kann

einfach niemanden aus meinem Team für die Reise entbehren. Wir sind mit der Arbeit hier noch nicht fertig.«

»Ich könnte mitfahren«, meldete Laurent sich da zu Wort.

Die beiden Männer wandten sich verblüfft ihm zu. »Sie, Brouilly? Ich dachte, Sie sind mit den Straßen von Montparnasse und Ihrem aufregenden Leben hier verheiratet«, sagte Landowski.

»Leider hatte ich bisher nie Gelegenheit, aus Frankreich herauszukommen, Professor. Vielleicht würden ein paar Monate in einem exotischen Land wie Brasilien mich inspirieren und meinen künstlerischen Horizont erweitern.«

»Dann wird das erste Werk nach Ihrer Rückkehr bestimmt die großartige Skulptur einer Kaffeebohne«, spottete Landowski.

»Senhor Brouilly«, mischte sich Heitor ein, »ist das ernst gemeint? Ich halte es für eine ausgezeichnete Idee. Sie waren von Anfang an dabei und haben sogar selbst Hand angelegt. Wenn der Professor Sie entbehren kann, wären Sie bei den Arbeiten in Rio ein würdiger Vertreter für ihn.«

»Und Sie könnten dafür sorgen, dass nicht versehentlich ein Finger an der Nase Unseres Herrn landet, wenn sie die Teile zusammensetzen«, murmelte Landowski.

»Wenn Sie es möchten, fahre ich gern, Professor. Wann würde es losgehen, Monsieur da Silva Costa?«

»Ich habe alles für nächste Woche arrangiert, was uns genügend Zeit geben sollte, die Gussformen zu zerteilen und sicher in Kisten zu verpacken. Je eher die Teile Rio erreichen, desto besser. Wären Sie denn in der Lage, schon so bald aufzubrechen, Monsieur Brouilly?«, fragte Heitor.

»Er muss erst seinen Kalender konsultieren und überprüfen, ob er seine nächsten Aufträge verschieben kann«, antwortete Landowski für Laurent und signalisierte diesem mit einem Blick, den Mund zu halten. »Für die Reise und den Zeitaufwand ist doch sicher eine Entschädigung vorgesehen, oder? Zum Beispiel in Form von Kost und Logis?«

»Natürlich«, sagte Heitor sofort. »Was mich daran erinnert, dass Izabela Bonifacios Verlobter Gustavo Aires Cabral mich vor ein paar Tagen wegen der Skulptur angerufen hat, die Sie, Senhor Brouilly, von ihr gefertigt haben. Er würde sie seiner Frau gern zur Hochzeit schenken. Ich habe ihm versprochen, Sie zu fragen, ob Sie bereit wären, sie zu verkaufen ...«

»Äh ...«

Laurent wollte gerade sagen, dass er die Skulptur seiner geliebten Izabela unter keinen Umständen an ihren Verlobten verkaufen würde, als Landowski sich wieder zu Wort meldete.

»Wie schade, wo Sie doch gerade einen wohlhabenden Interessenten dafür gefunden haben, Brouilly. Haben Sie sein Angebot angenommen?«

»Nein, ich ...«, antwortete Laurent verwirrt.

»Vielleicht macht Mademoiselle Bonifacios Verlobter Ihnen ja ein besseres, dann können Sie immer noch entscheiden. Ihr Interessent hat Ihnen zweitausend Francs geboten, habe ich das richtig in Erinnerung?« Landowski forderte ihn mit einem weiteren Blick auf mitzuspielen.

»Ja.«

»Dann sagen Sie diesem Monsieur Aires Cabral doch bitte, dass er die Skulptur haben kann, wenn er bereit ist, mehr zu zahlen und die Transportkosten nach Rio zu übernehmen, Heitor.«

»Das mache ich«, versprach Heitor, der kein großes Interesse daran zu haben schien, über etwas anderes als seinen *Cristo* zu verhandeln. »Das ist sicher kein Problem. Dann schaue ich also morgen wieder bei Ihnen vorbei, um zu sehen, wie Sie mit unserem riesigen Puzzle vorankommen. Auf Wiedersehen Ihnen beiden.« Heitor nickte ihnen zu und verließ das Atelier.

»Professor, was sollte das denn werden?«, fragte Laurent. »Ich habe keinen Interessenten für die Skulptur von Mademoiselle Izabela und will sie auch nicht verkaufen.«

»Brouilly, begreifen Sie denn nicht, dass ich Ihnen einen Gefallen getan habe?«, schalt Landowski ihn. »Sie sollten mir dank-

bar sein. Glauben Sie ja nicht, dass mir nicht klar ist, warum Sie plötzlich unbedingt mit den Teilen unseres Christus um die halbe Welt reisen wollen. Wenn Sie beschließen sollten, in Brasilien zu bleiben, werden Sie Geld brauchen. Ihre kostbare Skulptur wird Ihnen nicht mehr so wichtig sein, wenn Sie in der Nähe des Originals sind. Soll ihr Verlobter sie in Stein gehauen bewundern. An ihre Seele wird er vermutlich nie so herankommen, wie es Ihnen offenbar gelungen ist. Ich finde, es ist ein guter Tausch.« Landowski schmunzelte. »Und nun an die Arbeit.«

Als Laurent sich an jenem Abend auf seine Pritsche im Atelier legte, eingeklemmt zwischen dem Kopf und einem riesigen Finger des Christus, fragte er sich, was er da tat.

Izabela hatte ihm unmissverständlich gesagt, wo sie ihre Zukunft sah. Ihre Hochzeit stand mit Sicherheit unmittelbar bevor und wäre bei seiner Ankunft in Rio höchstwahrscheinlich bereits vorbei. Was er mit seiner Reise erreichen wollte, wusste er nicht so genau.

Doch wie alle Liebenden glaubte Laurent fest an das Schicksal. Und als er vor dem Einschlafen die riesige Hand des Christus betrachtete, hoffte er, dass es ihm beistehen würde.

## XXXIV

Rio de Janeiro, Januar 1929

Der Morgen von Gustavo Maurício Aires Cabrals und Izabela Rosa Bonifacios Hochzeit war heiß und hell, am Himmel kaum eine Wolke. Widerwillig stand Bel zum letzten Mal von ihrem jungfräulichen Bett auf. Da es noch früh am Tag war, hörte sie, als sie ihr Zimmer verließ, nur das ferne Klappern von Töpfen aus der Küche.

Sie tappte barfuß in den Salon zu der kleinen Nische mit der Hauskapelle, zündete eine Kerze an, kniete auf dem roten, samtbezogenen Betpult nieder, schloss die Augen und faltete die Hände.

»Heilige Jungfrau Maria, gib mir an diesem meinem Hochzeitstag Kraft und Stärke, um mit offenem Herzen in die Ehe zu gehen und meinem Mann eine gute und liebevolle Ehefrau zu sein. Und seinen Eltern eine geduldige und fürsorgliche Schwiegertochter«, fügte sie hinzu. »Schenke mir gesunde Kinder und mach, dass ich mich eher auf die Segnungen meines Lebens besinne als auf meine Probleme. Lass den Reichtum meines Vaters nie versiegen und meine geliebte Mutter genesen. Amen.«

Bel machte die Augen auf, betrachtete das Gesicht der Madonna und blinzelte die Tränen weg.

»Weil du auch eine Frau bist, hoffe ich, dass du mir die Gefühle verzeihst, die ich noch immer in meinem Herzen trage«, flüsterte sie.

Wenig später erhob Bel sich mit einem Knicks und verließ, nachdem sie tief Luft geholt hatte, die Hauskapelle, um den Tag zu beginnen, der der glücklichste ihres Lebens werden sollte.

Oberflächlich betrachtet hätte dieser Tag nicht besser verlaufen können. Menschen säumten die Straßen, um Izabela mit ihrem Vater vor der Kathedrale eintreffen zu sehen, und empfangen sie jubelnd, als sie in ihrem atemberaubend schönen, von Jeanne Lanvin in Paris entworfenen Brautkleid aus Chantillyspitze aus dem Rolls-Royce stieg. Die prächtige Kathedrale war bis auf den letzten Platz gefüllt, und während Antonio mit Bel stolz den Mittelgang zu Gustavo entlangschritt, wagte sie einen verstohlenen Blick unter ihrem zarten weißen Schleier hervor: In dem Gotteshaus hatte sich die Crème de la Crème Brasiliens versammelt.

Eine Stunde später läuteten die Kirchenglocken, als Gustavo seine Braut hinaus- und die Stufen der Kathedrale hinunterführte, und wieder brach die Menge in Jubel aus. Kurz darauf half er ihr in die Pferdekutsche, mit der sie durch die Straßen der Stadt zum Copacabana Palace Hotel fuhren, wo Bel die dreihundert Gäste an der Seite ihres frisch Angetrauten empfing.

Nach den zahlreichen Gängen des Hochzeitsfrühstücks zogen Bel und Gustavo sich in ihre Suite zurück, um sich vor dem großen Ball am Abend auszuruhen.

Sobald die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, legte Gustavo die Arme um sie.

»Endlich«, murmelte er und vergrub das Gesicht an ihrem Hals. »Endlich darf ich dich küssen. Komm.« Er zog ihren Kopf zu sich heran und küsste sie leidenschaftlich wie ein Verhungerner. Dann wanderten seine Hände zu dem zarten Spitzenstoff, der ihre Brüste bedeckte, und begannen, sie zu kneten.

»Au«, beklagte sie sich. »Du tust mir weh.«

»Entschuldige, Bel«, sagte Gustavo, der sich nur mit Mühe beherrschen konnte, und ließ sie los. »Ich warte einfach schon so lange. Egal«, meinte er mit einem Augenzwinkern, »in ein paar Stunden kann ich dich zu guter Letzt nackt in meinen Armen halten. Möchtest du etwas trinken?«

Bel erschauerte unwillkürlich.



Gustavo ging zu der Karaffe auf dem Beistelltischchen und schenkte sich ein großes Glas Brandy ein.

»Nein danke.«

»Ist vielleicht auch besser so. Sonst bist du am Ende heute Nacht nicht ganz bei der Sache.« Er hob grinsend das Glas. »Auf meine Frau, meine wunderschöne Frau«, prostete er ihr zu und leerte es in einem Zug.

Die wenigen Male, die Bel Gustavo zu gesellschaftlichen Anlässen begleitet hatte, war ihr aufgefallen, dass er gern trank. Gelegentlich war er ihr am Ende des Abends sogar beschwipst erschienen.

»Ich habe ein ganz besonderes Hochzeitsgeschenk für dich«, erklärte er. »Leider ist es noch nicht da, aber wenn wir von den Flitterwochen zurück sind, müsste es gekommen sein. Soll ich dir aus dem Kleid helfen, damit du dich hinlegen kannst?«

Bel schaute sehnsüchtig zu dem riesigen Doppelbett hinüber, denn ihre Füße, die in einem Paar hochhackiger Satinschuhe steckten – weswegen sie mit ihrem Diadem und den hochgesteckten Haaren vor dem Altar fast zehn Zentimeter größer gewesen war als der Bräutigam –, schmerzten. Ganz zu schweigen von dem unbequemen Korsett, in das sie morgens von Loen geschnürt worden war. Doch die Vorstellung, von Gustavos blasen, dünnen Fingern daraus befreit zu werden, war ihr alles andere als angenehm.

»Ich gehe ins Bad«, verkündete sie errötend.

Gustavo, der sich gerade einen weiteren Brandy eingeschenkt hatte, nickte.

Bel betrat den großen, mit mehreren Spiegeln ausgestatteten Raum, sank dankbar auf den Stuhl darin und schloss die Augen. Wie ungeheuerlich es doch war, dass ein Ring und einige kurze Sätze ihr Leben so grundlegend verändern konnten!

Der Kontrast zwischen ihrem unverheirateten Mädchenich, dessen Tugend um jeden Preis vor lüsternen Männern geschützt werden musste, und der Frau, die nur wenige Stunden später al-

lein mit einem Mann ein Schlafzimmer betreten und sich von ihm die intimsten Berührungen gefallen lassen sollte, grenzte ans Absurde. Sie blickte in den Spiegel und seufzte.

»Er ist ein Fremder«, flüsterte sie und musste an das Gespräch mit ihrer Mutter am Abend zuvor denken.

Carla, die nach ihrem Aufenthalt auf der *fazenda* erholt wirkte, war in ihr Zimmer gekommen, kurz bevor Bel das Licht ausschalten wollte, und hatte die Hand ihrer Tochter in die ihre genommen.

»*Querida*, ich erkläre dir jetzt, was morgen Nacht passieren wird«, hatte sie begonnen.

»Mãe«, hatte Bel, mindestens genauso verlegen wie Carla, entgegnet, »ich glaube, das weiß ich schon.«

Ihre Mutter hatte erleichtert ausgesehen, aber weitergeredet.

»Dann weißt du auch, dass das erste Mal ein bisschen ... unangenehm sein kann? Und dass du wahrscheinlich bluten wirst? Obwohl es heißt, dass bei Mädchen, die viel reiten, das feine Häutchen, das die Frau als unberührt ausweist, bereits zerrissen sein kann. Und du bist auf der *fazenda* viel geritten.«

»Nein, das wusste ich nicht«, hatte Bel zugegeben.

»An die ... Sache muss man sich gewöhnen, aber ich vermute, dass Gustavo Erfahrung hat. Er geht bestimmt sanft mit dir um.«

»Mãe, schickt es sich denn für eine Dame, Spaß daran zu haben?«, hatte Bel sich vorsichtig erkundigt.

Carla hatte laut aufgelacht. »Natürlich, *querida*. Du wirst bald eine verheiratete Frau sein, und ein Mann wünscht sich nichts sehnlicher als eine Ehefrau, die die Geheimnisse des Schlafzimmers gern erforscht. So wirst du deinen Mann halten, und so halte ich den meinen.« Sie war leicht errötet. »Und vergiss nicht: Es ist Gottes Wunsch, dient der Zeugung von Kindern und knüpft ein heiliges Band zwischen Mann und Frau. Gute Nacht, Izabela. Schlaf gut und hab keine Angst vor morgen. Es ist besser, als du denkst, das verspreche ich dir.«

Als Bel dieses Gespräch in ihrer Erinnerung Revue passieren

ließ, überkam sie Ekel bei der Vorstellung, von Gustavo so berührt zu werden, wie ihre Mutter es angedeutet hatte. Sie erhob sich in der Hoffnung, dass das nur die Angst vor dem ersten Mal war, und kehrte zu Gustavo zurück.

Alle verstummten, als Izabela den Ballsaal in ihrem prächtigen weiß schimmernden Kleid von Patou betrat, das ihre Kurven betonte und in einer Schleppe endete.

Und applaudierten, als Gustavo sie umarmte.

»Du bist wunderschön, mein Schatz. Alle Männer hier beneiden mich darum, heute Nacht das Bett mit dir teilen zu dürfen«, flüsterte er ihr ins Ohr.

In den drei Stunden nach dem ersten Tanz bekam Bel Gustavo kaum noch zu Gesicht. Sie unterhielten sich mit ihren jeweiligen Verwandten, und Bel tanzte mit zahllosen Männern, die ihr samt und sonders sagten, wie glücklich Gustavo sich schätzen konnte, sie für sich gewonnen zu haben. Bel trank nur sehr wenig Alkohol, weil sie sich vor dem, was ihr bevorstand, fürchtete, ein Gefühl, das sich verstärkte, als die Gäste sich um die Haupttreppe versammelten, um ihnen auf dem Weg nach oben zuzujubeln.

»Es ist so weit«, flüsterte Gustavo, trat mit ihr an die Stufen und bat um Ruhe. »*Meus senhores, senhoras e amigos*. Ich danke Ihnen allen dafür, dass Sie gekommen sind, um diesen wunderbaren Tag mit uns zu feiern. Doch jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, mich mit meiner Frau zurückzuziehen.«

Laute Pfiffe und anzügliche Bemerkungen.

»Ich wünsche Ihnen allen eine gute Nacht. Komm, Izabela.« Er hielt ihr den Arm hin, und sie hakte sich unter. Dann schritten sie gemeinsam die Treppe hinauf.

Diesmal war Gustavo, als die Tür sich geschlossen hatte, nicht mehr so zurückhaltend. Er warf sie ohne Umschweife aufs Bett und drückte ihre Handgelenke auf die Matratze, bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals mit leidenschaftlichen Küssen und zerrte an ihrem Ballkleid.

»Moment. Ich drehe mich um, dann kannst du die Knöpfe aufmachen«, sagte sie, erleichtert darüber, dass er ihr nicht länger seinen nach Alkohol stinkenden Atem ins Gesicht blies.

Sie spürte, wie er ungeschickt an den winzigen Staubperlen, die ihr Kleid zusammenhielten, herumfingerte, und seine Frustration, als er den Stoff am Ende kurzerhand zerriss.

Er öffnete ihren Büstenhalter und wälzte sie herum, um mit den Lippen ihre Brustwarzen zu umschließen. Dann wanderte seine Hand die Innenseite ihres mit einem Strumpf bekleideten Oberschenkels hinauf und schob sich unter das Seidendreieck, das ihre Scham verbarg.

Nach wenigen Sekunden des Herumfummelns zog er das Seidenhöschen einfach mit einem Ruck weg und ging auf die Knie, um die Knöpfe seiner Hose zu öffnen. Ansonsten voll bekleidet presste er sein erigiertes Glied gegen ihre zarte Haut und stöhnte enttäuscht auf, als er keinen Zugang fand. Am Ende half er mit der Hand nach und stieß in sie hinein.

Bel biss sich vor Schmerz auf die Lippe, schloss die Augen und holte tief Luft, um keine Panik zu bekommen. Zum Glück gab er bereits wenige Sekunden später einen merkwürdig weiblichen, spitzen Schrei von sich und sank auf sie.

Bel lauschte auf den schweren Atem an ihrem Ohr. Sein Kopf befand sich neben dem ihren auf der Tagesdecke, sein übriger Körper auf ihr, sodass sie unter ihm feststeckte, und ihre Knie hingen über die Bettkante. Als sie sich schließlich bewegte, um sich zu befreien, hob er den Kopf und sah sie an.

»Endlich gehörst du wirklich mir.« Er berührte lächelnd ihre Wange. »Und jetzt geh und mach dich sauber. Das erste Mal ...«

»Ich weiß«, sagte sie und verschwand im Bad, bevor er Gelegenheit hatte, ihr mehr zu erklären.

Bel war froh über das Gespräch mit ihrer Mutter am Vorabend der Hochzeit. Denn obwohl sie Schmerzen hatte, blieb das Handtuch beim Abwischen sauber. Sie löste ihre Haare und schlüpfte in das Nachthemd und den Morgenmantel, die ein aufmerksa-

mes Zimmermädchen an die Rückseite der Tür gehängt hatte. Als sie ins Schlafzimmer zurückkehrte, lag Gustavo nackt im Bett.

»Ich hab nachgesehen, aber es war kein Blut auf der Decke. Wie kann das sein?«

»Meine Mutter meint, wenn das passiert, könnte es daran liegen, dass ich als Kind auf der *fazenda* so viel geritten bin«, antwortete sie, peinlich berührt über seine direkte Frage.

»Aha. Möglich. Aber du warst doch noch Jungfrau, oder?«

»Gustavo, wofür hältst du mich?« Zorn stieg in ihr hoch.

»Ja, ja.« Er winkte sie heran. »Komm, leg dich zu deinem Mann ins Bett.«

Bel, die seine Frage sehr verletzt hatte, tat, wie ihr geheißen.

Er zog sie an sich und streckte die Hand aus, um das Licht zu löschen. »Jedenfalls sind wir uns einig, dass wir nun richtig verheiratet sind.«

»Ja.«

»Ich liebe dich, Izabela. Dies ist die glücklichste Nacht meines Lebens.«

»Und die meine.« Sie schaffte es, die Worte zu sagen, die er von ihr erwartete, obwohl sich alles in ihr dagegen sträubte.

Und während Bel sich schlaflos neben ihrem frisch angetrauten Ehemann im Bett herumwälzte, legte das Frachtschiff mit dem Kopf und den Händen des *Cristo* und Laurent Brouilly am Pier des Hafens von Rio de Janeiro an.

## XXXV

Aus seiner ersten Nacht an Land nach sechs Wochen auf See wachte Laurent schweißgebadet auf. Selbst an den wärmsten Tagen in Montparnasse hatte er noch keine Hitze wie hier in Rio erlebt.

Er stolperte zu dem Tisch, auf den das Zimmermädchen einen Krug mit Wasser gestellt hatte, und trank durstig daraus. Dann ging er in das winzige Bad nebenan, drehte den Wasserhahn auf und hielt den Kopf darunter. Nachdem er ein Handtuch um seinen nackten Körper geschlungen hatte, tappte er ein wenig erfrischt ins Zimmer zurück, wo er die Fensterläden öffnete.

Er war erst nach Mitternacht in dem Hotel angekommen, das Heitor ihm für die ersten paar Tage empfohlen hatte, ohne seine Umgebung richtig wahrzunehmen. Als er jedoch im Bett das Geräusch der ans Ufer donnernden Wellen hörte, war ihm klar gewesen, dass er in der Nähe des Meeres sein musste.

Und was für ein Ausblick sich ihm nun am Morgen bot! Auf der anderen Seite der Straße erstreckte sich, soweit das Auge reichte, der prächtigste Strand, den er je gesehen hatte. Kilometerlang weißer Sand, zu dieser frühen Stunde menschenleer, dazu bestimmt zwei Meter hohe Wellen, die weiß schäumend an den Strand brandeten.

Laurent war schon immer gern im Mittelmeer geschwommen, wenn seine Familie sich in ihrem Ferienhaus in der Nähe von Saint-Raphaël aufhielt, und wäre jetzt am liebsten aus dem Hotel über die Straße und geradewegs ins Wasser gerannt. Doch zuerst musste er sich erkundigen, ob das gefährlich war, ob sich am Ende menschenfressende Fische wie Haie darin tummelten,

denn vor seiner Abreise aus Paris hatte man ihm empfohlen, in den Tropen sehr vorsichtig zu sein.

Sogar die Luft roch hier exotisch und anders. Wie viele seiner französischen Landsleute war er, weil die Heimat praktisch jede Jahreszeit und Landschaft zu bieten hatte – von den schneebedeckten Hängen der Alpen bis zum sonnigen Süden mit seiner mediterranen Landschaft –, bisher niemals versucht gewesen, sie zu verlassen.

Doch nun schämte er sich fast, geglaubt zu haben, dass kein anderes Land ihm mehr bieten könne.

Er wollte Rio erkunden, aber bevor er das tat, musste er sich mit Monsieur da Silva Costas Projektleiter Heitor Levy treffen, der ihm im Hotel die Nachricht hinterlassen hatte, er würde ihn morgens um elf abholen. Kopf und Hände des *Cristo* waren tags zuvor aus dem Schiff ausgeladen worden, bevor dieses im Haupthafen anlegte, um sie auf einem Grundstück von Monsieur Levy in der Nähe des Hafengeländes zu deponieren. Laurent konnte nur hoffen, dass die zerbrechlichen Einzelteile der Gussformen, zu denen er während der Fahrt viermal täglich in den Frachtraum gegangen war, um ihren Zustand zu überprüfen, die Reise und das Entladen unbeschadet überstanden hatten.

Beim Anziehen fielen ihm kleine runde juckende Erhebungen an seinen Beinen auf. Laurent kratzte daran und schlüpfte in seine Hose. Irgendeine durstige brasilianische Mücke schien sich in der Nacht an seinem Blut gütlich getan zu haben.

Unten im Speisesaal war für die Gäste auf einem langen Tisch ein wahres Festmahl mit exotischen Früchten angerichtet. Obwohl er keine davon kannte, nahm er, entschlossen, diese fremde Kultur zu erkunden, von jeder Sorte eine, dazu ein Stück von einem köstlich duftenden warmen Kuchen, der soeben aus dem Ofen gekommen war. Eine Kellnerin brachte ihm heißen, starken Kaffee, den er erleichtert darüber trank, dass in diesem Land wenigstens ein paar Dinge so waren wie in seiner Heimat.

Um elf trat er an die Rezeption, wo ein Mann gerade auf seine

Uhr sah. In der Annahme, dass das Monsieur Levy war, gesellte er sich zu ihm und stellte sich vor.

»Willkommen in Rio, Senhor Brouilly. Wie war die Reise?«, fragte der Mann in passablem Französisch.

»Ausgesprochen komfortabel, danke. Von den Seeleuten habe ich alle möglichen Kartenspiele und anzüglichen Witze gelernt«, antwortete Laurent schmunzelnd.

»Gut. Mein Wagen steht draußen. Ich bringe Sie zu meiner *fazenda*.«

Während der Fahrt durch die Stadt erkannte Laurent zu seiner Überraschung, wie modern diese war. Offenbar hatte Landowski sich einen Scherz mit ihm erlaubt, als er ihm erzählte, dass alle Bewohner Eingeborene seien, nackt mit Speeren herumlaufen und kleine Kinder verspeisten, denn diese Metropole war ganz offensichtlich genauso westlich zivilisiert wie viele Städte in Frankreich.

Allerdings empfand er es als merkwürdig, die dunklen Körper der Brasilianer in der Mode seines eigenen Landes bekleidet zu sehen. Nachdem sie eine Weile unterwegs waren, fiel Laurent zu seiner Rechten eine große Hüttenstadt auf.

»Das nennen wir *favela*«, erklärte Levy, als er Laurents Blick bemerkte. »Leider wohnen dort viel zu viele Leute.«

Laurent musste an die praktisch unsichtbaren Armen von Paris denken. Hier hingegen schienen Arm und Reich voneinander getrennte Leben zu führen.

»Ja, Senhor Brouilly«, sagte Levy, der Laurents Gedanken zu erraten schien, »in Brasilien sind die Reichen sehr reich, und die Armen ... verhungern.« Er zuckte mit den Achseln.

»Sind Sie Portugiese, Monsieur?«

»Nein. Meine Mutter stammt aus Italien, mein Vater aus Deutschland. Und ich bin Jude. Brasilien ist ein riesiger Schmelztiegel unterschiedlicher Nationalitäten, auch wenn die Portugiesen sich als die einzig wahren Brasilianer erachten. Wir haben Einwanderer aus Italien, Spanien und natürlich die Afrikaner,



die von den Portugiesen zur Arbeit auf ihren Kaffeeplantagen her verschleppt wurden. Inzwischen kommen auch viele Japaner nach Rio. Alle suchen hier ihr Glück. Manche finden es, andere leider nicht und landen in den *favelas*.«

»Bei mir zu Hause ist das ganz anders. Dort sind die meisten Menschen in Frankreich geboren und aufgewachsen«, berichtete Laurent.

»Aber dies ist die Neue Welt, Senhor Brouilly«, stellte Levy fest. »Und dazu machen alle, die hier leben, sie, egal, wo sie herkommen.«

Sein ganzes Leben sollte Laurent das bizarre Bild des riesigen Christuskopfs mitten in einem Feld, auf dem Hühner pickten, und den großen Hahn, der sich auf Seiner Nase das Gefieder putzte, nicht vergessen.

»Senhor da Silva Costa hat mich heute Morgen um fünf Uhr angerufen, weil er unbedingt wissen wollte, ob sein kostbarer *Cristo* die Reise übers Meer unbeschadet überstanden hat. Ich habe beschlossen, die Einzelteile hier zusammenzusetzen, um sicher zu sein, dass sie heil sind. Soweit ich das beurteilen kann, ist alles in Ordnung«, erklärte Levy.

Beim Anblick des Kopfes, den Laurent zuletzt in Landowskis Atelier gesehen hatte, hier in Rio, Tausende von Kilometern entfernt, schnürte es ihm fast die Kehle zu.

»Ich glaube, Er hat die Reise gut hinter sich gebracht. Wahrscheinlich hat der Himmel über Ihn gewacht«, mutmaßte Levy, ebenfalls ein wenig gerührt. »Ich werde mir noch nicht die Mühe machen, die Hände zusammenzufügen, habe sie mir aber angeschaut: Auch sie scheinen das Ganze ohne einen Kratzer überstanden zu haben. Einer meiner Arbeiter wird diesen Moment mit einem Foto für die Nachwelt festhalten, das ich Senhor da Silva Costa und natürlich Landowski schicken möchte.«

Nachdem das Foto gemacht war und Laurent Kopf und Hände seinerseits überprüft hatte, um Entwarnung für Landowski ge-

ben zu können, hoffte er, dass die Skulptur von Bel, die sich gegenwärtig in einer Kiste irgendwo im Haupthafen befand, ebenfalls gut angekommen war.

Nach reiflicher Überlegung hatte Laurent Landowskis Rat beherzigt und beschlossen, Senhor Aires Cabrals Angebot von zweieinhalbtausend Francs anzunehmen. Landowski hatte recht: Er konnte immer eine zweite fertigen, und eine solche Gelegenheit würde sich so schnell nicht wieder bieten.

»Der erste Teil Ihres Auftrags ist also erfolgreich abgeschlossen. Bestimmt wollen Sie nun die Baustelle auf dem Corcovado sehen«, meinte Levy. »Die ist wirklich interessant. Ich schlafe dort oben bei den Arbeitern, weil so wenig Zeit für die Vollen- dung des Projekts ist.«

»Gern«, sagte Laurent sofort. »Ich habe Mühe, mir vorzustellen, wie man eine solche Statue auf einem Berg errichten kann.«

»Das haben wir alle. Aber wir schaffen das. Senhor da Silva Costa sagt, Sie bräuchten eine Bleibe, und hat mich gebeten, Ihnen bei der Suche zu helfen, da Sie ja vermutlich kein Portugiesisch sprechen.«

»Stimmt, Monsieur.«

»Wie der Zufall es will, kann ich Ihnen eine Wohnung zur Verfügung stellen. Sie befindet sich in Ipanema, nicht weit von der Copacabana, wo Sie momentan untergebracht sind. Ich habe sie noch als Junggeselle erworben und es nie übers Herz gebracht, mich von ihr zu trennen. Ich überlasse sie Ihnen gern für die Dauer Ihres Aufenthalts. Senhor da Silva Costa übernimmt, wie in Frankreich besprochen, die Kosten dafür. Sie gefällt Ihnen bestimmt, denn der Ausblick ist phänomenal, und sie ist sehr hell. Also ideal für einen Bildhauer wie Sie.«

»Danke für Ihre Großzügigkeit, Monsieur Levy.«

»Sehen Sie sie sich erst einmal an. Wenn Sie sich damit anfreunden können, steht dem Einzug nichts im Wege.«

Bereits am späten Nachmittag war Laurent stolzer Bewohner einer geräumigen, luftigen Wohnung im dritten Stock eines schö-

nen Wohnblocks in der Nähe des Strandes von Ipanema. Die hübschen Räume mit den hohen Decken waren elegant möbliert, und wenn er die Tür zum Balkon öffnete, konnte er in der Ferne den Strand sehen. Der warme Wind trug den unverkennbaren Geruch des Meeres heran.

Levy hatte ihn allein gelassen, damit er sich einrichten konnte, und wollte später wiederkommen, um ihm das Hausmädchen vorzustellen, das während seines Aufenthalts für ihn kochen und sauber machen würde.

Laurent, der mit offenem Mund von Raum zu Raum schlenderte, konnte es kaum fassen, dass er nach seiner erbärmlichen Mansarde in Montparnasse den Luxus von so viel Platz und dazu sogar noch den eines Hausmädchens haben würde. Er setzte sich auf das riesige Mahagonibett, sank darauf zurück und genoss den Lufthauch des Deckenventilators, der über sein Gesicht strich wie winzige Flügel. Wenig später schlief er mit einem tiefen Seufzer der Zufriedenheit ein.

Am Abend stellte Levy ihm wie versprochen Monica, eine Afrikanerin mittleren Alters, vor.

»Ich habe ihr gesagt, dass Sie kein Portugiesisch können, aber wenn es Ihnen recht ist, macht sie die Wohnung sauber, kauft auf dem örtlichen Markt für Sie ein und kocht Ihnen das Abendessen. Falls Sie sonst irgendetwas brauchen sollten, rufen Sie mich an. Im Wohnzimmer steht ein Telefon.«

»Ich kann Ihnen gar nicht genug für Ihre Freundlichkeit danken, Monsieur Levy.«

»Sie sind unser Ehrengast, Senhor Brouilly, da können wir doch nicht riskieren, dass Sie Senhor Landowski und ganz Paris erzählen, wir würden hier leben wie die Barbaren«, scherzte Levy.

»Aber nein, Monsieur. Nach allem, was ich bisher gesehen habe, halte ich Rio sogar für zivilisierter als Paris.«

»Ist Ihre eigene Skulptur übrigens auch heil in Rio angekommen?«, erkundigte sich Levy.

»Ja, sie befindet sich am Hafen. Die Beamten dort haben mir

versprochen, den Käufer zu informieren und die Lieferung für ihn zu organisieren.«

»Die Aires Cabrals sind bestimmt auf Hochzeitsreise. Sie haben gestern geheiratet.«

Laurent sah Levy entsetzt an. »Mademoiselle Izabela hat gestern geheiratet?«

»Ja. Das Foto des Brautpaares prangt heute auf der Titelseite sämtlicher Zeitungen. Eine Traumhochzeit, ein gesellschaftliches Ereignis. Die von Ihnen Dargestellte scheint es gut getroffen zu haben.«

Als Laurent das hörte, wurde ihm fast übel. Dass er just an dem Tag in Rio angekommen war, an dem Izabela geheiratet hatte!

»Ich muss jetzt gehen. Gute Nacht, Senhor Brouilly.«

An der Tür erinnerte Levy Laurent daran, dass er ihn am Montagnachmittag um zwei Uhr abholen würde, um mit ihm auf den Corcovado zu fahren. Monica klapperte unterdessen in der Küche, der köstliche Dufte entströmten, mit den Töpfen.

Laurent, der das Gefühl hatte, dringend etwas trinken zu müssen, nahm eine Flasche französischen Wein aus seinem Koffer, öffnete sie und trat damit auf die Terrasse. Dort legte er die Füße auf den Tisch, schenkte sich ein Glas ein und nahm einen Schluck, der ihn an zu Hause erinnerte.

»Izabela«, flüsterte er, »ich bin hier, in deinem wunderschönen Land. Ich habe die weite Reise gemacht, um dich zu sehen, doch es scheint zu spät zu sein.«

## XXXVI

Eine Woche nach ihrer Hochzeit kehrte Bel angespannt und erschöpft aus den Flitterwochen zurück, die sie in der Gegend von Minas Gerais verbracht hatten, in einem alten, früher einmal schönen Haus, das Gustavos Großtante und -onkel gehörte. Ohne ein Lüftchen vom Meer oder von den Bergen war es dort so drückend heiß gewesen, dass sie das Gefühl hatte, sich beim Einatmen die Nasenlöcher zu versengen.

Sie hatte endlose Abendessen mit älteren Angehörigen von Gustavo über sich ergehen lassen, die zu gebrechlich gewesen waren, zur Hochzeit zu kommen. All das hätte sie klaglos ertragen, wenn da nicht die Nächte gewesen wären.

Ihre Mutter hatte ihr nicht gesagt, wie oft mit dem Liebesakt zu rechnen war. Bel war von einmal pro Woche ausgegangen, doch Gustavos Lust schien unstillbar zu sein. Obwohl sie sich Mühe gab, sich zu entspannen und einige der intimen Dinge zu genießen, die er mit ihr anstellte – Dinge, die ihr nie jemand erklärt hatte und die sie zum Erröten brachten –, gelang es ihr nicht.

Jeden Abend stürzte er sich auf sie, sobald die Schlafzimmertür geschlossen war, und riss ihr die Kleider vom Leib. Und während er unerbittlich ihr wundes Fleisch malträtierte, wartete sie einfach nur, bis es vorbei war.

Immerhin schlief er hinterher stets gleich ein, doch manchmal tastete er morgens beim Aufwachen schon wieder nach ihr, und Sekunden später spürte sie das Gewicht seines Körpers auf dem ihren.

In der vergangenen Nacht hatte er versucht, ihr den Penis in den Mund zu schieben. Als sie würgte, hatte er ihr lachend er-

klärt, dass sie sich daran noch gewöhnen werde, dass alle Frauen ihren Männern so Vergnügen bereiteten und sie sich deswegen nicht schämen müsse.

Bel hätte gern jemanden um Rat gefragt, jemanden, der ihr sagen konnte, ob das tatsächlich normal war und sie es den Rest ihres Lebens ertragen musste. Wo blieb die Zärtlichkeit, von der ihre Mutter geschwärmt hatte?, fragte sie sich, als sie das frisch renovierte eheliche Schlafzimmer in der Casa das Orquídeas betrat. Im Moment kam sie sich vor wie eine Stoffpuppe, mit der ihr Mann nach Belieben verfahren konnte.

Zu Hause hatte ihr Vater ein Ankleidezimmer mit einem Bett, wo er oft schlief. Hier gab es solchen Luxus leider nicht, dachte sie verzweifelt in dem frisch installierten Bad neben dem Schlafzimmer. Vielleicht würde er sie endlich in Ruhe lassen, wenn sie es schaffte, schwanger zu werden.

Bel versuchte sich damit zu trösten, dass Gustavo tagsüber kaum liebevoller hätte sein können. Er hielt ständig ihre Hand, legte einen Arm um ihre Schulter und erzählte allen, die es hören wollten, wie glücklich er sei. Wenn nur der allnächtliche Schrecken aufgehört hätte! Denn so, wie es jetzt war, wachte sie jeden Morgen voller Angst auf.

»Du siehst blass aus, meine Liebe«, stellte Luiza an jenem Abend beim Essen fest. »Ist am Ende schon Nachwuchs unterwegs?« Sie blickte stolz zu Gustavo hinüber.

»Vielleicht, Mãe. Warten wir's ab«, antwortete er.

»Ich würde morgen gern meine Mutter in Cosme Velho besuchen, um zu sehen, wie es ihr geht«, meldete sich Bel zu Wort.

»Natürlich, Izabela«, sagte Gustavo. »Ich will in den Klub. Du könntest dich mit dem Wagen hinfahren und später wieder heimbringen lassen.«

Sie bedankte sich und ging mit den anderen zum Kaffeetrinken in den Salon. Als sie sich dort mit Maurício unterhielt, sah sie, wie ihr Mann sich einen großen Brandy einschenkte.

»Morgen Vormittag, Izabela«, mischte Luiza sich in ihr Ge-

sprach mit Maurício ein, »würde ich dich bitten, zu mir in die Bibliothek zu kommen, damit wir gemeinsam die Haushaltsbücher durchgehen. Bei deinen Eltern war das sicher nicht nötig, aber hier in der Casa halten wir nichts von Geldverschwendung.«

»Ja, Luiza.«

Bel verkniff es sich, sie darauf hinzuweisen, dass ihr Vater die Renovierung des Familienanwesens bezahlte und Gustavo überdies eine großzügig bemessene Summe für ihre Lebenshaltungskosten und Bels Garderobe überlassen hatte.

»Zeit fürs Bett, meine Liebe«, sagte Gustavo, und wieder einmal wurde Bel, der die üppige, ziemlich salzige, von der alten Köchin zubereitete Mahlzeit schwer im Magen lag, angst und bange.

»Gute Nacht, Mãe und Pai.« Gustavo verneigte sich leicht in ihre Richtung. »Bis morgen früh.«

Er nahm Bels Hand und führte sie nach oben. Sie holte tief Luft, bevor sie ihrem Gatten ins Schlafzimmer folgte.

»Querida«, begrüßte Carla ihre Tochter an der Haustür. »Du hast mir gefehlt. Komm rein und erzähl mir alles über die Flitterwochen. Waren sie schön?«

Am liebsten hätte Bel sich in ihre Arme geworfen und an ihrer Schulter ausgeweint.

»Ja«, antwortete sie mit leiser Stimme und folgte Carla in den Salon. »Gustavos Verwandte waren sehr nett.«

»Gut«, sagte Carla, als Gabriela ihnen Kaffee servierte. »Und Gustavo? Ihm geht es auch gut?«

»Ja, den heutigen Nachmittag verbringt er in seinem Klub. Ich habe keine Ahnung, was er dort treibt.«

»Männergespräche«, erklärte Carla. »Vermutlich informiert er sich über seine Wertpapiere, die, wenn er die gleichen wie dein Vater hat, im Moment ausgezeichnet stehen. Das Geschäft mit dem Kaffee floriert. Erst letzte Woche hat dein Vater zwei weitere Plantagen erworben. Die eines Tages du erben wirst, und somit Gustavo. Aber sag, wie ist das Eheleben?«

»Ich ... gewöhne mich daran.«

»Du gewöhnst dich daran?« Carla runzelte die Stirn. »Izabela, was heißt das? Du bist also nicht glücklich?«

»Mama ...«, begann Bel wie früher als Kind.

»Ja?«

»Ich würde gern wissen, ob ... ob Gustavo auch in Zukunft jede Nacht etwas von mir erwarten wird.«

»Ach so. Du hast einen heißblütigen Ehemann, der seine Freude an seiner schönen frisch Angetrauten hat. Izabela, das ist gut. Es bedeutet, dass er dich liebt und begehrt. Das kannst du doch sicher verstehen, oder?«

Bel hätte ihre Mutter gern über alles befragt, was Gustavo mit ihr anstellte, brachte es jedoch nicht über die Lippen. »Aber Mãe, ich bin sehr müde.«

»Du bekommst nicht viel Schlaf, das war zu erwarten«, erklärte Carla, die sich der Anspannung ihrer Tochter entweder bewusst verschloss oder sie tatsächlich nicht wahrnahm. »Bei deinem Vater und mir war das nach unserer Hochzeit auch eine Weile so. Das ist ganz natürlich, *querida*, nach einer gewissen Zeit beruhigt sich das. Vielleicht wenn du schwanger bist, was du, so wie es sich anhört, bald sein wirst«, fügte sie schmunzelnd hinzu. »Ich freue mich schon darauf, Großmutter zu werden.«

»Und ich Mutter.«

»Wie ist das Leben in deinem neuen Zuhause? Behandelt Senhora Aires Cabral dich anständig?«

»Sie gibt sich Mühe. Heute Vormittag haben wir uns über die Haushaltsbücher unterhalten. Die Aires Cabrals sind sehr viel sparsamer als wir.«

»Das ändert sich jetzt bestimmt, wo dein Vater Gustavo so einen ansehnlichen Betrag überlässt. Wir wollten dir sowieso etwas sagen. Aber damit warte ich, bis dein Vater auch hier ist«, erklärte Carla geheimnisvoll.

»Geht es dir denn gut, Mãe?«, wechselte Bel das Thema, weil sie merkte, dass Carla kein Interesse an den Problemen ihrer



Tochter hatte, und Bel ihre Mutter immer noch viel zu dünn und blass fand.

»Mir geht es sehr gut. Obwohl es ohne dich im Haus merkwürdig ist. Als du in der Alten Welt warst, wusste ich immer, dass du zu uns zurückkommen würdest. Aber nun kann das nicht mehr geschehen. Zum Glück bist du nicht weit weg, und ich hoffe, dass wir einander in Zukunft oft sehen.«

»Natürlich.« Bel deprimierte das seltsame Gefühl der Distanz, das plötzlich zwischen ihnen entstanden zu sein schien. Es war, als hätte Carla akzeptiert, dass ihre Tochter nicht mehr länger zu ihr gehörte, sondern zu Bels Ehemann und dessen Familie.

»Ah, da ist ja dein Vater. Ich habe ihm von deinem Besuch erzählt, und er hat versprochen, früher vom Büro nach Hause zu kommen, um dich zu begrüßen.«

Antonio umarmte seine Tochter wie immer überschwänglich, setzte sich neben sie und nahm ihre Hände in die seinen.

»Ich wollte warten, bis du von den Flitterwochen zurück bist, um dir von unserem Geschenk zu deiner Hochzeit zu erzählen. Izabela, gestern habe ich die Fazenda Santa Tereza auf dich überschreiben lassen.«

»Pai!«, rief Bel voller Freude aus. »Heißt das, dass die *fazenda* mir gehört? Mir ganz allein?«

»Ja, Izabela«, antwortete ihr Vater. »Allerdings gibt es da einen kleinen Haken, dessen du dir bewusst sein solltest.« Antonio rieb sich das Kinn. »Du weißt möglicherweise nicht, dass in Brasilien nach gegenwärtig gültigem Gesetz dem Ehemann automatisch alles Grundeigentum der Frau gehört. Da deine Mutter jedoch darauf bestanden hat, die *fazenda* dir allein zu überschreiben, musste ich ein bisschen ... erfinderisch sein. Ich habe ein Treuhandvermögen in deinem Namen eingerichtet, das von meinem Anwalt verwaltet wird und die *fazenda* sowie das Recht auf alles umfasst, was das Anwesen einbringt. Und das lebenslange Wohnrecht dort. Wir können nur hoffen, dass sich unsere altmodischen Gesetze noch zu deinen Lebzeiten ändern

und dir die *fazenda* irgendwann direkt gehören kann. Später geht das Treuhandvermögen auf Kinder, die du eventuell haben wirst, über.«

»Verstehe. Danke, euch beiden«, flüsterte Bel, so gerührt, dass sie fast keinen Ton herausbrachte. »Eine größere Freude hättest ihr mir nicht machen können.« Bel stand auf, um ihre Mutter zu umarmen, der sie dieses wunderbare Geschenk hauptsächlich zu verdanken hatte.

»Ich hatte das Gefühl, dass dein Vater der Familie deines Mannes gegenüber ein bisschen zu spendabel war«, stellte Carla fest. »Selbst wenn Gustavo von der *fazenda* wüsste – was er nicht tut –, könnte er sich wohl kaum darüber beklagen, dass Antonio sich seiner Tochter gegenüber als genauso großzügig erweisen möchte. Schließlich hat er sein ganzes Leben lang hart gearbeitet, um ihr etwas bieten zu können.«

Als Bel so etwas wie Missbilligung im Blick ihrer Mutter aufflackern sah, wurde ihr klar, dass Carla etwas gegen Antonios Freigebigkeit einer Familie gegenüber hatte, deren Mitglieder im Leben noch keinen einzigen Tag gearbeitet hatten.

Antonio nahm ein Bündel Papiere aus einem Umschlag, den er mitgebracht hatte. »Die musst du zusammen mit mir unterschreiben. Deine Mutter und Gabriela sind Zeugen.«

Bel setzte ihren Namen unter den ihres Vaters, dann unterzeichneten Carla und Gabriela ebenfalls. Bels Stimmung verbesserte sich immens bei dem Gedanken an ein sicheres Zuhause, das tatsächlich ihr gehörte.

Antonio verstaute die Dokumente lächelnd in seiner Schreibtischschublade. »Die bringe ich so schnell wie möglich meinem Anwalt.«

Eine Stunde später holte Gustavo, der erklärte, sie müssten gleich aufbrechen, um rechtzeitig zum Essen mit seinen Eltern zu Hause zu sein, Bel ab.

»Ich besuche dich bald wieder, Mãe. Und vielleicht können wir

ja einmal mit dem Zug den Corcovado hinauffahren und sehen, wie es mit dem *Cristo* vorangeht«, schlug Bel vor.

»Sehr gern, Izabela«, sagte Carla. »Wie wär's mit Montag?«

»Gut. Bis dann.« Bel folgte Gustavo artig zum Wagen.

Sie beschloss, ihrem Mann nichts von dem Geschenk zu erzählen, das ihre Eltern ihr gerade gemacht hatten. Das war ihr süßes Geheimnis. Als sie die Estação do Corcovado passierten, sah sie, wie die Fahrgäste auf dem winzigen Bahnsteig ausstiegen. Und dort, auf dem schmalen Weg, war ... Bels Herz setzte einen Schlag lang aus. Doch er bog so schnell in eine Straße ein, dass sie sich nicht ganz sicher sein konnte.

Bel schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Das war bestimmt nicht Laurent, sondern jemand, der ihm sehr ähnelte. Was hätte er auch in Brasilien gewollt?

»Mein Hochzeitsgeschenk wird morgen in die Casa geliefert«, riss Gustavo Bel aus ihren Gedanken und legte seine Hand auf die ihre. »Ich habe es schon gesehen und finde es sehr schön. Hoffentlich gefällt es dir auch.«

»Ich freue mich darauf«, sagte sie, um Begeisterung bemüht.

Am Abend beim Essen fühlte Bel sich erschöpft. Die Begegnung mit dem Doppelgänger von Laurent hatte sie durcheinandergebracht, und nun tat ihr auch noch der Unterleib weh. Oben ging sie sofort ins Bad und sperrte die Tür hinter sich zu. Sie schlüpfte in ihr Nachthemd, putzte sich die Zähne und kämmte sich die Haare, bevor sie die Tür wieder aufschloss und das Schlafzimmer betrat, wo Gustavo nackt im Bett auf sie wartete. Als er die Hand nach ihr ausstreckte, wich sie zurück und schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid, aber heute geht es nicht. Ich habe meine Tage.«

Gustavo nickte nur kurz, stand auf und zog seinen Morgenmantel an. »Dann schlafe ich in meinem alten Zimmer und lasse dich in Ruhe. Gute Nacht, meine Liebe.«

Als er weg war, setzte Bel sich erfreut über Gustavos schnellen Rückzug aufs Bett. Immerhin, dachte sie, brachte ihr das je-

den Monat ein paar Tage, an denen sie allein und in Ruhe schlafen konnte.

Zwei Tage später holte Bel Carla wie vereinbart zu Hause ab und fuhr mit ihr den Corcovado hinauf. Im Zug packte Carla voller Angst den Arm ihrer Tochter.

»Ist das bestimmt nicht gefährlich? Es geht so steil bergan, wie sollen wir je nach oben kommen?«

»Keine Angst, Mãe. Der wunderbare Blick auf Rio ist es wert.«

Oben angekommen stiegen sie die Stufen ganz langsam hinauf, und Carla musste oft stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Bel führte sie zum Aussichtspavillon. »Ist es nicht schön hier?«, fragte sie lächelnd. »Da drüben bereiten sie alles für den *Cristo* vor. Schon merkwürdig, dass ich mit dabei war, wie die Skulptur entworfen und in Professor Landowskis Atelier gefertigt wurde. Er hat sogar eine Gussform von meinen Händen genommen, die er vielleicht für den *Cristo* verwenden wollte ...«

An der Stelle, an der der *Cristo* aufgestellt werden sollte, entdeckte Bel zwei ins Gespräch vertiefte Männer. Als der eine den Blick hob, stockte ihr der Atem.

Sie sahen einander ein paar Sekunden lang an, dann lächelte er ihr zu und ging mit dem anderen Mann die Treppe hinunter.

»Wer war denn das?«, fragte Carla interessiert.

»... Senhor Levy, der Projektleiter von Heitor da Silva Costa.«

»Ja, den kenne ich von dem Foto in der Zeitung. Und der andere?«

»Mit letzter Sicherheit kann ich das nicht sagen, aber ich glaube, es war ein Assistent von Professor Landowski.«

»Er scheint dich erkannt zu haben.«

»Wir kennen uns aus Paris«, erklärte Bel, während sie verzweifelt versuchte, ihre Fassung wiederzuerlangen. Jede Faser ihres Körpers sagte ihr, dass sie die Stufen hinunterlaufen und sich in Laurents Arme werfen solle. Sie musste sich sehr beherrschen, es nicht tatsächlich zu tun.

Fünfzehn Minuten später, als Carla genug von der sengenden Hitze hatte und sie die Treppe hinabstiegen, um auf den Zug zu warten, waren die beiden Männer nirgendwo mehr zu sehen.

Zu Hause fragte Carla Bel, ob sie noch mit hereinkommen und etwas trinken wolle, doch Bel schlug ihr Angebot aus und bat den Fahrer, sie gleich nach Hause zu bringen. Sie brauchte Zeit für sich, um sich zu sammeln, und wusste, dass sie sich, wenn sie bei ihrer Mutter blieb, möglicherweise verplapperte.

*Was macht er hier? Warum ist er hergekommen?*

Laurent war in Gesellschaft von Senhor Levy gewesen, also hatte Landowski ihn vermutlich geschickt, um den Fortgang des *Cristo*-Projekts für ihn zu überwachen.

Ja genau, dachte Bel, stieg aus dem Wagen und ging die Stufen zum Haus hinauf. Nur so war Laurents Anwesenheit in Rio zu erklären. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück, froh darüber, dass Gustavo erst in ein paar Stunden von seinem Klub nach Hause kommen würde.

Bel legte sich aufs Bett und versuchte, logisch zu denken. Mit ziemlicher Sicherheit würde sie ihn hier nie wieder zu Gesicht bekommen. Dass sich ihre Wege in Rio kreuzten, war eher unwahrscheinlich, weil der Ingenieur Senhor Levy nicht zu den Kreisen gehörte, in denen sie verkehrten, und Heitor da Silva Costa sich nach wie vor in Paris aufhielt. Die Begegnung heute war eine Laune des Schicksals gewesen. Als ihr das Lächeln einfiel, das er ihr geschenkt hatte, wäre es ihr fast lieber gewesen, diese Begegnung hätte nicht stattgefunden.

Am folgenden Abend kehrte Gustavo früh aus seinem Klub zurück und verbot Bel, den Salon zu betreten. Sie sah ihm an, dass ihm das Hochzeitsgeschenk für sie Freude bereitere, und so nahm sie sich vor, es angemessen zu würdigen.

»Deine Eltern kommen heute Abend zum Essen, und dazu ein Überraschungsgast, also zieh bitte dein schönstes Kleid an«, bat ihr Mann sie.

Auch Laurent hatte es aus der Fassung gebracht, Izabela da oben zu sehen. Mit der Sonne im Rücken, die ihren Körper erstrahlen ließ, war sie ihm fast wie ein Engel erschienen. Seit Levy ihm von der Hochzeit erzählt hatte, war seine anfängliche Begeisterung über Rio getrübt. Nun wollte er nur noch so schnell wie möglich zum Corcovado, um wenigstens Landowski die Sorge um seine Skulptur nehmen zu können. Dann würde er sich ein wenig in diesem Land umsehen und nach Frankreich zurückkehren. Jetzt, da er wusste, dass Izabela tatsächlich niemals ihm gehören konnte, hielt ihn nichts mehr hier. Er schalt sich selbst dafür, so unüberlegt das Schiff bestiegen zu haben. Trotzdem war er den vergangenen Monat geblieben, angetrieben von dem Wissen, dass Izabela irgendwann aus den Flitterwochen zurückkehren würde, und von dem blinden Glauben, dass sie einander durch Zufall begegnen würden.

Tags zuvor hatte Monsieur Levy ihm mitgeteilt, dass Monsieur da Silva Costa sich mit ihm in Verbindung gesetzt und ihn um Laurents Telefonnummer gebeten habe.

»Anscheinend möchte Gustavo Aires Cabral den Mann, der seine Frau in Stein gemeißelt hat, persönlich kennenlernen. Er hat Sie für morgen Abend zum Essen in ihr prächtiges Haus eingeladen. Ich glaube, dort möchte er Ihnen auch das Geld geben«, hatte Levy hinzugefügt. »Er wird sich bei Ihnen melden, um Ihnen Genaueres zu sagen.«

»Danke.«

Zuerst hatte Laurent die Einladung ausschlagen und sich im Klub des Mannes in Rio mit ihm treffen wollen, um das Geld für die Skulptur in Empfang zu nehmen. Schließlich war Izabelas Gatte nicht gerade jemand, den er unbedingt kennenlernen wollte.

Doch dann hatte er sie da oben gesehen ...

Nach endlosen inneren Diskussionen hatte er – egal, ob der Ehemann anwesend sein würde oder nicht – beschlossen, sich noch einmal einen Abend lang den Anblick ihres wunderschö-

nen Gesichts zu erlauben, und, als Monsieur Aires Cabral anrief, die Einladung zum Abendessen angenommen.

Während das Taxi durch die Straßen von Ipanema und von der Hektik der Stadt hinaus in die Vororte fuhr, fragte Laurent sich, welcher Teufel ihn da geritten hatte. Mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft zu verbringen würde schmerzen. Nun, er würde das Beste daraus machen müssen, dachte er, als der Wagen in die lange Einfahrt zu dem eleganten Haus im Kolonialstil einbog.

Laurent stieg aus, zahlte den Fahrer und betrachtete mit offenem Mund die Fassade des Gebäudes, das zu den eindrucksvollsten gehörte, welche er bisher in Rio gesehen hatte. Dann ging er die breiten Marmorstufen zu der mächtigen Eingangstür hinauf und klingelte.

Eine Bedienstete öffnete ihm und führte ihn in den Salon, wo sich bereits zwei Paare mittleren Alters aufhielten. In der Ecke des Raums befand sich, mit einer Tischdecke verhüllt, das, was er an der Form als seine Skulptur erkannte.

»Da sind Sie ja!«, begrüßte ihn ein schmaler Mann mit einem Gesicht, das ihn an ein Nagetier erinnerte, von hinten. »Der Bildhauer höchstpersönlich!« Er streckte ihm lächelnd die blasse Hand hin. »Gustavo Aires Cabral. Und Sie müssen Senhor Laurent Brouilly sein.«

»Ja, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Senhor«, sagte Laurent, dem auffiel, dass der Händedruck des Mannes ziemlich schlaff und er selbst gut zehn Zentimeter kleiner als Laurent war. Dieses dürre, unattraktive Männchen konnte doch nicht Izabelas Gatte sein, dachte Laurent, als Gustavo ihn zu den anderen führte.

»Champagner, Senhor?«, fragte eine Bedienstete und hielt ihm ein Tablett hin.

»*Merci*«, bedankte er sich, begrüßte Gustavos Eltern und wurde schließlich Izabelas Vater und Mutter vorgestellt.

Antonio Bonifacio, ein großgewachsener, gut aussehender Mann mit nur wenigen grauen Strähnen in den schwarzen

Haaren, schüttelte seine Hand kräftig, und Carla, eine sehr schöne Frau, begrüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln. Nun wusste Laurent, woher Izabela das Dunkle, Leidenschaftliche hatte. Da sie beide kein Französisch sprachen, übersetzte Gustavo für sie.

»Senhor Bonifacio sagt, Izabela hätte ihm viel über Professor Landowski und die Zeit in seinem Atelier erzählt, als Sie die Skulptur von ihr gefertigt haben. Er ist sehr gespannt, ob es Ihnen gelungen ist, ihre Schönheit einzufangen«, erklärte Gustavo.

»Ich kann nur hoffen, dass Sie glauben, ich sei Ihrer Tochter gerecht geworden, Senhor«, entgegnete Laurent, der den neugierigen Blick der Mutter auf sich spürte und sie als die Frau erkannte, die tags zuvor mit Izabela auf dem Corcovado gewesen war.

»Senhora Carla sagt, Izabela wisse nichts von der Skulptur und Ihrer Anwesenheit«, übersetzte Gustavo. »Sie werde bestimmt sehr überrascht sein, wenn sie sich zu uns gesellt.«

»Das glaube ich gern«, pflichtete Laurent ihm bei.

»Bereit?«, fragte Gustavo, als er die Schlafzimmertür öffnete.

»Ja«, antwortete Bel, die mit nachdenklicher Miene auf dem Bett saß.

Sie trug ein herrliches Kleid aus grüner Seide, dazu den Smaragdschmuck, den ihr Vater ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, an Ohren und Hals.

»Du bist wunderschön, *querida*«, sagte er und hielt ihr den Arm hin. »Wollen wir gehen?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, was einen solchen Auftritt erfordert«, bemerkte Bel auf der Treppe.

»Das wirst du gleich sehen.« Gustavo tippte sich kurz an die Nase, bevor er die Tür zum Salon öffnete. »Da ist sie«, verkündete er den Versammelten, und Bel strahlte, als ihre Mutter und ihr Vater zu ihr traten, um sie zu begrüßen. Gustavo schob sie von ihnen weg zu seinen Eltern, die sich mit einem weiteren Gast unterhielten.



»Er ist der erste Teil meiner Überraschung für dich. Vielleicht hilft er dir zu erraten, um was es sich handelt: Laurent Brouilly, der den weiten Weg von Paris auf sich genommen hat.«

Bel sah, wie Laurent sich ihr zuwandte und Gustavos Blick beglückt über die gelungene Überraschung zwischen ihnen hin und her wanderte.

Sie wusste, dass aller Augen auf sie gerichtet waren, doch ihr fiel nichts ein, was sie zu Laurent hätte sagen können, so verblüfft war sie. Das Schweigen schien sich endlos hinzuziehen.

»Madame Aires Cabral.« Laurent rettete die Situation, indem er ihre Hand nahm. »Wie schön, Sie wiederzusehen.« Er küsste ihre Hand und blickte ihr in die Augen. »Ihr Vater hat mich zuvor gefragt, ob ich Ihrer Schönheit gerecht geworden sei. Nun fürchte ich, dass mir das nicht gelungen ist.«

»Ich ...« Bel zwang sich, ihm auf Französisch zu antworten. »Senhor Brouilly, was für eine angenehme Überraschung. Ich hatte nicht erwartet, Sie in Rio zu sehen.«

»Einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, dass Senhor Brouilly sich des *Cristo*-Projekts wegen in Brasilien aufhält«, erklärte Gustavo. »Jetzt weißt du bestimmt auch, was mein Geschenk für dich ist, oder?«

Bel war so auf Laurent konzentriert, dass sie noch keine Verbindung zwischen seiner Anwesenheit und dem Geschenk ihres Mannes herstellte. Zum Glück schob Gustavo sie, bevor sie antworten konnte, zu einem Objekt, das mit einem Tuch verhüllt in einer Ecke stand und um das sich alle scharten.

»Soll ich es entfernen?«, fragte Gustavo sie.

»Ja«, sagte Bel, die jetzt begriff, worum es sich handelte.

Entzücktes Gemurmel, als Laurents Skulptur zum Vorschein kam. Bel dankte ihrem Schöpfer, dass Laurent sie als keusche junge Frau dargestellt hatte. So konnte keiner, der die Skulptur betrachtete, sie in irgendeiner Weise für unschicklich halten.

»Und?« Gustavo blickte sich in dem Raum um.

Antonio meldete sich als Erster zu Wort. »Was für eine

Ähnlichkeit! Sie haben sie wirklich sehr gut getroffen, Senhor Brouilly.«

»Ja, das ist tatsächlich das Ebenbild meiner Tochter«, lobte Carla ihn.

Gustavo übersetzte für Laurent, der sich zum Dank verneigte.

»Ich glaube, ihre Lippen sind nicht ganz richtig«, bemerkte Luiza, die immer ein Haar in der Suppe fand, auf Französisch. »Nicht so voll, wie sie sein müssten.«

»Ihre Schwiegertochter scheint nach der Hochzeit aufgeblüht zu sein, Senhora«, entgegnete Laurent. »Offenbar bekommt ihr die Ehe mit allen ihren Annehmlichkeiten.«

Bel verschlug es ob Laurents oberflächlich galanter, jedoch unmissverständlich andeutungsreicher Antwort auf Luizas Kritik fast den Atem.

Luiza besaß immerhin den Anstand, rot zu werden.

»Und wie findest du mein Geschenk, Izabela?«, erkundigte sich Gustavo und legte ihr besitzergreifend den Arm um die Taille.

»Ich glaube nicht, dass ich den Wert einer Skulptur von mir selbst beurteilen kann, ohne arrogant zu wirken, aber es ist ein sehr schönes Hochzeitsgeschenk, Gustavo. Du machst mir damit eine große Freude.« Genauso emotionslos, wie sie diese Worte gesprochen hatte, küsste Bel nun ihren Mann auf die Wange. Und die ganze Zeit über glaubte sie, Laurents Blick auf sich zu spüren.

Da betrat der betagte Butler den Raum und verkündete, dass das Essen serviert werden könne. Bei Tisch war Bel dankbar, dass Laurent zwischen Luiza und Carla saß; sie selbst war zwischen ihrem Vater und ihrem Schwiegervater platziert, und Gustavo hatte den Vorsitz am Kopfende. Leider befand sich Laurent jedoch direkt ihr gegenüber, sodass sie ihn jedes Mal, wenn sie den Blick hob, sah. Die Sitzordnung erschien ihr wie eine schreckliche Parodie der langen Stunden, in denen sie sich in dem Atelier in Frankreich gegenübergesessen waren.

Nachdem sie zur Nervenberuhigung einen großen Schluck

Wein getrunken hatte, wandte Bel sich nach rechts und begann, sich intensiv mit Maurício zu unterhalten. Als Antonio hörte, dass sie über Kaffeepreise redeten, mischte er sich ins Gespräch ein, und die beiden Männer drückten ihre Sorge über die zu große Kaffeemenge aus, die gegenwärtig in Brasilien produziert wurde und die Preise drückte.

»Meine Freunde im Senat erwägen das Anlegen von Vorräten«, bemerkte Maurício.

»Ja, und genau das werde ich auf meinen Plantagen tun«, sagte Antonio. »Die Preise sind letzten Monat drastisch gesunken, und die Rendite ist nicht mehr so hoch wie früher.«

Bel, die schon bald nichts mehr zum Gespräch beitragen konnte, blieb nichts anderes übrig, als sich auf ihrem Stuhl zurückzulehnen. Was bedeutete, dass sie ziemlich oft Laurent direkt in die Augen schaute.

Und als ihre Blicke sich trafen, erkannten beide, dass ihre Gefühle sich nicht verändert hatten.

Beim Kaffee im Salon unterhielt Bel sich mit Gustavo und Laurent.

»Wann haben Sie vor, nach Paris zurückzukehren?«, fragte Gustavo Laurent.

»Das habe ich noch nicht entschieden. Es hängt davon ab, wie sich die Dinge entwickeln und welche Möglichkeiten sich hier ergeben«, antwortete Laurent mit einem Blick auf Bel. »Ihre Mutter, Monsieur, hat mir freundlicherweise versprochen, mich potenziellen Kunden vorzustellen, für die ich möglicherweise Mitglieder der Familie in Stein abbilden soll. Wer weiß?«, sagte er lächelnd. »Am Ende verliebe ich mich in Ihr wunderschönes Land und beschließe, für immer hierzubleiben.«

»Wenn es Ihnen gelungen ist, sich die Unterstützung meiner Mutter zu sichern, könnte das gut und gern geschehen«, stellte Gustavo fest. »Noch Brandy?«, fragte er und erhob sich von seinem Platz auf dem Sofa neben Bel.

»Nicht für mich, danke, Senhor«, antwortete Laurent.

Als Gustavo sich entfernte, waren Bel und Laurent das erste Mal allein.

»Wie geht es dir, Izabela?«, erkundigte er sich.

Bel starrte den Tisch an und den Boden, um nur ja nicht Laurent in die Augen sehen zu müssen. Sie wollte ihm so vieles sagen, konnte es aber nicht. »Ich bin ... verheiratet«, presste sie schließlich hervor.

Als sie dann doch den Blick hob, merkte sie, dass er sich vorsichtig im Raum umschaute, um herauszufinden, ob sie beobachtet wurden.

»Bel«, flüsterte er und beugte sich auf seinem Stuhl so weit wie möglich zu ihr vor. »Ich wollte dir sagen, dass ich deinetwegen hier bin. Wenn du möchtest, dass ich das nächste Schiff nach Frankreich nehme, tue ich das. Aber ich will es aus deinem Mund hören.« Er sah zu Gustavo hinüber, der sich einen Brandy aus der Karaffe einschenkte. »Bist du mit deinem Mann glücklich?«

Ihr Blick wanderte ebenfalls zu Gustavo, der gerade die Karaffe wegstellte, und sie wusste nicht, was sie antworten sollte. »Ich kann nicht ...«, sagte sie schließlich nur.

»Du liebst mich also noch?«

»Ja.« Sie beobachtete, wie Gustavo seiner Mutter etwas ins Ohr flüsterte.

»Dann komm morgen Nachmittag zu mir. Ich wohne in der Rua Visconde de Pirajá, in einem Wohnblock in Ipanema. Ich habe die Nummer sechs in der obersten Etage.«

Gustavo, der nun zu ihnen zurückwankte, war betrunken, das fiel nicht nur Bel auf, sondern auch Laurent. Sie erschauerte, als er sich neben sie setzte, den Arm fest um sie legte und sie zu sich heranzog, um sie zu küssen.

»Ist meine Frau nicht atemberaubend schön?«, fragte er Laurent.

»Ja, allerdings, Monsieur.«

»Manchmal habe ich das Gefühl, sie gar nicht zu verdienen.«

Gustavo nahm einen weiteren Schluck Brandy. »Wie Sie sich vorstellen können, genieße ich die ersten Wochen des Ehelebens.«

»O ja, das kann ich mir durchaus vorstellen. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden. Ich muss gehen.« Laurent stand auf, um sich von den anderen Anwesenden zu verabschieden.

»Bist du wieder in Ordnung?«, flüsterte Gustavo Bel ins Ohr, die beobachtete, wie Laurent Carla die Hand küsste.

»Leider noch nicht, aber vielleicht morgen.«

»Schade«, lautete Gustavos Kommentar. »Ich hätte meine wunderschöne Frau heute Nacht gern geliebt.«

Laurent kehrte zu ihnen zurück. »Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht und danke Ihnen beiden.«

Gustavo und Bel erhoben sich. Laurent schüttelte Gustavo die Hand und küsste die von Bel kurz.

»À *bientôt*, Madame Aires Cabral.«

»*Bonne nuit*, Senhor Brouilly.«

Als Laurent gegangen war, brachen auch Bels Eltern auf.

»Gute Nacht, *querida*«, verabschiedete sich Carla an der Tür. »Komm mich bald einmal besuchen.« Sie bedachte ihre Tochter mit einem seltsamen Blick, bevor sie hinter Antonio die Stufen hinunterging.

Droben küsste Gustavo Bel vor ihrem Schlafzimmer leidenschaftlich. »Ich kann den morgigen Abend kaum erwarten«, sagte er.

Bel schloss die Tür hinter sich, zog sich aus und legte sich, Gott dafür dankend, dass sie diese Nacht allein verbringen durfte, ins Bett.

## XXXVII

Als Bel am folgenden Morgen aufwachte, wusste sie, dass sie am Abend zuvor zu viel getrunken hatte. Warum sonst hätte sie eingewilligt, Laurent am Nachmittag in seiner Wohnung aufzusuchen?

In der Nacht hatte sie noch jeden vielsagenden Blick und jedes Wort von ihm voller Euphorie Revue passieren lassen, doch nun wurden ihr die schrecklichen Konsequenzen von Laurents Anwesenheit in Rio bewusst.

Sie war knapp einen Monat mit Gustavo verheiratet. Und hatte Laurent nicht nur gestanden, dass sie in ihrer Ehe unglücklich war, sondern auch, dass sie immer noch *ihn* liebte ...

Welcher Teufel hatte sie da geritten?

Der Teufel der Liebe ...

Egal, was schuld war: Gar nicht auszudenken, was passierte, wenn Gustavo von ihrer Beziehung in Frankreich oder gar der Fortsetzung hier erführe.

Bel stand auf und ging ins Bad, wo sie sich im Spiegel betrachtete und überlegte. Die sicherste Lösung war es, Laurent einfach nicht zu besuchen. Wenn sie sich von ihm fernhielt, würde er sie bestimmt nicht weiter belästigen.

In dem Moment sah sie im Spiegel nicht mehr ihre eigenen Augen, sondern den liebevollen Blick Laurents, und unwillkürlich überlief sie ein wohliger Schauer.

Als Bel aus dem Bad kam, erwartete Loen sie im Zimmer.

»Wie geht es Ihnen, Senhora Bel?«, erkundigte sich Loen und hängte das herrliche Seidenkleid, das Bel am Vorabend einfach zu Boden hatte fallen lassen, auf einen Bügel.

»Ich bin ... ein bisschen müde«, gestand Bel.

»Er war gestern Abend hier, nicht wahr? Ihr Bildhauer?« Loen räumte weiter das Zimmer auf.

»Ja ... Ach, Loen.« Bel sank aufs Bett, stützte den Kopf in die Hände und begann zu weinen. Loen setzte sich neben sie und legte einen Arm um ihre Herrin.

»Bitte nicht weinen. Es freut Sie doch sicher, dass er nach Brasilien gekommen ist?«

»Ja ... nein ...« Bel sah Loen an. »Ich habe etwas sehr Dummes gemacht. Ich habe ihm versprochen, ihn heute Nachmittag in seiner Wohnung in Ipanema zu besuchen.«

»Verstehe.« Loen nickte. »Und, werden Sie es tun?«

»Wie soll das gehen? Ich bin eine verheiratete Frau. Trotzdem habe ich mich bereit erklärt, mich mit einem anderen Mann zu treffen! Was würdest du machen, Loen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Loen und seufzte. »Ich würde Ihnen gern sagen, dass es falsch ist, sich mit ihm zu treffen. Aber wenn der Mann Bruno wäre, könnte ich vermutlich auch nicht widerstehen. Insbesondere dann, wenn er nur vorübergehend hier wäre.«

»Du ermutigst mich, Loen, wo ich doch jemanden bräuchte, der mir erklärt, dass es Wahnsinn ist.«

»Das ist es auch, aber das wissen Sie selbst. Vielleicht sollten Sie ihn nur dieses eine Mal aufsuchen, um ihm zu sagen, dass Sie ihn nie wiedersehen können, dass es ein endgültiger Abschied ist.«

»Und wie soll das funktionieren? Senhora Aires Cabral überwacht doch jeden meiner Schritte.«

»Sie haben heute Nachmittag um zwei Uhr bei Madame Duchaine in Ipanema eine Anprobe der Garderobe für die neue Saison«, antwortete Loen. »Sie könnten mit mir hingehen, dort vorgeben, sich unwohl zu fühlen, und sich so früh von Madame Duchaine verabschieden, dass noch genug Zeit für den Besuch bei Ihrem Bildhauer ist. Dann hätten Sie immerhin ein paar Stunden miteinander.«

»Loen, was machst du mit mir?«, fragte Bel verzweifelt, die wusste, dass der Plan ihrer Zofe sich mühelos verwirklichen ließ.

»Ich versuche, Ihnen eine Freundin zu sein, wie Sie es mir immer gewesen sind. Ich sehe doch den Kummer in Ihren Augen, seit Sie verheiratet sind. Das Leben ist sehr kurz, und die Ehe mit jemandem, den man nicht liebt, sehr lang.« Loen erhob sich vom Bett. »Sie treffen die Entscheidung, und ich helfe Ihnen, sie in die Tat umzusetzen.«

»Danke. Ich denke darüber nach.«

»Guten Morgen«, begrüßte Luiza sie, als sie zum Frühstück erschien. »Hast du gut geschlafen, meine Liebe?«

»Ja danke.«

»Ich habe heute Morgen eine Nachricht von einer Freundin erhalten. Möglichst viele junge Damen sollen sich in der Igreja de Nossa Senhora da Glória do Outeiro versammeln, der Kirche nicht weit vom Haus deiner Eltern. Senhor da Silva Costa vom *Cristo*-Projekt hat beschlossen, die Statue mit einem Specksteinmosaik zu schmücken, und sucht nach Freiwilligen, die die Einzelteile Dreieck für Dreieck auf den Maschendraht aufbringen. Das wird einige Zeit in Anspruch nehmen, aber soweit ich von meiner Freundin weiß, machen nur Damen aus der besten Gesellschaft mit. Mir ist aufgefallen, dass du nicht viele weibliche Bekannte in Rio hast. Das wäre eine wunderbare Gelegenheit für dich, neue Freundschaften zu schließen.«

»Ja, natürlich helfe ich gern«, erklärte Bel. »Besonders deshalb, weil es sich um einen guten Zweck handelt und um ein Projekt, das mir am Herzen liegt.«

»Dann sage ich ihr für dich zu. Du könntest gleich morgen anfangen.«

Bel nickte.

Nach dem Frühstück dachte Bel bei einem Spaziergang im Garten nach. Das Mosaik war immerhin eine sinnvolle Beschäftigung, denn allmählich wurde ihr klar, dass sie niemals Herrin



ihres eigenen Haushalts werden würde. Obwohl Luiza mit ihr über die Haushaltsbücher gesprochen hatte, organisierte sie weiterhin alles selbst. Wenn Bel einen Vorschlag für die abendliche Speisenfolge machte, lehnte Luiza ihn ab, und als sie tags zuvor gefragt hatte, ob man statt des Wedgwood-Services das Limoges-Geschirr benutzen könne, hatte sie die Auskunft erhalten, das werde ausschließlich bei Familienfeiern wie Geburts- oder Jahrestagen verwendet.

Gustavo ging jeden Tag gleich nach dem Lunch in seinen Klub, was bedeutete, dass Bel nachmittags viele Stunden allein war. Und was würde sie *heute* Nachmittag tun?, fragte sie sich bang.

Mittags um halb eins ließ sie innerlich aufgewühlt den Wagen kommen.

»Luiza«, sagte sie zu ihrer Schwiegermutter, die im Salon Briefe schrieb, »ich fahre zu Madame Duchaine in die Stadt. Loen begleitet mich. Es könnte eine Weile dauern. Sie will heute mit mir die Anprobe meiner Wintergarderobe machen.«

»Soweit ich weiß, ist sie sehr teuer und setzt ihre Stiche manchmal ungenau. Ich kann dir den Namen einer anderen Schneiderin geben, die sehr viel preiswerter und zuverlässig ist.«

»Für mich hat Madame Duchaine immer hervorragend gearbeitet«, erwiderte Bel. »Ich bin zum Abendessen wieder da, Luiza.«

Ohne den überraschten Blick ihrer Schwiegermutter darüber abzuwarten, dass sie es tatsächlich gewagt hatte, ihr Urteil in Zweifel zu ziehen, ging Bel zur Tür, wo sie ihren Hut feststeckte.

Loen erwartete sie bereits. »Und?«, flüsterte sie ihr auf dem Weg zum Wagen zu.

»Ich weiß es nicht«, stöhnte Bel.

»Dann fahren wir jetzt zu Madame Duchaine, und wenn Sie beschließen, Kopfschmerzen vorzutäuschen, richte ich mich einfach nach Ihnen«, schlug Loen vor.

Während der Fahrt starrte Bel aus dem Fenster, ohne etwas

zu sehen, und ihr Herz pochte so laut gegen ihre Brust, dass sie Angst hatte, es könne zerspringen.

Bel und Loen stiegen vor Madame Duchaines Salon aus.

»Jorge, du brauchst nicht zu warten«, sagte Bel dem Fahrer. »Es wird länger dauern. Bitte hol mich um sechs wieder ab.«

»Ja, Senhora.«

Kurz darauf betrat sie den Salon mit Loen.

Zehn Minuten später ertappte Bel sich dabei, wie sie sich blind im Ganzkörperspiegel betrachtete, während Madame Duchaine mit Maßband und Stecknadeln hantierte. Wenn sie nicht bald zu einem Entschluss gelangte, war es zu spät.

Madame Duchaine trat hinter Bel, um ihr Werk über Bels Schulter hinweg im Spiegel zu begutachten. Als sie deren Gesicht sah, runzelte sie die Stirn.

»Ist Ihnen nicht wohl, Senhora? Sie sind sehr blass.«

»Mir ist in der Tat ein wenig schwindlig«, bestätigte Bel.

»Vielleicht sollten wir die Anprobe an einem anderen Tag fortsetzen? Ich halte es für das Beste, wenn Sie gehen und sich ein wenig ausruhen«, sagte sie mit einem verstohlenen Blick auf den Bauch ihrer Kundin.

In dieser Sekunde traf sich Bels Blick mit dem von Loen, und sie wusste, dass ihr die Entscheidung abgenommen worden war.

»Ja, vielleicht haben Sie recht. Ich rufe Sie morgen an, um einen neuen Termin zu vereinbaren. Komm, Loen«, fügte sie an ihre Zofe gewandt hinzu.

Auf der Straße sah Bel Loen an. »Wahrscheinlich bin ich verrückt, aber ich gehe zu ihm. Wünsch mir Glück.«

»Natürlich. Achten Sie nur darauf, pünktlich wieder hier zu sein, bevor der Wagen uns abholt. Und Senhora Bel ... selbst wenn Sie zu dem Schluss gelangen sollten, nach dem heutigen Tag nie wieder mit ihm zusammen sein zu können, glaube ich, dass Sie mit dem Besuch die richtige Entscheidung treffen.«

»Danke.«

Bel hastete durch die Straßen von Ipanema zur Rua Visconde

de Pirajá. Zweimal verliebte sie sich kurz, bis sie endlich vor Laurents Wohnblock stand.

*Ja, dachte sie, ich gehe hinein, sage ihm wie schon in Paris, dass ich ihn nicht mehr treffen kann, und gehe wieder.*

Sie eilte ins Haus und die Treppe hinauf, den Blick auf die Nummern an den Türen gerichtet.

Als sie die Nummer sechs erreichte, zögerte sie kurz, schloss die Augen, schickte ein stummes Gebet zum Himmel und klopfte.

Schritte auf dem Holzfußboden, und kurz darauf öffnete Laurent die Tür.

»*Bonjour, Madame Aires Cabral. Kommen Sie doch herein.*«

Er hielt ihr lächelnd die Tür auf. Als sie in der Wohnung war, schloss er sie zweimal zu, für den Fall, dass sein Hausmädchen Monica unerwartet auftauchte. Wenn er Bel schon endlich für sich hatte, wollte er nicht gestört werden.

»Was für ein schöner Ausblick«, bemerkte Bel nervös, die vom Wohnzimmer aus aufs Meer hinausschaute.

»Ja, nicht wahr?«

»Laurent ...«

»Izabela ...«

Sie mussten beide lachen, als sie gleichzeitig zu reden angingen.

»Setzen wir uns?«, fragte sie und nahm, noch ein wenig außer Atem, auf einem Stuhl Platz.

Laurent stellte einen zweiten Stuhl so hin, dass er dem ihren gegenüberstand, und setzte sich ebenfalls. »Worüber würdest du dich gern unterhalten?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Sinn. Ich sollte nicht hier sein.«

»Ich auch nicht«, pflichtete er ihr bei. »Aber wir sind es nun mal.«

»Ja.« Bel holte tief Luft. »Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass wir uns nicht mehr treffen können.«

»Das hast du mir schon in dem Park in Paris erklärt. Und schau, wohin es uns geführt hat.«

»Ich habe dich nicht gebeten, nach Rio zu kommen.«

»Stimmt. Bedauerst du es, dass ich hier bin?«

»Ja ... Nein ...« Bel stieß einen Seufzer der Verzweiflung aus.

»Du bist verheiratet«, stellte er fest.

»Ja. Ich weiß, die Situation ist ausweglos.«

»Bel ...« Er stand auf, kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hände. »Gestern Abend habe ich dich gefragt, ob du glücklich bist, und deine Antwort war klar.«

»Aber ...«

»Und dann habe ich dich gefragt, ob du mich noch liebst, und du hast Ja gesagt.«

»Ich ...«

»Lass mich ausreden. Ich verstehe, in was für einer Situation du dich befindest und dass ich zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt hätte kommen können. Und ich verspreche dir: Wenn du mir hier und jetzt wie in Paris sagst, dass ich verschwinden soll, verlasse ich Rio sofort. Ich muss wissen, was du willst. Denn ich glaube, ich habe dir sehr deutlich gezeigt, was ich möchte.«

»Mein Liebhaber sein?«, fragte sie. »Mehr kann ich dir nicht bieten. Und das hast du nicht verdient.«

»Was ich verdient habe, ist irrelevant. Das Schicksal will es so, dass du die Frau bist, die ich liebe. Und obwohl ich es versucht habe, scheine ich nicht ohne dich leben zu können. Am liebsten würde ich dich auf der Stelle nach Frankreich entführen und mit dir dort den Rest des Lebens verbringen. Aber ich bin bereit zu Kompromissen. Du auch?« Er sah ihr tief in die Augen.

Bel fragte sich, wie sie je an seinen Gefühlen hatte zweifeln können. Er hatte Frankreich verlassen und war ihr um die halbe Welt nach Rio gefolgt, ohne Garantie, ihr dort überhaupt zu begegnen. Und ihr armer Ehemann hatte sie ungewollt zusammengeführt. Der Gedanke an Gustavo brachte sie zur Vernunft.

»Vorbei ist vorbei«, sagte sie mit Nachdruck. »Es ist nicht ge-

recht, dass du einfach hier auftauchst und mich an alles erinnerst, nachdem ich mein Möglichstes getan habe, dich zu vergessen.« Tränen traten ihr in die Augen.

»*Ma chérie*, verzeih mir. Ich wollte dich nicht zum Weinen bringen. Ja, du hast recht. Du hast gesagt, ich soll gehen, und ich habe mich nicht daran gehalten. Die Schuld liegt ausschließlich bei mir.«

»Kannst du mir erklären, woher ich die Kraft nehmen soll, mich noch einmal von dir zu trennen?« Sie begann hemmungslos zu schluchzen, und er legte die Arme um sie. »Du hast keine Ahnung, was mich das beim ersten Mal gekostet hat. Und das noch einmal zu schaffen ...«

»Dann tu's nicht. Sag einfach, dass ich bleiben soll.«

»Ich ...«

Laurent begann ihren Hals zu küssen, so sanft, dass es sich anfühlte, als würde der Flügel eines Schmetterlings ihre Haut liebkosen.

»Bitte, mach's nicht noch schwerer, als es schon ist«, stöhnte sie.

»Bel, hör auf, dich zu quälen. Lass uns einfach zusammen sein, solange Gelegenheit dazu ist. Ich liebe dich so sehr, *chérie*«, murmelte er und wischte ihr die Tränen mit den Fingerspitzen weg.

Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe«, schluchzte sie.

»Genauso wie ich mich nach dir.« Er küsste sie.

Bel, die wusste, dass Gegenwehr keinen Zweck mehr hatte, erwiderte seinen Kuss.

»*Chérie*«, sagte er, als sich ihre Lippen schließlich wieder voneinander lösten, »komm in mein Bett. Ich gebe mich auch damit zufrieden, nur neben dir zu liegen, aber ich würde dich gern halten.«

Ohne auf ihre Antwort zu warten, hob Laurent Bel vom Stuhl hoch und trug sie ins Schlafzimmer.

Bel rechnete mit einem Blitzangriff wie bei Gustavo, doch der kam nicht. Laurent legte sich neben sie und hielt sie eine Weile. Dann küsste er sie noch einmal, und seine Fingerspitzen zeichneten so lange zärtlich die Konturen ihrer Brüste und ihrer Taille durch die Kleidung hindurch nach, bis sie sich nur noch seinen nackten Körper auf dem ihren wünschte.

»Soll ich dich von dem Kleid befreien, oder willst du es selbst machen?«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie drehte sich um, damit er die Knöpfe am Rücken öffnen konnte. Er ließ sich Zeit und küsste die nackte Haut, die unter jedem der Knöpfe zum Vorschein kam, bevor er die Ärmel des Kleids und schließlich ihren Büstenhalter herunterschob.

»Du bist wunderschön«, flüsterte er, als sie sich ihm entgegenwölbte. Und als seine Lippen ihre Brustwarzen fanden, stöhnte sie vor Lust auf.

Nachdem er sich mit einem Blick vergewissert hatte, dass er sich weiter vorwagen durfte, wanderte seine Hand über ihren flachen Bauch, und er löste vorsichtig ihre Strumpfbänder und rollte ihre Strümpfe herunter. Jede seiner Berührungen durchzuckte sie wie ein kleiner Stromstoß. Am Ende lag sie vollkommen nackt vor ihm.

Er hielt einen Moment schwer atmend inne, um ihren Körper zu betrachten.

»Verzeih, aber jetzt würde ich dich gern in Stein meißeln.«

»O nein ...«

Er brachte sie mit einem Kuss zum Verstummen. »Das war ein Scherz, meine wunderschöne Bel. Das Einzige, was ich im Moment von dir möchte, ist Liebe.«

Schon bald war er ebenfalls nackt, und als sie einen Blick auf ihn wagte, sah sie, wie schön auch sein Körper war. Erst nachdem er sich vergewissert hatte, dass sie bereit war, drang er in sie ein. Und endlich begriff sie, was ihre Mutter ihr zu beschreiben versucht hatte.

Als sie hinterher eng umschlungen dalagen, streichelte sie ihn, erforschte jeden Zentimeter seiner Haut und ermutigte ihn, das Gleiche bei ihr zu tun.

Während Laurent dann neben ihr döste, konnte Bel nicht umhin, darüber nachzudenken, wie sehr sich dieser Nachmittag von den Nächten mit Gustavo unterschied. Wie konnte der gleiche Akt in ihrer Seele und ihrem Körper eine so andere Reaktion hervorrufen?

Plötzlich wurde ihr klar, dass Laurent recht gehabt hatte, als er sagte, sie solle Gustavo nicht heiraten. Denn sie würde ihren Mann niemals so lieben können wie er sie.

Die körperliche Abneigung, die sie ihm gegenüber empfand, war nicht seine Schuld – er war kein schlechter Mensch und kein Tyrann, der sich nichts aus ihr machte. Eher machte er sich zu viel aus ihr und wollte ihr das auf die einzige Weise zeigen, die er kannte.

»Was ist?«, fragte Laurent, der aufgewacht war.

»Ich habe an Gustavo gedacht.«

»Tu das nicht, Bel. Das kann nicht gutgehen.«

»Nein, du verstehst mich nicht.« Als sie sich seufzend von ihm wendete, spürte sie, wie seine Hand die Konturen ihrer Hüfte nachzeichnete und um ihre Taille glitt. Er zog sie zu sich heran, sodass sie Leib an Leib lagen.

»Ich weiß, *ma chérie*, ich weiß. Es ist ein schreckliches Chaos. Und wir müssen beide alles in unserer Macht Stehende tun, um deinen Mann davor zu schützen.«

Seine Hand wanderte zu ihrer Brust, und sie drückte sich noch näher an ihn. Alle Gedanken an Gustavo waren vergessen, als er sie noch einmal zu Gipfeln der Lust führte, die sie bisher nicht erklommen hatte.

Danach döste auch Bel entspannt, bis sie merkte, wie spät es war.

»*Meu Deus!* Ich muss gehen. Der Fahrer wartet bestimmt schon vor dem Salon von Madame Duchaine auf mich«, rief sie

voller Panik aus, sprang aus dem Bett, sammelte ihre Kleidung ein und zog sich an, so schnell sie konnte. Laurent beobachtete sie schweigend.

»Wann sehe ich dich wieder?«, fragte er schließlich.

»Nicht morgen, weil ich da in der Kirche bei der Fertigung des Mosaiks für die äußere Hülle des *Cristo* helfen muss. Aber vielleicht am Montag?«, schlug sie vor, während sie hastig ihre Haare ordnete, ihren Hut feststeckte und zur Tür ging.

Laurent eilte zu ihr und schlang die Arme um sie.

»Du wirst mir jede Sekunde fehlen.«

Als sie seinen nackten Körper spürte, überlief sie ein Schauer.

»Und du mir.«

»Bis dann, *ma chérie*. Ich liebe dich.«

Bel sah ihn ein letztes Mal an und verließ die Wohnung.



## XXXVIII

In den folgenden Monaten schwebte Bel, der ihr Leben vor jenem Februarnachmittag in Laurents Wohnung nur grau und ohne Inhalt erschien, wie auf Wolken. Wenn sie jetzt morgens aufwachte und an ihn dachte, prickelte ihr ganzer Körper, der Himmel strahlte tiefblau, und die Blumen im Garten leuchteten bunt wie ein Kaleidoskop.

Beim Frühstück gegenüber der mürrisch-missbilligenden Luitza dachte sie an Laurent, und schon trat ein Lächeln auf ihre Lippen. Nichts konnte sie mehr aus der Fassung bringen, niemand ihr mehr wehtun. Die Liebe schützte sie und machte sie unverwundbar.

Doch wenn sie ihn ein paar Tage lang nicht besuchen konnte, stürzte Bel in tiefste Verzweiflung und quälte sich mit Gedanken darüber, wo Laurent war, was er tat und mit wem er sich traf. Dann ließ eisige Angst ihr das Blut in den Adern gefrieren, obwohl sie in der glühend heißen Sonne schwitzte, denn leider sah die Wahrheit so aus: Er war frei und konnte lieben, wen er wollte, sie hingegen nicht.

»*Mon Dieu, chérie*«, hatte Laurent einige Tage zuvor neben ihr in seinem großen Mahagonibett geseufzt, »es fällt mir immer schwerer, dich zu teilen. Schon bei der Vorstellung, dass er dich berührt, schaudert mich. Gar nicht auszudenken, wenn er das Gleiche macht wie ich gerade«, fügte er hinzu und strich mit den Fingern sanft über ihre nackte Brust. »Brenn mit mir durch, Bel. Wir fahren zurück nach Paris. Dort müssen wir uns nicht mehr verstecken und können uns ganz der Liebe, dem Wein und dem guten Essen hingeben ...« Er küsste sie.

Ihre Schwiegermutter hatte ungewollt mitgeholfen, ihren Liebhaber vorerst in ihrer Nähe zu halten, indem sie Laurent wie versprochen einigen ihrer reichen Freundinnen in Rio vorstellte, die, als sie die Skulptur von Bel sahen, ihre Verwandten auf ähnliche Weise verewigt sehen wollten. Momentan arbeitete Laurent an der Figur eines von seinen reichen Besitzern innig geliebten Chihuahua. Ironie des Schicksals, dachte Bel, dass ausgerechnet ihre Schwiegermutter Laurents Mäzenin geworden war.

»Das mit dem Hund ist nicht gerade mein Traumauftrag«, hatte er ihr gestanden, »aber immerhin stelle ich dann in der Zeit, in der du nicht bei mir bist, keine Dummheiten an.«

Und so arbeitete er an den Nachmittagen, an denen Bel sich nicht zu ihm stehlen konnte, an dem Specksteinblock, den Luiza einem mit ihr verwandten Minenbesitzer für ihn abgekauft hatte. Luizas Vorschlag, Bel solle mithelfen, den *Cristo* in der Igreja da Glória mit einer Außenhülle aus Tausenden von Specksteinstücken zu versehen, verschaffte dieser ein ausgezeichnetes Alibi für ihre Abwesenheiten von der Casa. Wenn ihre Hände sich um die kühlen, glatten Dreiecke aus dem gleichen Material schlossen, mit dem Laurent beschäftigt war, empfand sie das als tröstlich.

Nur Luiza bekam mit, wann sie die Casa verließ und wieder zurückkam, weil Gustavo mehr und mehr Zeit in seinem Klub verbrachte und erst vor dem Abendessen nach Alkohol stinkend heimkehrte. Er erkundigte sich nur selten, wie Bel den Tag verbracht hatte.

Eigentlich, dachte Bel, als sie ihren Hut aufsetzte und Loen Jorge, den Fahrer der Familie, holte, nahm Gustavo sie kaum noch wahr. In den vier Monaten seit Beginn ihrer Affäre mit Laurent war die Aufmerksamkeit, die er ihr zu Beginn ihrer Ehe geschenkt hatte, vollkommen verschwunden. Obwohl er in der Nacht immer noch versuchte, mit ihr zu schlafen, war er dazu meist nicht in der Lage, weil er häufig schon nicht mehr aufrecht

stehen konnte, wenn er sich zu ihr ins Bett legte. Mehr als einmal war er sogar eingeschlafen, während er in sie einzudringen versuchte. Dann hatte sie ihn von sich heruntergeschoben, auf sein lautes Schnarchen gelauscht und seine Alkoholdünste eingeatmet, die die Luft im Schlafzimmer schwängerten. Oft war sie morgens bereits auf und angezogen und hatte gefrühstückt, wenn Gustavo noch schlummerte.

Falls seine Eltern sein Alkoholproblem bemerkten, sprachen sie nicht darüber. Luiza interessierte an Bels Ehe nur, ob schon ein Enkelkind in Sicht war. Wenn Bel verneinte, rümpfte sie verächtlich die Nase.

Bel lebte in ständiger Angst davor, dass ihr Körper – der nicht auf Gustavos anfängliche hektische Versuche, einen Erben zu zeugen, reagiert hatte – bei Laurents zärtlichen Berührungen erwachen würde. Als Laurent eines Nachmittags die Sorgenfalten auf ihrer Stirn aufgefallen waren, hatte er ihr beschrieben, wie sie eine Schwangerschaft verhindern könne, und ihr ihren Körper erklärt, wie nicht einmal ihre Mutter es vermocht hatte. Nun wusste sie, dass sie darauf achten musste, zu welchen Zeiten eine Empfängnis am wahrscheinlichsten war.

»Die Methode ist nicht narrensicher, *chérie*, weswegen so viele Katholiken noch immer so große Familien haben«, hatte Laurent mit einem spöttischen Lächeln gesagt. »Aber wenn du dich in der gefährlichen Phase befindest, kann ich auch meinen Teil zu der Sache beitragen.«

Bel hatte ihn mit großen Augen angesehen. »Woher weißt du das alles?«

»In Montparnasse wollen viele Künstler wie ich sich gern vergnügen, ohne Frauen am Hals zu haben, die behaupten, von ihnen schwanger zu sein.« Bel hatte ein so entsetztes Gesicht gemacht, dass er hastig die Arme um sie legte und an seine Brust zog. »*Chérie*, im Moment können wir an der Lage nichts ändern, und ich möchte dich nicht in Schwierigkeiten bringen. Außerdem wäre es mir nicht recht, wenn mein Kind von deinem Mann,

diesem Schwächling, aufgezogen würde. Weswegen wir fürs Erste aufpassen müssen.«

Bel verließ die Casa, stieg in den Wagen und starrte zum Fenster hinaus, während Jorge sie zum Haus ihrer Eltern in Cosme Velho brachte. Weil sie jeden freien Moment mit Laurent verbracht hatte, war sie einen Monat nicht bei ihnen gewesen. Tags zuvor hatte Loen sie gefragt, wann sie vorhabe, ihre Mutter wieder zu besuchen.

»Bald, bald«, hatte Bel mit schlechtem Gewissen geantwortet.

»Ich weiß, dass Sie ... beschäftigt sind, aber vielleicht sollten Sie trotzdem bei ihr vorbeischaun«, hatte Loen ihr geraten, während sie Bel beim Anziehen half. »Meine Mutter macht sich Sorgen um sie.«

»Ist sie krank?«

»Ich weiß es nicht«, hatte Loen ausweichend geantwortet.

»Dann fahre ich gleich morgen zu ihr.«

Als der Wagen die Auffahrt zum Mansão da Princesa erreichte, bat Bel Jorge, sie abends um halb sieben vom Copacabana Palace Hotel abzuholen.

Luiza hatte sie morgens erklärt, dass sie sich nach dem Besuch bei ihrer Mutter mit ihrer neuen Freundin Heloise, neben der sie in der Igreja da Glória an dem Mosaik arbeitete, zum Tee im Copacabana Palace treffen wolle. Bel war klar gewesen, dass Luiza das gutheißen würde, weil ja sie selbst ihre Schwiegertochter ermutigt hatte, sich mit jungen Damen anzufreunden, die zu ihrer neuen gesellschaftlichen Stellung passten, und Heloise entstammte einer uralten Adelsfamilie. Und da Bel des Weiteren wusste, dass Luiza den Pomp dieses Hotels vulgär fand, war Bel ziemlich sicher gewesen, dass sie sich dort nicht zu ihnen gesellen würde. Leider, dachte Bel, war sie in den vergangenen Monaten zu einer raffinierten Lügnerin geworden.

Als Gabriela nun die Tür öffnete und Bel sah, begann sie zu strahlen. »Senhora, wie schön, dass Sie uns besuchen. Ihre Mut-

ter ruht sich gerade aus, aber sie hat mich gebeten, sie zu wecken, sobald Sie da sind.«

»Fühlt sie sich unwohl?« Bel folgte Gabriela stirnrunzelnd in den Salon. »Loen sagt, du machst dir Sorgen um sie.«

Gabriela zögerte. »Ich weiß nicht, ob sie krank ist, aber jedenfalls wirkt sie sehr müde.«

»Du glaubst doch nicht, dass ...«, Bel zwang sich, die Worte auszusprechen, »... das wieder dieses Problem ist?«

»Senhora, ich weiß es nicht. Sie sollten sie lieber selbst fragen und überreden, zum Arzt zu gehen. Wollen Sie etwas trinken?«

Während Gabriela sich entfernte, um ihr einen Orangensaft zu bringen und ihre Mutter zu wecken, lief Bel besorgt in dem Raum auf und ab. Als Carla sich schließlich zu ihr gesellte, fiel Bel nicht nur auf, dass sie blass und müde war, sondern auch anders als früher merkwürdig gelbe Haut hatte.

»Mãe, es tut mir leid, dass ich dich so lange nicht besucht habe. Wie geht es dir?«, erkundigte sie sich voller Angst und Schuldgefühle und begrüßte Carla mit einem Kuss.

»Gut. Und dir?«

»Auch, Mãe ...«

»Wollen wir uns setzen?« Carla sank schwer in einen Sessel, als würden ihre Beine ihr Gewicht nicht mehr tragen.

»Mãe, ich sehe doch, dass es dir nicht gut geht. Hast du Schmerzen?«

»Nur hin und wieder. Es ist bestimmt nichts Schlimmes ...«

»Du weißt ganz genau, dass etwas nicht in Ordnung ist. Pai hat das sicher auch schon gemerkt, oder?«

»Dein Vater hat im Moment andere Sorgen«, seufzte Carla. »Die Kaffeeplantagen werfen nicht mehr so viel Gewinn ab wie früher, und der Plan der Regierung mit der Vorratshaltung scheint nichts zu nützen.«

»Ich glaube kaum, dass Pais geschäftliche Sorgen wichtiger sind als die Gesundheit seiner Frau«, entgegnete Bel.

»*Querida*, dein Vater hat genug am Hals. Ich will ihn nicht noch weiter belasten.«

Bel traten Tränen in die Augen. »Der Zeitpunkt mag ja ungünstig sein, aber begreifst du denn nicht, dass deine Gesundheit vorgeht?«

»Es ist mein Körper, und ich muss in ihm leben. Ich spüre, was in ihm passiert«, erwiderte Carla. »Und ich möchte weder mich selbst noch dich oder deinen Vater einem qualvollen Prozess aussetzen, der am Ende nur zum gleichen Ergebnis führt.«

»Mäe«, presste Bel hervor. »Bitte lass mich wenigstens einen Termin bei dem Arzt vereinbaren, der dich das letzte Mal behandelt hat. Zu dem hast du doch Vertrauen, oder?«

»Ja, ich halte ihn für den besten in Rio. Aber er wird mir nicht helfen können, Bel.«

»Sag das nicht! Ich brauche dich noch und Pai auch.«

»Möglich.« Carla lächelte grimmig. »Doch ich bin keine Kaffeebohne und auch kein *real*-Schein, Izabela. Und die liebt er mehr als mich.«

»Du täuschst dich, Mäe! Du bist sein Ein und Alles, ohne dich hätte sein Leben keinen Sinn.«

Kurzes Schweigen.

»Dann bitte meinen Arzt um einen Termin und begleite mich zu ihm, Izabela. Er wird dir bestätigen, dass ich recht habe. Allerdings mache ich es nur unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Sag bitte deinem Vater noch nichts davon. Ich möchte nicht, dass er länger leidet als unbedingt nötig.«

Bel verließ das Haus eine halbe Stunde später mit dem Fahrer ihrer Eltern, da Carla sich hatte hinlegen wollen, und bat ihn, sie nach Ipanema zu bringen. Hatte ihre Mutter in ihrer Angst nicht doch übertrieben?, fragte sie sich.

Bel stieg zwei Blocks von Laurents Haus entfernt aus und

hastete zu dem einzigen Menschen, der ihr ihrer Meinung nach Trost spenden konnte.

»*Chérie!* Ich dachte schon, du kommst nicht. *Mon Dieu!* Was ist passiert?«, fragte Laurent an der Tür und nahm sie in den Arm.

»Meine Mutter. Sie glaubt, dass sie sterben muss!«, schluchzte sie an seiner Schulter.

»Wie bitte? Weiß sie das von einem Arzt?«

»Nein, aber letztes Jahr hatte sie Krebs, und sie denkt, dass er wiedergekommen ist. Aber sie will meinen Vater nicht beunruhigen, der geschäftliche Probleme hat. Ich habe ihr natürlich gesagt, dass sie zum Arzt muss ... In dem Monat seit meinem letzten Besuch hat sich ihr Zustand drastisch verschlechtert. Und ...«, Bel hob den Kopf, um Laurent in die Augen zu blicken, »... ich fürchte, dass sie recht hat.«

»Bel«, sagte Laurent, nahm ihre zitternden Hände und zog sie sanft neben sich aufs Sofa, »ihr müsst professionellen Rat einholen. Wer schon einmal solche Probleme hatte, lebt in ständiger, vielleicht unbegründeter Angst. Deine Mutter sagt, dein Vater steckt geschäftlich in Schwierigkeiten? Ich dachte, er ist reich wie Krösus.«

»Das ist er auch. Bestimmt übertreibt er.« Bel versuchte, sich zusammenzureißen. »Doch wie geht es dir, Laurent?«

»Gut, danke, aber lassen wir die Floskeln. Du hast mir in den letzten Tagen sehr gefehlt.«

»Und du mir«, sagte sie und legte den Kopf wieder an seine Schulter.

Laurent strich ihr sanft über die Haare und versuchte, sie von ihrem Kummer abzulenken. »Heute Vormittag habe ich überlegt, was ich in ein paar Tagen machen werde, wenn die Skulptur dieses schrecklichen Kötters endlich fertig ist. Rate mal, wer dann hier vorbeischaun will? Madame Silveira und ihre Tochter Alessandra. Die Mutter möchte eine Skulptur von Alessandra, als Geschenk zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag.«

»Alessandra Silveira? Die kenne ich. Ihre Familie ist entfernt mit den Aires Cabrals verwandt; sie war auch bei meiner Hochzeit. Soweit ich mich erinnere, ist sie sehr hübsch.«

»Jedenfalls attraktiver als der Chihuahua«, pflichtete Laurent ihr bei. »Und die Gespräche mit ihr werden auch interessanter sein. Heute hat sie sich in ordentlichem Französisch mit mir unterhalten.«

»Sie ist nicht verheiratet«, stellte Bel fest.

»Ja.« Laurent strich Bel weiter über die Haare. »Vielleicht erhoffen sich ihre Eltern von meiner Skulptur, dass sie genug Schönheit und Kultiviertheit ausstrahlt, um einen geeigneten Gatten anzulocken.«

»Möglicherweise sehen sie aber auch in einem talentierten jungen Bildhauer aus Frankreich einen geeigneten Verehrer«, erwiderte Bel, löste sich von ihm und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Izabela! Nun sag bloß nicht, dass du eifersüchtig bist!«

»Nein, natürlich nicht.« Bel biss sich auf die Lippe. Die Vorstellung, dass eine andere Frau Laurent Tag für Tag Modell sitzen würde wie sie einst in Boulogne-Billancourt, ließ Neid in ihr aufkommen. »Du warst in letzter Zeit zu vielen Soireen eingeladen und scheinst in der Stadt sehr begehrt zu sein.«

»Ja, aber ich glaube kaum, dass mich irgendjemand als geeigneten Partner für eine der anwesenden jungen Damen erachtet. Ich besitze eher den Reiz des Neuen.«

»Laurent, dass du Franzose bist und aus der Alten Welt kommst, dazu noch die Tatsache, dass meine Schwiegermutter dich unter ihre Fittiche genommen hat, bewirkt sehr viel mehr«, erwiderte Bel.

Laurent warf den Kopf in den Nacken und lachte. »Es würde mich freuen, wenn du recht hättest. Denn wie du weißt, gelten Künstler wie ich in Frankreich nichts. Wie ich dir schon einmal erklärt habe, würden französische Mütter ihre Töchter lieber tot sehen als an der Seite eines mittellosen Künstlers.«



»Hier ist das anders als bei dir zu Hause.«

Laurent musterte sie. »Ich kann verstehen, dass du wegen der Sorge um deine Mutter erregt bist, *chérie*, aber merkst du nicht, wie albern diese Diskussion ist? Schließlich bin nicht *ich* es, der an den Nachmittagen, an denen wir uns treffen können, zu meiner Partnerin zurückmuss. Oder jede Nacht das Bett mit einer anderen teilt. Und ich bin es auch nicht, der sich weigert, darüber nachzudenken, wie sich unsere gegenwärtige Situation ändern ließe. Nein, ich bin im Gegenteil derjenige, der all das ertragen muss und dem es jedes Mal fast den Magen umdreht, wenn er daran denkt, wie dein Mann mit dir schläft. Ich bin derjenige, der stets parat stehen muss, wenn du mit den Fingern schnippst. Und ich bin es, der die einsamen Stunden ohne dich füllen muss, ohne den Verstand zu verlieren!«

Bel senkte den Kopf auf die Knie. Es war das erste Mal, dass Laurent so offen und wütend über ihre Situation gesprochen hatte, und sie hätte sich gewünscht, seine Worte aus ihrem Herzen und ihrem Gedächtnis verbannen zu können, weil sie wusste, dass jedes einzelne davon stimmte.

Sie schwiegen eine ganze Weile, bis Laurent Bel schließlich die Hand auf die Schulter legte.

»*Chérie*, jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt für solche Diskussionen. Aber bitte glaube mir, dass ich hier in Brasilien nur aus einem einzigen Grund die Zeit so gut wie möglich totschlage: Und dieser Grund bist du.«

»Entschuldige, Laurent«, murmelte sie, den Kopf nach wie vor auf den Knien. »Du hast recht: Ich bin aus der Fassung. Was sollen wir nur machen?«

»Lassen wir das Thema. Konzentrier dich auf deine Mutter und ihre Gesundheit. Und obwohl ich dich nur ungern daran erinnere: Jetzt musst du mit dem Taxi zum Copacabana Palace fahren, damit du das Hotel rechtzeitig verlassen kannst, als hättest du dich dort mit deiner Freundin zum Teetrinken getroffen. Es ist schon nach sechs.«

»*Meu Deus!*« Bel sprang auf und hastete zur Tür. Laurent ergriff ihren Arm und zog sie zu sich heran.

»Bel«, sagte er und streichelte ihre Wange, »bitte vergiss nicht, dass ich dich liebe und begehre.« Als er sie zärtlich küsste, traten ihr Tränen in die Augen. »Doch jetzt geh, bevor ich dich in dieser Wohnung einsperre, um dich ganz für mich zu haben.«

## XXXIX

Zwei Tage später verließ Bel das Krankenhaus allein. Der Arzt ihrer Mutter hatte darauf bestanden, Carla zu Untersuchungen dazubehalten, und Bel sollte sie um sechs Uhr abends abholen.

Obwohl Luiza und Gustavo wussten, dass sie mit ihrer Mutter in der Klinik war, Bel also den Nachmittag in Laurents Armen hätte liegen können, brachte sie das nicht fertig. Gewissensbisse, weil sie ihre Mutter wegen Laurent vernachlässigt hatte, nagten an ihr. Während Carla die Untersuchungen über sich ergehen ließ, beobachtete Bel von ihrem Stuhl im Wartebereich des Krankenhauses aus das versammelte Elend der Welt.

Um sechs Uhr meldete sie sich wie vereinbart in der Station, in die ihre Mutter gebracht worden war.

»Der Arzt möchte mit Ihnen sprechen«, teilte die Schwester ihr mit. »Folgen Sie mir bitte.«

»Wie geht es ihr?«, fragte Bel.

»Sie trinkt Tee«, antwortete die Schwester ausweichend und klopfte an der Tür zum Behandlungszimmer.

Bel trat ein, und der Arzt bot ihr einen Stuhl an.

Fünfzehn Minuten später verabschiedete sich Bel von ihm und ging benommen den Flur zurück, um ihre Mutter abzuholen. Der Arzt hatte bestätigt, dass die Metastasen auf Carlas Leber übergegriffen hatten, mit hoher Wahrscheinlichkeit auch auf andere Organe. Ihre Mutter hatte also recht gehabt. Es bestand keine Hoffnung mehr.

Auf dem Heimweg im Wagen wirkte Carla erleichtert darüber, wieder aus dem Krankenhaus heraus zu sein. Sie machte Witze,

auf die Bel keine Antwort wusste, und sagte, sie hoffe, die Köchin erinnere sich daran, dass Antonio am Abend Fisch wolle. Als sie ihr Haus erreichten, wandte Carla sich ihrer Tochter zu und ergriff ihre Hände.

»Du musst mich nicht hinein begleiten, *querida*. Ich weiß, was der Arzt dir gesagt hat, und bin heute nur mit dir in die Klinik gegangen, um dich zu überzeugen. Und jetzt, da alles klar ist, halten wir den Mund. Besonders deinem Vater gegenüber.«

»Aber ...«

»Wir sagen es ihm, wenn es nicht mehr anders geht«, erklärte Carla in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete.

An jenem Abend kehrte Bel mit dem Gefühl in die Casa zurück, dass ihre Welt auf den Kopf gestellt worden war. Zum ersten Mal war sie gezwungen, über die Sterblichkeit ihrer Mutter nachzudenken und somit über ihre eigene. Als sie sich an den Esstisch setzte, sah sie Gustavo neben sich an, dann über den Tisch zu Maurício und schließlich zu Luiza. Obwohl ihr Mann und ihre Schwiegermutter wussten, wo sie am Nachmittag gewesen war, machte sich keiner die Mühe, sich nach ihrer Mutter zu erkundigen oder zu fragen, was der Besuch im Krankenhaus ergeben habe. Gustavo war bereits angetrunken und nicht mehr zu einem vernünftigen Gespräch in der Lage, während Luiza wahrscheinlich fürchtete, dass die Diskussion des unangenehmen Themas die Verdauung des zähen Rinderbratens beeinträchtigen würde, der selbst für einen Neandertaler eine Herausforderung gewesen wäre.

Nach dem Essen, etlichen Kartenspielen und Gläsern Brandy für Gustavo begleitete Bel ihren Mann nach oben.

»Kommst du ins Bett, *querida*?«, fragte Gustavo, der sich sofort entkleidete und rückwärts auf die Matratze fallen ließ.

»Ja«, antwortete sie und ging in Richtung Bad, »ich bin gleich wieder da.«

Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, setzte

sich Bel auf den Rand der Badewanne und stützte den Kopf in die Hände. Sie konnte nur hoffen, dass Gustavo tief und fest schlief, wenn sie ins Schlafzimmer zurückkam. Ihr fiel ein, wie Carla ihr vor ihrer Hochzeit erklärt hatte, dass es auch ihr nicht leichtgefallen war, sich an Antonio zu gewöhnen und ihn zu lieben.

Früher hatte Bel sich darüber amüsiert, dass ihre Mutter sich ihrem Vater so bedingungslos unterwarf, und sich gefragt, wie Carla seine Arroganz und seine unersättliche Gier nach gesellschaftlicher Anerkennung ertragen konnte, doch nun begriff sie zum ersten Mal, wie sehr ihre Mutter ihren Vater liebte.

Und dafür bewunderte Bel sie.

»Wie geht es ihr?«, begrüßte Laurent sie einige Tage später mit besorgter Miene an der Tür seiner Wohnung.

»Sie hatte recht: Sie wird sterben.«

»Das tut mir leid, *chérie*. Was jetzt?« Laurent ging ihr ins Wohnzimmer voran.

»Ich weiß es nicht. Meine Mutter weigert sich nach wie vor, es meinem Vater zu sagen.« Bel sank in einen Sessel.

»Arme Bel, wie schwierig die Dinge im Moment für dich sind. Du bist so jung – noch nicht mal zwanzig –, und schon lastet das Gewicht der Welt auf deinen Schultern. Die schlechten Nachrichten haben dich bestimmt dazu gebracht, auch über dein eigenes Leben nachzudenken.«

Bel wusste nicht so genau, ob sie seine Äußerung als herablassend oder tröstlich empfinden sollte. »Ja, das stimmt.«

»Vermutlich hast du Schuldgefühle und überlegst, ob du deine Pflicht als treusorgende Gattin und Tochter tun und mich vergessen musst oder angesichts der Kürze des Lebens eher die Zeit nutzen möchtest, die dir gegeben ist, und deinem Herzen folgst.«

Bel sah ihn erstaunt an. »Woher weißt du, was ich denke?«

»Ich bin ein Mensch.« Laurent zuckte die Schultern. »Und ich glaube, dass die Mächte da oben uns absichtlich solche Prüfun-

gen auferlegen, um unser Bewusstsein zu schärfen. Nur wir selbst können unser Leben gestalten.«

»Ein weiser Spruch.«

»Wie gesagt: Ich bin ein Mensch und außerdem ein paar Jahre älter als du. Und ich war selbst schon in Situationen, die mich gezwungen haben, Beschlüsse zu fassen. Obwohl ich mich in dich hineinversetzen kann, möchte ich dich nicht beeinflussen. Ich verspreche dir nur, in dieser schwierigen Zeit bei dir in Brasilien zu bleiben, wenn du das möchtest. Weil ich dich liebe und für dich da sein will. Die Liebe zu dir hat einen besseren Menschen aus mir gemacht. Siehst du, ich habe auch etwas gelernt!« Laurent verzog spöttisch den Mund. »Ganz selbstlos bin ich trotzdem nicht. Wenn ich bleibe, musst du mir versprechen, mit mir eine Entscheidung über unsere Zukunft zu treffen, sobald die ... Sache mit deiner Mutter geklärt ist. Aber nicht jetzt. Komm her.« Laurent zog sie hoch und umarmte sie.

»Ich liebe dich, Bel«, sagte er und strich ihr zärtlich über die Haare. »Und ich bin für dich da, wenn du mich brauchst.«

»Danke.«

Als aus Juni Juli wurde und Bel eines Nachmittags von der Arbeit an dem Specksteinmosaik in der Igreja da Glória zurückkehrte, teilte Loen ihr mit, dass ihr Vater sie im Salon erwarte.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie Loen, setzte ihren Hut ab und reichte ihn ihr.

»Er scheint abgenommen zu haben«, antwortete Loen. »Aber sehen Sie selbst.«

Bel holte tief Luft, bevor sie die Tür zum Salon öffnete, in dem ihr Vater auf und ab lief. Er wog tatsächlich einige Pfund weniger, und schlimmer noch: Sein Gesicht war hager, und feine Falten hatten sich in seine Haut gegraben. Sein welliges schwarzes Haar, das bis vor Kurzem nur einige silberne Strähnen durchzogen hatten, war nun fast ganz grau. Seit ihrer letzten Begegnung schien er zehn Jahre gealtert zu sein.

»*Princesa*«, begrüßte er sie, trat zu ihr und umarmte sie. »Wir haben uns Ewigkeiten nicht gesehen.«

»Ja, bestimmt drei Monate«, pflichtete Bel ihm bei.

»Du bist jetzt eine verheiratete Frau und führst dein eigenes Leben. Da hast du keine Zeit mehr für deinen alten Pai«, scherzte er müde.

»In den letzten Wochen habe ich Mãe oft besucht«, erwiderte Bel. »Aber du warst nie da. Ich habe eher den Eindruck, dass man dich nie zu Gesicht bekommt, Pai.«

»Du hast recht, ich war sehr beschäftigt. Dein Schwiegervater hat dir sicher erzählt, dass das Kaffeegeschäft nicht gut läuft.«

»Schön, dich wenigstens heute zu sehen. Bitte ...«, Bel deutete auf einen Stuhl, »... setz dich doch. Ich lasse uns etwas zu trinken bringen.«

»Nein danke«, sagte Antonio und nahm Platz. »Izabela, was stimmt nicht mit deiner Mutter? Sie hat fast den ganzen Sonntag im Bett verbracht. Angeblich hatte sie wie schon so oft in den vergangenen Monaten Migräne.«

»Pai ...«

»Sie ist wieder krank, stimmt's? Heute beim Frühstück habe ich die grässliche Farbe ihrer Haut gesehen, und sie hat fast nichts gegessen.«

»Erst heute?«

»Ich habe so viel im Büro zu tun, dass ich oft schon aus dem Haus bin, wenn deine Mutter aufsteht, und erst wiederkomme, wenn sie bereits im Bett liegt.« Antonio senkte den Blick. »Ich hätte es merken müssen, wollte es aber vielleicht nicht wahrhaben.« Er seufzte resigniert. »Weißt du, wie krank sie ist?«

»Ja, Pai.«

»Ist es ...?« Antonio brachte das Wort nicht über die Lippen.

»Ja.«

Antonio stand auf und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. »*Meu Deus!* Natürlich hätte ich es sehen müssen! Was bin

ich nur für ein Mensch? Und was bin ich meiner Frau nur für ein Ehemann?«

»Pai, ich kann verstehen, dass du ein schlechtes Gewissen hast, aber Mãe wollte dich auf keinen Fall beunruhigen, weil du genug Probleme hast. Auch sie trifft ein Teil der Schuld.«

»Als würde die Arbeit eine Rolle spielen, wenn meine Frau krank ist! Sie muss mich wirklich für ein Ungeheuer halten, wenn sie so etwas vor mir verbirgt! Warum hast du mir nichts gesagt, Izabela?«, herrschte er sie an.

»Weil ich Mãe versprochen habe, es nicht zu tun«, antwortete Bel mit fester Stimme. »Sie wollte erst mit der Sprache herausrücken, wenn es nicht mehr anders geht.«

»Gott sei Dank weiß ich es jetzt. Wir suchen uns die besten Ärzte, Chirurgen, was auch immer sie braucht.«

»Mãe war bereits bei ihrem Arzt; ich habe sie begleitet. Er ist der Ansicht, dass keine Hoffnung besteht. Tut mir leid, Pai, aber wir müssen der Wahrheit ins Gesicht sehen.«

Antonio blickte sie mit einer Mischung aus Ungläubigkeit, Wut und Verzweiflung an. »Heißt das, dass sie bald sterben wird?«, flüsterte Antonio.

»Ja, tut mir leid.«

Antonio sank in einen Sessel, stützte den Kopf in die Hände und begann laut zu schluchzen. »Nein, nein, nicht meine Carla, *bitte* nicht meine Carla.«

Bel legte tröstend den Arm um ihn.

»Man denke nur, dass sie diese Last die ganze Zeit allein getragen und mir nicht genug vertraut hat, um mich einzuweihen.«

»Pai, man hätte trotzdem nichts für sie tun können«, wiederholte Bel. »Mãe will keine Behandlungen mehr über sich ergehen lassen. Sie sagt, sie ist mit sich im Reinen und hat sich damit abgefunden, und das glaube ich ihr. Bitte, du musst ihren Wunsch respektieren. Was sie nun braucht, ist Liebe und Unterstützung von uns beiden.«



Antonio sackte in sich zusammen und sah sie mit schmerz-  
erfülltem Blick an. »Egal, was ihr beide über mich denkt: Sie ist  
mein Ein und Alles, und ich kann mir ein Leben ohne sie nicht  
vorstellen.«

Bel blickte ihm voller Mitleid nach, als er aufstand und den  
Raum verließ.

## XL

»Was ist bloß mit dir los?«, fragte Gustavo mit undeutlicher Stimme, als Bel im Nachthemd aus dem Bad kam. »Beim Essen sagst du fast nichts, und wenn wir allein sind, sprichst du auch kaum ein Wort mit mir.«

Antonios Besuch in der Casa war mittlerweile eine Woche her. Als Bel am folgenden Tag zu ihrer Mutter gefahren war, hatte Antonio auf einem Stuhl an ihrem Bett gesessen und bitterlich weinend ihre Hand gehalten.

Carla hatte ihre Tochter mit einem matten Lächeln begrüßt und auf ihren Mann gedeutet. »Ich habe ihm gesagt, dass er ins Büro gehen soll, weil Gabriela sich um mich kümmert. Aber er weicht mir nicht von der Seite.«

Als es Bel, die wusste, dass Carla sich über Antonios Anwesenheit freute und sie tröstlich fand, endlich gelungen war, ihren Vater davon zu überzeugen, dass er Carla allein lassen und einige Stunden ins Büro gehen konnte, hatte Carla leise mit Bel gesprochen.

»Jetzt, wo er Bescheid weiß, möchte ich dir erklären, wie ich die mir verbleibende Zeit nutzen will ...«

Bel wusste nicht so recht, wie sie Gustavo beibringen sollte, wo ihre Mutter ihre letzten Tage mit ihr verleben wollte.

Bel setzte sich auf die Bettkante und sah in Gustavos blutunterlaufene Augen. »Gustavo, meine Mutter wird bald sterben.«

»Wie bitte? Wie lange weißt du das schon?«

»Ein paar Wochen, aber meine Mutter wollte, dass ich es niemandem erzähle.«

»Nicht einmal deinem Mann?«

»Nicht bevor sie es nicht ihrem eigenen gesagt hatte.«

»Verstehe. Der Krebs ist also wiedergekommen?«

»Ja.«

»Wie lange hat sie noch zu leben?«

»Nicht mehr lange ...« Bels Stimme zitterte ob seiner Sachlichkeit, und sie musste allen Mut zusammennehmen, um die Frage zu stellen, die ihr auf der Seele brannte. »Sie möchte in die Berge und ihre letzten Tage auf ihrer geliebten *fazenda* verbringen. Gustavo, darf ich sie begleiten?«

Er sah sie mit verschwommenem Blick an. »Wie lange?«

»Ich weiß es nicht. Es könnte Wochen oder, so Gott will, ein bis zwei Monate dauern.«

»Wärst du zum Beginn der Saison wieder hier?«

»Das hoffe ich.«

»Dann kann ich schlecht Nein sagen, oder? Natürlich hätte ich dich lieber an meiner Seite. Insbesondere deshalb, weil immer noch kein Erbe in Aussicht zu sein scheint. Wenn du in die Berge fährst, verzögert sich das weiter. Meine Mutter fürchtet schon, dass du unfruchtbar bist.«

»Tut mir leid.« Bel hätte am liebsten erwidert, dass das ja wohl kaum an ihr lag. Es war mindestens zwei Monate her, dass es Gustavo gelungen war, den Geschlechtsverkehr mit ihr richtig zu vollziehen. Doch vermutlich wusste er nicht mehr, wie oft er versagt hatte.

»Dann versuchen wir es am besten gleich«, sagte er, packte sie und drückte sie aufs Bett. Im nächsten Augenblick lag er auf ihr, zog ungeschickt ihr Nachthemd hoch und suchte mit seinem steifen Glied herum, ohne sein Ziel zu finden. Er presste seine Lippen auf die ihren und begann, sich auf ihr zu bewegen, weil er anscheinend glaubte, in ihr zu sein. Kurz darauf wurde Gustavo wie üblich schwer, stöhnte auf und rollte von ihr herunter. Als Bel das klebrige Sperma an ihrem Oberschenkel spürte, sah sie ihn mit einer Mischung aus Abscheu und Mitleid an.

»Vielleicht haben wir es heute endlich geschafft, ein Kind zu zeugen«, murmelte er und fing wenig später zu schnarchen an.

Bel stand auf und ging ins Bad, um Gustavos Samen abzuwaschen. Wie er meinen konnte, dass dieser traurige Akt zu einem Kind führen würde, war Bel ein Rätsel. Das geringe Geschick, das er anfangs noch als Liebhaber bewiesen hatte, war inzwischen ganz dahin, im Alkohol ertränkt.

Doch wenn das, was sie gerade über sich hatte ergehen lassen, der Preis dafür war, Rio den Rücken kehren und bis zum Ende bei ihrer Mutter bleiben zu dürfen, zahlte sie ihn gern, dachte sie, als sie ins Schlafzimmer zurückkehrte.

Am folgenden Morgen ging Bel zum Frühstück hinunter, ohne Gustavo zu wecken. Luiza und Maurício saßen bereits am Tisch.

»Guten Morgen, Izabela«, begrüßte Luiza sie.

»Guten Morgen, Luiza«, entgegnete Bel höflich und setzte sich.

»Wo ist Gustavo?«

»Er kommt bestimmt auch bald«, antwortete Bel, die sich selbst darüber wunderte, dass sie ihren Mann seiner Mutter gegenüber in Schutz nahm.

»Hast du gut geschlafen?«

»Sehr gut, danke.«

Dies war jeden Morgen das ganze Gespräch. Die restliche Zeit des Frühstücks hörte man nur hin und wieder ein erfreutes Grunzen oder ein missbilligendes Aufstöhnen hinter Maurícios Zeitung hervordringen.

»Luiza, meiner Mutter geht es sehr schlecht«, teilte Bel ihrer Schwiegermutter mit und rührte in ihrem Kaffee. »Es könnte gut sein, dass sie den nächsten Sommer nicht erlebt.«

»Das tut mir leid, Izabela.« Luiza hob nur leicht eine Augenbraue. »Das kommt aber plötzlich. Bist du ganz sicher?«

»Leider ja. Ich weiß es schon eine Weile, aber meine Mutter wollte, dass ich es erst sage, wenn es sich nicht mehr vermeiden lässt. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen, und sie möchte ihre

letzten Tage auf der *fazenda* verbringen, die, wie du weißt, fünf Stunden entfernt liegt. Sie hat mich gebeten, sie zu begleiten. Ich soll sie dort pflegen ... bis zum Ende. Gestern Abend habe ich mit Gustavo gesprochen; er hat mir erlaubt zu fahren.«

»Tatsächlich?« Luiza verzog die schmalen Lippen. »Das ist sehr großzügig von ihm. Wie lange wirst du weg sein?«, fragte sie wie ihr Sohn.

Bel spürte, wie ihre Augen feucht wurden.

»So lange, wie es dauert, meine Liebe«, erklang da plötzlich eine Stimme hinter der Zeitung hervor, und Maurício nickte Bel zu. »Bitte grüß deine liebe Mutter von mir.«

»Danke«, flüsterte Bel gerührt über das unerwartete Mitgefühl ihres Schwiegervaters, holte ein Taschentuch heraus und tupfte sich verstohlen die Augen ab.

»Kannst du uns wenigstens sagen, wann du fährst?«, beharrte Luiza.

»Ende dieser Woche«, antwortete Bel. »Mein Vater wird uns begleiten und ein paar Tage bleiben, aber dann muss er in sein Büro in Rio zurück.«

»Für ihn ist es im Moment bestimmt schwierig«, bemerkte Maurício. »Es sind überhaupt schwierige Zeiten.«

Zwei Tage später, als sie nachmittags mit den anderen Damen in der Igreja da Glória kleine Specksteindreiecke auf dem Maschendraht anbrachte, wurde ihr bewusst, dass die Stunden in der kühlen Kirche ihr die so dringend benötigten Momente der Ruhe zum Nachdenken verschafften, denn die Frauen arbeiteten konzentriert und sprachen nicht mehr als unbedingt nötig.

Heloise, die Freundin, die sie einmal als Alibi missbraucht hatte, um Laurent besuchen zu können, saß neben ihr am Tisch. Als Bel auffiel, dass sie etwas auf die Rückseite ihres Specksteindreiecks schrieb, beugte sie sich zu ihr hinüber, um einen Blick darauf zu werfen.

»Was machst du da?«, erkundigte sie sich.

»Ich schreibe die Namen meiner Familie nieder. Und den von meinem Liebsten. Dann sind sie auf ewig oben auf dem Corcovado und Teil des *Cristo*. Das tun viele der Frauen hier, Izabela.«

»Was für ein schöner Gedanke«, seufzte Bel mit einem traurigen Blick auf die Namen von Heloises Mutter, Vater, Geschwistern ... und ihrem Liebsten. Als sie ihre eigene Fliese betrachtete, die sie gerade mit Kleber bestreichen wollte, wurde ihr bewusst, dass ein geliebtes Mitglied ihrer Familie die Vollendung des *Cristo* nicht mehr erleben würde.

»Darf ich mir deinen Stift borgen, wenn du fertig bist?«, fragte sie Heloise.

»Natürlich.«

Als Heloise ihr den Stift reichte, schrieb Bel den Namen ihrer geliebten Mutter, den ihres Vaters und schließlich ihren eigenen auf die Fliese. Dann hielt sie inne. Sosehr sie sich auch bemühte: Sie schaffte es nicht, den Namen ihres Mannes ebenfalls darauf zu verewigen.

Bel überprüfte, ob die Tinte trocken war, bevor sie dick Kleber auf die Fliese strich und sie auf den Maschendraht drückte. Danach läutete die Frau, die alles organisierte, zur Pause, und alle erhoben sich von den Bänken. Einem plötzlichen Impuls gehorchend nahm Bel ein Specksteindreieck von dem Stapel in der Mitte des Tisches und steckte es in ihre kleine Handtasche neben ihren Füßen. Dann stand sie ebenfalls auf und gesellte sich zu den anderen Frauen, die im hinteren Teil der Kirche Kaffee tranken.

Ohne selbst einen Kaffee zu nehmen, wandte sie sich an die Organisatorin.

»Senhora, ich fürchte, ich muss mich jetzt verabschieden.«

»Aber natürlich. Danke für die Hilfe, Senhora Aires Cabral. Bitte schreiben Sie sich doch wie üblich in den Plan ein, damit wir wissen, wann Sie wieder Zeit für uns haben.«

»Vorerst leider nicht. Meine Mutter ist schwer krank, und ich möchte in den letzten Tagen bei ihr sein«, erklärte Bel.

»Verstehe. Das tut mir leid.« Die Frau legte tröstend die Hand auf ihre Schulter.

»Danke.«

Bel verließ die Kirche und eilte zu Jorge, der im Wagen auf sie wartete, setzte sich auf den Rücksitz und wies ihn an, sie zu Madame Duchaine in Ipanema zu bringen.

Als sie fünfzehn Minuten später dort waren, bat sie ihn, sie um sechs Uhr wieder abzuholen. Dann ging sie zur Tür des Salons, tat so, als klingelte sie, und wartete, bis sie sicher sein konnte, dass Jorge weg war. Wenig später hastete sie, so schnell sie konnte, zu Laurents Wohnung.

Da dies bis auf Weiteres die letzte Gelegenheit war, ihn zu sehen, wollte sie keine Zeit bei der Schneiderin vergeuden. Zum ersten Mal würde sie keine Erklärung für die Stunden bei Laurent haben, doch das war ihr egal.

»Chérie. Gott, bist du blass! Komm herein und trink etwas«, begrüßte Laurent sie, als sie heftig atmend seine Tür erreichte. Sie folgte ihm hinein und setzte sich.

»Wasser, bitte«, flüsterte sie. Während Laurent es ihr brachte, senkte sie den Kopf auf die Knie, weil ihr plötzlich schwindlig war.

»Bist du krank?«

»Nein, nein, mir geht's gleich wieder gut«, versicherte sie ihm und trank hastig das Glas Wasser.

»Bel, was ist passiert?« Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hände.

»Meine Mutter hat mich gebeten, sie zu unserem Anwesen in den Bergen zu begleiten, wo sie ihre letzten Tage verbringen will, und diesen Wunsch darf ich ihr nicht abschlagen«, sprudelte es aus ihr heraus, und dann entlud sich die Anspannung der vergangenen Wochen in einem Weinkampf. »Tut mir leid, Laurent, es geht nicht anders. Meine Mutter braucht mich. Ich hoffe, du hast Verständnis dafür, dass ich Rio eine Weile verlassen muss.«

»Bel, wofür hältst du mich? Selbstverständlich begleitest du

deine Mutter. Warum dachtest du denn, dass ich wütend sein würde?»

»Weil ... Weil du gesagt hast, dass du nur meinetwegen in Rio bist, und jetzt fahre ich einfach weg.«

»Natürlich freut es mich nicht, aber wenigstens teilst du dann nicht länger das Bett mit deinem Mann. Wenn du in den Bergen bist, werde ich immerhin das Gefühl haben, dass du ganz mir gehörst. Außerdem können wir einander schreiben. Ich schicke meine Briefe an deine Zofe.«

»Ja.« Bel putzte sich die Nase mit dem Taschentuch, das er ihr reichte. »Verzeih, Laurent, aber Gustavo und Luiza haben so kühl auf die Nachricht reagiert, dass ich dachte, bei dir läuft es genauso«, gestand sie.

»Ich spare mir einen Kommentar über deinen Mann und deine Schwiegermutter, kann dir jedoch versichern, dass ich nur Mitgefühl für dich empfinde. Außerdem ...«, er schmunzelte, »... habe ich ja die appetitliche Alessandra Silveira, die mir bis zu deiner Rückkehr Gesellschaft leistet.«

»Laurent ...«

»Izabela, das war ein Scherz. Sie mag äußerlich attraktiv sein, hat aber die Persönlichkeit des Steins, aus dem ich sie meißle.«

»Neulich habe ich ein Foto von dir bei einer von der berühmten Gabriella Besanzoni organisierten Wohltätigkeitsveranstaltung am Parque Lage gesehen«, bemerkte Bel bedrückt.

»Tja, ich scheine in Rio der Mann der Stunde zu sein. Doch du weißt, dass mir das ohne dich nichts bedeutet, *chérie*. Genauso, wie ich hoffe, dass auch dein Leben ohne mich leer ist.«

»Ja, das ist es«, versicherte sie.

»Und dein Vater? Wie geht's dem?«

»Er ist ein gebrochener Mann.« Bel zuckte traurig die Achseln. »Mãe möchte auf die *fazenda*, um ihm den Anblick ihres langsamen Dahinsiechens zu ersparen. Er wird sie besuchen, sooft er kann. Ich an ihrer Stelle würde genauso entscheiden. Männer können nicht gut mit Krankheit umgehen.«



»Die meisten Männer. Bitte scher uns nicht alle über einen Kamm. Wenn du sterben müsstest, würde ich, glaube ich, gern für dich da sein. Sehe ich dich vor eurer Abreise noch einmal?«

»Nein, Laurent, das geht leider nicht. Es ist noch so viel zu erledigen. Ich habe einen Termin beim Arzt meiner Mutter. Er will mir Tabletten und Morphinum zur Linderung der Schmerzen mitgeben.«

»Dann lass uns keine Zeit vergeuden und die letzten gemeinsamen Stunden ganz uns selbst widmen«, sagte Laurent, stand auf und zog sie in Richtung Schlafzimmer.

## XLI

Bel überkam ein schreckliches Gefühl der Endgültigkeit, als ihr Vater Carla auf den Rücksitz des Rolls-Royce half. Während Antonio sich hinters Steuer und Loen sich neben ihn setzte, schob Bel ihrer Mutter Kissen in den Rücken, um sie zu stützen. Und als Antonio den Motor anließ und den Wagen aus der Auffahrt lenkte, reckte Carla den Kopf, um noch ein letztes Mal zum Haus zurückzuschauen.

Vor der *fazenda* begrüßte Fabiana ihre Herrin mit einem bestrübten Lächeln. Carla stolperte, erschöpft von der langen Fahrt, beim Aussteigen aus dem Wagen. Sofort hob Antonio seine Frau hoch und trug sie hinein.

In den folgenden Tagen kam Bel sich fast ein wenig überflüssig vor, weil Antonio, der bald nach Rio zurückmusste, um sich in der sich zuspitzenden wirtschaftlichen Lage ums Geschäft zu kümmern, jede wache Minute bei Carla verbrachte. Seine hingebungs-volle Pflege rührte Fabiana und Bel zu Tränen, die, da sie beide im Moment nicht gebraucht wurden, in der Küche beieinandersaßen.

»Das hätte ich Ihrem Vater gar nicht zugetraut«, stellte Fabiana ein ums andere Mal fest und wischte sich die Augen ab. »So eine Liebe ... Es bricht mir das Herz.«

»Ja«, seufzte Bel. »Mir auch.«

Die einzige Glückliche im Haushalt – die das aber unter den gegebenen Umständen so gut wie möglich verbarg – war die wieder mit Bruno vereinte Loen. Bel hatte ihr für den Anfang ein paar Tage freigegeben, weil es für sie nicht viel zu tun gab, solange Antonio sich so aufopfernd um seine Frau kümmerte. Das würde sich noch ändern, wenn Carlas Ende nahte.

Wieder beobachtete Bel voller Neid, wie Loen und Bruno jede freie Minute miteinander verbrachten, und ihre Liebe machte ihr bewusst, wie viel sich seit ihrem letzten Aufenthalt auf der *fazenda* verändert hatte. Immerhin hatte sie Zeit, Laurent lange Liebesbriefe zu schreiben, die sie Loen mitgab, wenn diese mit Bruno einen Spaziergang in den nahe gelegenen Ort unternahm. Laurent schickte seine Antworten wie besprochen an Loen. Wenn Bel diese wieder und wieder las, wurde ihre Sehnsucht nach ihm fast unerträglich.

An ihren Mann dachte Bel so wenig wie möglich. Trotz der schrecklichen Umstände war sie froh, der klaustrophobisch-düsteren Atmosphäre der Casa entkommen zu sein, und allmählich wurde ihr klar, dass sie mit einem Mann verheiratet war, den sie verachtete.

Zehn Tage nach ihrer Ankunft auf der *fazenda* verabschiedete sich Antonio, der grau und abgehärmt wirkte. Den Tränen nahe, drückte er Bel an sich und küsste sie auf beide Wangen.

»Ich komme nächsten Freitag wieder, aber bitte ruf mich jeden Tag an und sag mir, wie es ihr geht, Izabela. Und lass es mich wissen, wenn ihr mich früher brauchen solltet. Jetzt keine Geheimniskrämerei mehr, ja?«

»Ja, Pai. Ich glaube, im Moment ist Mães Zustand stabil.«

Mit einem verzweifelten Nicken stieg Antonio in den Rolls-Royce und fuhr mit quietschenden Reifen davon.

Gustavo las in der menschenleeren Bibliothek des Klubs Zeitung. Präsident Washington Luís hatte wegen der drastisch sinkenden Kaffeepreise die größten Kaffeepflanzer zu einer Krisensitzung zusammengerufen, weswegen mittags auch niemand im Restaurant gewesen war.

Beim dritten Whisky dachte Gustavo an seine Frau und ihr blasses, verhärmtes Gesicht, als sie sich drei Wochen zuvor verabschiedet hatte. Sie fehlte ihm schrecklich. Ohne sie war es zu Hause wieder so wie vor der Hochzeit.

Dass seine Mutter ihn wie einen unartigen Jungen behandelte, wurde in der Abwesenheit seiner Frau noch augenfälliger. Und seinem Vater, der ihn in finanziellen Dingen nach wie vor für unfähig hielt, waren Gustavos zögerliche Versuche, sich über die Familienfinanzen zu informieren, lästig wie eine Fliege.

Gustavo bestellte einen weiteren Whisky und verzog das Gesicht beim Gedanken an seine kühle Reaktion, als seine Frau ihm gesagt hatte, wie krank ihre Mutter sei. Er war immer stolz auf sein Mitgefühl gewesen, weswegen Luiza ihn als Kind, wenn er eines toten Vogels im Garten oder einer Tracht Prügel von seinem Vater wegen weinte, verachtet hatte.

»Du bist viel zu empfindsam, Gustavo«, hatte sie dann gesagt. »Als Junge darfst du deine Gefühle nicht zeigen.«

Wenn er trank, fiel es ihm weniger schwer, *nicht* so empfindsam zu sein. Seit seiner Hochzeit mit Izabela – die sein Selbstbewusstsein hätte stärken sollen – war sein Selbstwertgefühl eher geringer geworden. Weswegen er noch regelmäßiger dem Alkohol zusprach.

Gustavo stieß einen tiefen Seufzer aus. Obwohl er von Anfang an gewusst hatte, dass Izabela ihn nicht so liebte wie er sie, hatte er gehofft, dass ihre Zuneigung wachsen würde, wenn sie erst einmal verheiratet wären. Doch ihre Distanz – besonders im Bett – war von Anfang an zu spüren gewesen. Und inzwischen erkannte er in ihrem Blick sogar so etwas wie Mitleid, das gelegentlich in offene Abneigung umschlug. Die Erkenntnis, nicht nur für seine Eltern, sondern auch für seine Frau eine Enttäuschung zu sein, verstärkte seinen Selbsthass noch.

Auch die Tatsache, dass Izabela nach wie vor nicht schwanger war, vertiefte sein Gefühl des Versagens. Der vorwurfsvolle Blick seiner Mutter sprach Bände: Er war nicht einmal in der Lage, seine Pflicht als Mann zu erfüllen. Und obwohl seit der Hochzeit offiziell *er* mit Izabela dem Haushalt vorstand, wusste Gustavo, dass er nicht viel getan hatte, um ihm seinen Stempel aufzudrücken oder seiner Mutter die Zügel aus der Hand zu nehmen.

Der Kellner stellte sein leeres Glas auf ein Tablett. »Noch mal das Gleiche, Sir?«, fragte er und war, weil er ein Nicken erwartete, fast schon wieder weg, als Gustavo unter Aufbietung all seines Willens antwortete: »Nein danke. Bringen Sie mir bitte einen Kaffee.«

»Gern, Sir.«

Während er das heiÙe, bittere Getränk schlürfte, gestand Gustavo sich zum ersten Mal ein, dass seine Beziehung zu Izabela sich seit der Heirat verschlechtert hatte. Nach gerade einmal sechs Monaten hatte er das Gefühl, getrennte Leben zu führen. Ihm war klar, dass das hauptsächlich an ihm lag und daran, dass er viel zu viel Zeit im Klub verbrachte und seinen Minderwertigkeitskomplex in Alkohol ertrankte.

Kein Wunder, dass sie so unglücklich war. Angesichts der Kälte seiner Mutter, seiner Trinkerei und seines Selbstmitleids musste Izabela ja glauben, einen schrecklichen Fehler begangen zu haben.

»Aber ich liebe sie«, flüsterte Gustavo, die leere Kaffeetasse in der Hand.

Es war doch bestimmt noch nicht zu spät, ihre Beziehung zu kitten und zu der Zuneigung und den Gesprächen vor ihrer Ehe zurückzufinden, oder? Damals, daran erinnerte sich Gustavo, schien Izabela ihn immerhin gemocht zu haben.

*Ich nehme das Heft in die Hand*, schwor er sich, als er die Rechnung unterzeichnete und zum Wagen ging, entschlossen, bei seiner Rückkehr in die Casa mit seinen Eltern zu sprechen. Denn wenn er es nicht tat, das wusste er, würde er seine Frau ganz verlieren.

In den letzten beiden Wochen von Carlas Leben wechselten sich Fabiana, Bel und Loen an ihrem Bett ab, sodass sie nie allein war. Eines Abends griff Carla in einem seltenen lichten Moment schwach nach der Hand ihrer Tochter.

»*Querida*, ich muss dir etwas sagen, solange ich es noch kann«,

flüsterte sie, und Bel beugte sich zu ihr herab, um sie besser zu verstehen. »Mir ist klar, dass das Eheleben für dich bisher nicht leicht gewesen ist, und deswegen erachte ich es als meine Pflicht, dir einen Rat zu geben ...«

»Mãe, bitte«, fiel Bel ihr ins Wort, »Gustavo und ich haben unsere Probleme wie alle Eheleute, aber darüber musst du dir jetzt nicht den Kopf zerbrechen.«

»Vielleicht«, beharrte Carla, »doch du bist meine Tochter, und ich kenne dich besser, als du glaubst. Mir ist nicht entgangen, dass du sehr ... an jemandem hängst, der nicht dein Ehemann ist. Das habe ich an dem Abend bemerkt, als in der Casa seine Skulptur enthüllt wurde.«

»Mãe, wirklich, da ist nichts. Er ist ... war nur ein Freund«, entgegnete Bel, schockiert über das scharfe Auge ihrer Mutter.

»Das glaube ich nicht«, sagte Carla mit einem gequälten Lächeln. »Ich habe auch gesehen, wie ihr euch oben auf dem Corcovado angeschaut habt. Du hast so getan, als würdest du ihn nicht kennen, aber es war klar, dass das nicht stimmte. Es kann allen Beteiligten nur Schmerz bringen, wenn du diesen Weg weitergehst. Ich flehe dich an, Izabela: Du bist erst so kurz verheiratet. Gib Gustavo die Chance, dich glücklich zu machen.«

Um ihre Mutter nicht weiter zu belasten, nickte Bel. »Ja, Mãe, das tue ich.«

Zwei Tage später kam Fabiana bei Sonnenaufgang in Bels Zimmer.

»Senhora, ich glaube, es ist Zeit, Ihren Vater zu rufen.«

Antonio, der dem Ruf sofort folgte, wich seiner Frau in ihren letzten Stunden nicht mehr von der Seite. Als sie friedlich eingeschlafen war, standen Antonio und Bel am Fußende des Betts, die Arme umeinandergelegt, und weinten.

Nach der Beisetzung – Carla hatte darauf bestanden, auf dem kleinen Friedhof von Paty do Alferes begraben zu werden – fuhren sie niedergeschlagen gemeinsam nach Rio zurück.

»Pai«, sagte Bel vor der Mansão da Princesa, »gib mir Bescheid, wenn du etwas brauchst. Soll ich dich morgen hier besuchen? Gustavo hat sicher nichts dagegen, wenn ich die nächsten Tage bei dir bleibe.«

»Nein, nein, *querida*. Du hast dein eigenes Leben. Und ich?« Antonio sah sich in dem Salon um, in dem er so viele Stunden mit seiner Frau verbracht hatte. »Ich habe nichts mehr.«

»Pai, bitte sag das nicht. Du weißt, Mães letzter Wunsch hier auf Erden war, dass du in deinem Leben noch einmal Glück findest.«

»Ja, *princesa*, und ich verspreche dir, mich zu bemühen. Aber jetzt im Moment, in dieser Leere, ist das nicht möglich.«

Als sie durchs Fenster Jorge im Wagen herannahen sah, umarmte sie ihren Vater fest. »Vergiss nie, dass du mich hast. Ich hab dich sehr lieb, Pai.«

Vom Salon trat sie in den Flur hinaus, wo Loen und Gabriela miteinander flüsterten.

»Jorge ist hier, Loen, wir müssen los«, sagte Bel und wandte sich Loens Mutter Gabriela zu. »Du siehst ja, wie es meinem Vater geht.« Sie zuckte hilflos mit den Achseln.

»Senhora, ich werde mich bemühen, ihn zu trösten. Vielleicht fängt er sich mit Gottes Hilfe wieder. Die Zeit heilt viele Wunden.«

»Danke. Bis morgen. Komm, Loen.«

Die innige Verabschiedung von Gabriela und Loen machte Bel ihren eigenen schrecklichen Verlust noch bewusster.

Während der kurzen Fahrt zur Casa fragte sich Bel, was sie zu Hause erwarten würde. Sie hatte Gustavos zahlreiche Telefonanrufe ignoriert, sooft sie konnte, sich von Fabiana entschuldigen lassen und nur mit ihm gesprochen, wenn es gar nicht anders ging. Zu ihrer Überraschung war seine Reaktion auf die Nachricht vom Tod ihrer Mutter ungewöhnlich mitfühlend ausgefallen. Und er schien nüchtern gewesen zu sein. Als sie ihm gesagt

hatte, dass er nicht zur Beisetzung kommen müsse, die nach dem Willen Carlas im engsten Familienkreis stattfand, hatte Gustavo verständnisvoll reagiert und ihr versichert, dass er sich schon auf ihre Rückkehr freue.

In der seltsamen grauen Welt des Todes hatte Bel nur selten an die Zukunft gedacht, doch als sie sich nun dem Anwesen ihrer neuen Familie näherte, wurde ihr klar, dass sie sich damit auseinandersetzen musste. Besonders mit *einem* Teil davon, über den sie die Woche zuvor mit Loen gesprochen hatte. Bel hatte sich von der Theorie ihrer Zofe, dass solche Dinge der Anspannung geschuldet sein konnten, beruhigen lassen, weil sie in ihrem Kummer nicht in der Lage war, sich wirklich mit dem Problem zu beschäftigen.

Bel trat fröstelnd aus der Wärme draußen in die eisige Atmosphäre drinnen. Während Loen ihr beim Abnehmen des Hutes behilflich war, überlegte sie, ob sie gleich in ihr Zimmer gehen oder zuerst nach ihrem Mann und seinen Eltern suchen solle. Mit einem mitfühlenden Empfangskomitee rechnete sie ohnehin nicht.

»Ich bringe Ihren Koffer hinauf, packe ihn aus und lasse Ihnen ein Bad ein, Senhora Bel«, sagte Loen und legte ihr tröstend die Hand auf die Schulter, bevor sie sich auf den Weg nach oben machte.

»Hallo?«, rief Bel in den leeren Flur.

Keine Antwort. Sie rief noch einmal, wieder keine Reaktion, und ging zur Treppe.

Da öffnete sich die Tür des Salons. »Endlich bist du wieder da.«

»Ja, Luiza.«

»Herzliches Beileid von mir und meinem Mann.«

»Danke.«

»Das Abendessen ist um die übliche Zeit.«

»Dann gehe ich jetzt nach oben und ziehe mich um.«

Kurzes Nicken.

Loen erwartete sie bereits im Schlafzimmer. Zum ersten Mal



seit Langem ließ Bel sich wieder von ihrer Zofe beim Ausziehen helfen, denn auf der *fazenda* waren die gewohnten Rituale in der allgemeinen Konzentration auf Carla in den Hintergrund getreten. Nun sah sie Loens überraschten Gesichtsausdruck.

»Was ist?«

Loens Blick wanderte zu ihrem Bauch. »Nichts ... nichts, Senhora Bel. Ich habe das Bad eingelassen. Legen Sie sich doch in die Wanne, solange das Wasser warm ist.«

Das tat Bel. Und als sie an sich herunterblickte, bemerkte sie die Veränderungen an ihrem Körper. Auf der *fazenda* gab es keine Wannen, nur Eimer mit Wasser, das die Sonne wärmte und mit dem man sich übergoss, und in den vergangenen Wochen hatte sie sich kaum jemals im Spiegel betrachtet.

»*Meu Deus!*«, murmelte Bel und berührte vorsichtig die noch kaum wahrnehmbare Rundung ihres sonst so flachen Bauchs, die aus dem Wasser herausragte wie ein halb aufgegangenes Soufflé. Auch ihre Brüste erschienen ihr voller und größer.

»Ich bin schwanger«, flüsterte sie, und ihr Puls beschleunigte sich.

Sie hatte keine Zeit mehr, weiter darüber nachzudenken oder sich zu ärgern, dass sie Loens Erklärungsversuch für die ausgefallenen Menstruationen, nämlich Anspannung, für bare Münze genommen hatte, weil sie Gustavo nebenan mit Loen reden hörte. Nachdem sie sich hastig gewaschen hatte, stieg sie aus der Wanne, schlüpfte in ihren Morgenmantel und band diesen lose, damit ihrem Mann die Veränderung nicht auffiel, bevor sie das Schlafzimmer betrat.

Gustavo erwartete sie mit einem ein wenig verlegenem Gesichtsausdruck.

»Danke, Loen. Du kannst gehen«, sagte sie.

Loen verließ das Zimmer.

»Herzliches Beileid, Izabela«, wiederholte Gustavo die Worte seiner Mutter.

»Danke. Ich muss zugeben, dass es nicht leicht war.«

»Hier war es ohne dich auch nicht leicht.«

»Tut mir leid.«

»Bitte entschuldige dich nicht«, sagte er hastig. »Ich bin sehr froh, dass du wieder da bist.« Gustavo lächelte unsicher. »Du hast mir gefehlt, Izabela.«

»Danke, Gustavo. Aber jetzt müssen wir uns zum Essen fertig machen.«

Er nickte und ging ins Bad.

Bel trat unterdessen ans Fenster, wo sie feststellte, dass das Licht sich im Wandel der Jahreszeiten verändert hatte. Obwohl nach sieben Uhr abends, stand die Sonne noch ziemlich hoch am Himmel, denn es war Mitte Oktober und somit Frühling in Rio. Als sie sich zum Bett umdrehte, stellte sie gerührt über die Umsicht ihrer Zofe fest, dass Loen ihr ein Kleid bereitgelegt hatte, das sie aufgrund des lockeren Schnitts nur selten trug – Gustavo sah lieber figurbetonende Gewänder an ihr. Sobald sie sich angezogen hatte, ging sie hinunter in den Salon, weil ihr das lieber war, als oben bei ihrem Mann zu bleiben. Noch lieber wäre sie ganz hinaus und zu Laurent gelaufen, von dem das Kind war, das sie unter dem Herzen trug.

Beim Abendessen merkte Bel, dass sich in ihrer Abwesenheit nicht viel verändert hatte. Luiza war kühl und herablassend wie eh und je. Auch Maurício bewies kaum Mitgefühl und unterhielt sich den größten Teil des Abends mit Gustavo über die Wall Street, den Dow Jones Index und die Tatsache, dass es am vergangenen Donnerstag massenhaft zu Panikverkäufen gekommen war.

»Gott sei Dank habe ich meine Aktien letzten Monat abgestoßen. Hoffentlich hat dein Vater das auch getan«, sagte Maurício. »Ich hatte zum Glück sowieso nicht viele, denn ich traue den Yankees nicht über den Weg. Im Moment versuchen sie es mit Stützungskäufen, weil sie beten, dass die Lage sich übers Wochenende beruhigt, aber ich glaube, dass die Talsohle noch nicht erreicht ist. Wenn der Markt tatsächlich zusammenbrechen

sollte, wird das langfristig Auswirkungen auf das brasilianische Kaffeegeschäft haben. Dann fällt die amerikanische Nachfrage, die den Löwenanteil unseres Umsatzes ausmacht, ins Bodenlose. Dazu kommt unsere massive Überproduktion der vergangenen Jahre«, fügte er finster hinzu.

»Ein Segen, dass unsere Familie sich rechtzeitig vom amerikanischen Markt zurückgezogen hat«, bemerkte Luiza mit einem Blick auf Bel. »Mir war immer schon klar, dass zu viel Gier nicht gesund ist.«

Bel sah zu ihrem Mann hinüber, der ihr ein ungewöhnlich mitfühlendes Lächeln schenkte.

»Wir mögen nicht mehr reich sein, meine Liebe, aber immerhin stimmt die Basis«, erklärte Bels Schwiegervater.

Auf dem Weg nach oben wandte Bel sich Gustavo zu.

»Hast du eine Ahnung, wie schlimm die Situation in Amerika ist? Ich mache mir Sorgen wegen meines Vaters. Da er die letzte Woche nicht in Rio war, weiß er vielleicht nichts von den neuesten Entwicklungen.«

»Du kannst dir vermutlich denken, dass ich die Sache bisher nicht aufmerksam mitverfolgt habe«, gestand Gustavo, als er die Tür zum Schlafzimmer öffnete. »Aber die Lage scheint sehr ernst zu sein.«

Bel schwirrte der Kopf von all den Dingen, die sie in den letzten Stunden erfahren hatte. Beim Umkleiden im Bad betrachtete sie wieder unwillkürlich ihren kleinen, aber bereits wahrnehmbaren Bauch. Sie hatte nach wie vor nicht die geringste Ahnung, was sie tun sollte. Doch eines wusste sie: Sie würde es nicht ertragen, wenn ihr Mann sie heute anfasste. Deswegen verließ sie das Bad erst nach einer ganzen Weile in der Hoffnung, dass Gustavo schlief. Aber der sah sie hellwach vom Bett aus an.

»Du hast mir gefehlt, Izabela. Komm zu deinem Mann.«

Als sie sich zu ihm legte, gingen ihr eine Million Ausreden durch den Kopf. Doch keine einzige davon würde einem Mann genügen, der seine Frau zwei Monate lang nicht gesehen hatte.

Da merkte sie, dass Gustavo immer noch den Blick auf sie gerichtet hielt.

»Izabela, du schaust aus, als würdest du dich fürchten. Mache ich dir denn solche Angst?«

»Nein, nein ... natürlich nicht.«

»*Querida*, ich kann verstehen, dass du in deiner Trauer ein wenig Zeit brauchst, bevor du dich wieder ganz hingeben kannst. Also lass mich dich einfach nur halten.«

Gustavos Worte überraschten sie. Sein Mitgefühl, die Erkenntnis, dass sie schwanger war, der Schmerz über den Tod ihrer Mutter und die Nachrichten über die Situation in Amerika brachten sie an den Rand der Tränen.

»Bitte, Izabela, hab keine Angst vor mir. Ich verspreche dir, dich heute Nacht wirklich nur zu halten«, wiederholte er und streckte die Hand aus, um das Licht zu löschen.

Sie ließ sich von Gustavo in den Arm nehmen, starrte in die Dunkelheit und dachte mit schlechtem Gewissen an das winzige Wesen in ihrem Bauch.

»In deiner Abwesenheit habe ich viel Zeit zum Nachdenken gehabt«, sagte Gustavo leise. »Ich weiß noch, wie es war, als wir uns kennenlernten, wie wir uns über Kunst und Kultur unterhalten und miteinander gelacht haben. Aber seit wir verheiratet sind, scheinen wir auseinanderzudriften, und das habe ich mir zum größten Teil selbst zuzuschreiben. Mir ist klar, dass ich viel zu viel Zeit im Klub verbracht habe. Wenn ich ehrlich bin, auch um diesem Haus zu entfliehen. Wir wissen beide, dass hier eine ziemlich ... strenge Atmosphäre herrscht.«

Bel lauschte ihm im Dunkeln.

»Auch das ist meine Schuld. Ich hätte meiner Mutter gegenüber ein Machtwort sprechen, ihr klipp und klar sagen müssen, dass du jetzt den Haushalt führst und sie sich im Hintergrund halten soll. Vergib mir, Izabela, ich bin schwach gewesen und habe mich weder für mich selbst noch für dich eingesetzt, als es erforderlich gewesen wäre.«

»Gustavo, es ist wohl kaum deine Schuld, dass Luiza mich nicht leiden kann.«

»Sie hat keine Abneigung gegen *dich*, sondern hätte etwas gegen jeden, der ihr die Vormachtstellung im Haushalt streitig macht. Weil es dir noch immer nicht gelungen ist, schwanger zu werden, hat sie mir sogar vorgeschlagen, mit dem Bischof zu reden und unsere Ehe annullieren zu lassen. Ihrer Ansicht nach sind wir nicht miteinander intim.«

Bei dem Gedanken daran, welches Geheimnis unter ihrem Herzen heranwuchs, stöhnte Bel auf. Gustavo interpretierte ihre Reaktion als Entsetzen über die Verachtung seiner Mutter und zog sie näher zu sich.

»Natürlich habe ich ihr die Meinung gesagt und ihr angedroht, sie auf die Straße zu setzen, wenn sie noch einmal so etwas behauptet. Mir ist klar geworden, dass ich handeln muss. Ich habe meinen Vater gebeten, dieses Haus mir zu überschreiben, worauf ich schon bei unserer Hochzeit hätte bestehen sollen, weil das so üblich ist. Er hat zugestimmt und wird es fortan auch mir überlassen, mich um die Finanzen der Familie zu kümmern, sobald ich mich in der Lage und informiert genug fühle, es zu tun. Deshalb werde ich in den nächsten Wochen viel von meinem Vater lernen müssen, statt meine Zeit im Klub zu vergeuden. Und sobald alles läuft, übertrage ich dir die Verantwortung für den Haushalt. Meiner Mutter wird keine andere Wahl bleiben, als das zu akzeptieren.«

»Verstehe.« Bel hätte sich sehr gewünscht, Trost in Gustavos neuer Entschlossenheit zu finden.

»Also werden wir doch noch unseren eigenen Haushalt führen. Izabela, ich weiß, dass ich zu viel trinke. In den vergangenen Wochen habe ich mir lediglich zum Abendessen ein Gläschen Wein gegönnt, nicht mehr, das schwöre ich dir. Kannst du mir meine Schwäche verzeihen? Ich ahne, wie schwierig die letzten Monate für dich gewesen sein müssen. Aber wie du gerade gehört hast, will ich einen Neuanfang wagen. Ich hoffe, dass du mir dabei hilfst, denn ich liebe dich sehr.«

»Natürlich vergebe ich dir«, antwortete sie verwirrt.

»Und von jetzt an wird es auch keine ...«, Gustavo suchte nach dem richtigen Ausdruck, »... Überfälle im Schlafzimmer mehr geben. Wenn du mir sagst, dass du nicht mit mir schlafen möchtest, akzeptiere ich das. Obwohl ich hoffe, dass du irgendwann selbst Lust darauf hast. Und nun, *querida*, würde ich dich gern weiter im Arm halten.«

Wenige Minuten später hörte sie sein leises Schnarchen, und sie löste sich von ihm, um sich auf die Seite zu legen. Ihr Puls raste, und sie bekam ein flaes Gefühl im Magen, als sie über die Situation nachdachte. Bestand doch eine Chance, dass ihr Mann der Vater dieses Kindes war? Sie überlegte verzweifelt, wann sie den Akt das letzte Mal erfolgreich vollzogen hatten, ohne Ergebnis.

Wieder einmal wälzte Bel sich viele Stunden schlaflos hin und her. Sie wusste, dass sie schnell eine Entscheidung treffen musste, denn es konnte gut sein, dass Laurent entsetzt auf die Neuigkeit reagierte. Ein Kind war nie Teil ihres Plans gewesen, weswegen Laurent immer sehr aufgepasst hatte. Bel fielen Margaridas warnende Worte ein: Männer wie Laurent wollten keine festen Bindungen.

Als es hell zu werden begann, kehrten alle ihre alten Bedenken über Laurent zurück. Und die ließen sich nur ausräumen, wenn sie sich so schnell wie möglich mit ihm traf.

## XLII

»Was hast du heute vor, *meu amor?*«, erkundigte sich Gustavo lächelnd bei seiner Frau und schenkte sich noch eine Tasse Kaffee aus der silbernen Kanne auf dem Frühstückstisch ein.

»Ich muss zur letzten Anprobe vor der neuen Saison zu Madame Duchaine«, antwortete Bel, ebenfalls lächelnd. »Und ich hoffe, dass die Kleider bis Ende der Woche fertig sind und abgeholt werden können.«

»Gut, gut«, sagte er.

»Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich das Mittagessen gern ausfallen lassen und meinen Vater besuchen. Von Gabriela weiß ich, dass er sich gestern nicht einmal angezogen hat und heute nicht ins Büro wollte.« Bel runzelte die Stirn. »Wie du dir vorstellen kannst, mache ich mir Sorgen.«

»Natürlich. Ich begleite meinen Vater in den Senat. Präsident Washington Luís hat wegen der Situation in Amerika eine Krisensitzung sämtlicher Kaffeebarone einberufen.«

»Ich dachte, dein Vater interessiert sich nicht mehr für den Anbau von Kaffee?«, fragte Bel.

»Das stimmt, aber da er eine wichtige Größe in der Gesellschaft von Rio ist, hat der Präsident ihn dazugebeten.«

»Dann sollte mein Vater doch auch dabei sein, oder?«

»Ja. Die Lage verschlimmert sich von Tag zu Tag. Richte ihm bitte aus, dass ich ihm gern sage, was bei der Sitzung beschlossen wurde. Wir sehen uns dann vor dem Abendessen, *querida*.« Gustavo küsste Bel sanft auf die Wange und erhob sich vom Tisch.

Sobald Gustavo mit seinem Vater zum Senat aufgebrochen war und Luiza mit der Köchin in der Küche die Speisenfolgen

der kommenden Woche besprach, holte Bel ihr Adressbuch von oben und eilte mit zitternden Händen wieder hinunter in den Flur, wo das Telefon stand. Dort nahm sie den Hörer in die Hand und ließ sich mit der Nummer verbinden, die Laurent ihr gegeben hatte.

»Bitte, lieber Gott, mach, dass er daheim ist«, flüsterte sie, während sie wartete.

»Laurent Brouilly.«

Als sie seine Stimme hörte, zitterten ihre Hände noch stärker. »Izabela Aires Cabral«, sagte sie für den Fall, dass Luiza unerwartet aus der Küche auftauchte. »Könnte ich für heute Nachmittag um zwei Uhr einen Termin bekommen?«

Laurent schwieg kurz. »Madame, das lässt sich einrichten. Wollen Sie hierherkommen?«

»Ja.«

»Dann freue ich mich sehr darauf, Sie wiederzusehen.«

Bel konnte sich sein spöttisches Lächeln über diese Farce gut vorstellen. »Auf Wiedersehen.«

»À bientôt, ma chérie«, flüsterte er, als Bel auflegte.

Sie spielte kurz mit dem Gedanken, tatsächlich einen Termin mit Madame Duchaine zu vereinbaren, um ein Alibi zu haben, wollte sich und ihre neuen Rundungen aber noch nicht ihrem wachsamen Blick aussetzen. Also kündigte sie sich erst für zwei Tage später an. Nachdem sie ihren Hut aufgesetzt und Luiza mitgeteilt hatte, dass sie sich auf den Weg zu ihrem Vater machen und hinterher zu ihrer Schneiderin gehen wolle, stieg Bel in den Wagen und ließ sich von Jorge zur Mansão da Princesa chauffieren.

Gabriela begrüßte sie bereits auf der Treppe mit besorgter Miene.

»Wie geht es ihm?«, erkundigte sich Bel beim Betreten des Hauses.

»Er liegt nach wie vor im Bett und behauptet, er hätte keine Energie zum Aufstehen. Soll ich ihm sagen, dass Sie da sind, Senhora?«



»Nein, ich sehe gleich selbst nach ihm.«

Als sie kurz darauf an der Tür zum Schlafzimmer ihres Vaters klopfte und keine Antwort erhielt, öffnete sie sie kurzerhand. Die Fensterläden waren zum Schutz gegen die grelle Mittagssonne geschlossen, sodass sie die Gestalt zwischen den Laken kaum erkennen konnte.

»Pai, ich bin's, Izabela. Bist du krank?«

Vom Bett erklang leises Stöhnen.

»Ich mache jetzt die Läden auf, damit ich dich sehen kann«, warnte sie ihn und trat ans Fenster. Beim Umdrehen merkte sie, dass ihr Vater sich nur schlafend stellte. Sie setzte sich aufs Bett.

»Pai, was ist los mit dir?«

»Ich kann ohne sie nicht leben«, jammerte Antonio. »Was für einen Sinn hat das alles ohne sie?«

»Pai, du hast Mãe auf dem Sterbebett versprochen weiterzumachen. Wahrscheinlich schaut sie gerade vom Himmel herunter und ruft dir zu, dass du aufstehen sollst!«

»Ich glaube nicht an den Himmel und auch nicht an Gott«, brummte er. »Was für ein Gott würde meine geliebte Carla, die nie jemandem etwas zuleide getan hat, von der Erde holen?«

»Sie hat an Gott geglaubt, und ich tue es auch«, erklärte Bel. »Wir wissen beide, dass solche Dinge ohne Grund geschehen. Ihr hattet zweiundzwanzig wunderbare Jahre miteinander. Für die solltest du dankbar sein. Und du musst weitermachen, für sie.«

Als ihr Vater nicht reagierte, versuchte sie es auf andere Weise.

»Pai, du weißt doch sicher, was momentan in Amerika los ist, oder? Maurício hat gestern Abend gesagt, dass es jeden Augenblick einen neuen Börsencrash an der Wall Street geben könnte. Der Senat hält gerade eine Krisensitzung über die möglichen Auswirkungen auf Brasilien ab. Alle großen Kaffeepflanzer sind anwesend. Findest du nicht, dass du auch dabei sein solltest?«

»Nein, Bel, es ist zu spät«, seufzte Antonio. »Ich habe meine Aktien nicht verkauft, als ich es hätte tun sollen, weil ich dachte,

dass die Panik sich wieder legt. Gestern hat mich mein Börsenmakler telefonisch informiert, dass die Kurse drastisch gefallen sind und viele meiner Aktien so gut wie nichts mehr wert sind. Für heute erwartet er noch Schlimmeres. Izabela, ich habe den größten Teil unseres Vermögens an der Wall Street investiert und alles verloren.«

»Pai, das kann nicht sein. Selbst wenn deine Aktien nichts mehr wert sind, hast du noch deine Kaffeeplantagen. Und auch wenn sich der Kaffee nicht mehr so gut verkaufen wird wie früher, bleiben noch die Grundstücke.«

»Izabela«, seufzte Antonio, »für den Kauf dieser Plantagen habe ich mir Geld von den Banken geliehen, die es mir nur zu gern überlassen haben, solange die Ernten gut und die Preise für die Bohnen hoch waren. Seit die Preise sinken, habe ich Schwierigkeiten mit der Rückzahlung. Die Banken wollten mehr Sicherheiten, und so musste ich ihnen dieses Haus überschreiben. Begreifst du denn nicht? Sie werden mir alles nehmen, was ich besitze. Wenn jetzt auch noch meine amerikanischen Aktien wertlos sind, habe ich überhaupt nichts mehr, nicht einmal ein Dach über dem Kopf.«

Bel war entsetzt über das, was ihr Vater ihr soeben erklärt hatte, und schalt sich selbst für ihre Naivität in Gelddingen.

»Dann wäre es noch wichtiger für dich, heute im Senat zu sein. Du bist nicht als Einziger in dieser Lage und hast mir einmal erklärt, dass die Kaffeebohne die Grundlage der brasilianischen Wirtschaft ist. Die Regierung wird doch nicht zulassen, dass der Handel damit einfach wegbricht, oder?«

»Querida, es ist ziemlich einfach: Wenn niemand das Geld hat, unsere Bohnen zu kaufen, kann keine Regierung der Welt helfen. Und bestimmt denken die Amerikaner in der gegenwärtigen Situation eher ans Überleben als an die nächste Tasse Kaffee.« Antonio rieb sich nervös die Stirn. »Natürlich möchte der Senat den Anschein erwecken, als würde er etwas gegen die Krise unternehmen. Doch sie wissen alle, dass es zu spät ist. Danke

also, dass du mir von der Sitzung erzählt hast, aber ich sage dir, sie wird nichts ergeben.«

»Maurício soll dir trotzdem berichten, was bei dem Treffen beschlossen wurde«, entgegnete Bel. »Und selbst wenn du recht hast und wir tatsächlich nichts mehr besitzen, darfst du nicht vergessen, dass die *fazenda* mir gehört. Du wirst also immer ein Dach über dem Kopf haben, Pai. Und Gustavo, dem du anlässlich unserer Hochzeit mit einer ansehnlichen Summe unter die Arme gegriffen hast, wird dich sicher nicht verhungern lassen.«

»Aber was soll ich ganz allein auf der *fazenda*?«, fragte Antonio niedergeschlagen. »Ohne die Kaffeeplantagen und ohne meine geliebte Frau?«

»Genug, Pai! Du sagst selbst, dass es viele trifft. Du bist erst achtundvierzig und hast genug Zeit, um noch einmal von vorn anzufangen.«

»Izabela, mein Ruf ist ruiniert. Selbst wenn ich noch einmal von vorn anfangen wollte, würde mir keine Bank in Brasilien das dazu nötige Geld leihen. Für mich ist der Zug abgefahren.«

Bel, die sah, wie ihr Vater die Augen wieder schloss, erinnerte sich, wie Antonio sie ein paar Monate zuvor so stolz zum Traualtar geführt hatte. Obwohl sie die protzige Art ihres Vaters, seinen neuerworbenen Reichtum zur Schau zu stellen, hasste, hätte sie sich nun von ganzem Herzen gewünscht, ihn für ihn zurückholen zu können. Erst jetzt wurde ihr klar, dass sein Selbstbewusstsein darauf basierte. Und nach dem Verlust seiner geliebten Frau hatte er bestimmt das Gefühl, überhaupt nichts mehr wert zu sein.

»Pai, du hast mich«, sagte sie leise. »Ich brauche dich. Mir ist es egal, was du besitzt. Ich liebe und verehere dich als Vater.«

Da machte Antonio blinzelnd die Augen auf, und Bel sah die Andeutung eines Lächelns darin. »Ja, du hast recht; ich habe dich«, pflichtete er ihr bei. »Und du, *princesa*, bist das Einzige, worauf ich im Leben wirklich stolz bin.«

»Dann hör auf mich, genau wie früher auf Mãe, und steh auf. Gemeinsam finden wir einen Weg. Ich helfe dir, so gut ich kann.

Ich habe meinen eigenen Schmuck und den von Mãe, den sie, wie du weißt, mir hinterlassen hat. Wenn wir den verkaufen, wäre das doch ein Grundstein für ein neues Unternehmen, oder?»

»Falls es nach dieser finanziellen Katastrophe noch irgendjemanden geben sollte, der das Geld hat, etwas zu kaufen. Danke, Izabela, für deinen Besuch. Ich schäme mich, dass du mich so sehen musstest. Und ich verspreche dir aufzustehen, sobald du weg bist. Aber jetzt wäre ich gern allein, damit ich nachdenken kann.«

»Versprochen, Pai? Ich warne dich: Ich rufe später Gabriela an und frage sie, ob du dein Versprechen eingelöst hast. Und ich schaue morgen wieder nach dir.« Bel beugte sich zu ihm hinunter, um ihm einen Kuss zu geben.

»Danke, *princesa*. Bis morgen.«

Bel sagte Gabriela, dass sie sie später anrufen würde, stieg in den wartenden Wagen und bat Jorge, sie zu Madame Duchaines Salon in Ipanema zu bringen. Nachdem sie ihm wie üblich aufgetragen hatte, sie um sechs Uhr abzuholen, wartete sie ebenfalls wie üblich, bis er sich entfernt hatte, um dann zu Laurents Haus zu eilen.

»*Chérie!*«, begrüßte Laurent sie, zog sie in die Wohnung, umarmte sie und bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals mit Küssen. »Du ahnst nicht, wie sehr du mir gefehlt hast.«

Bel wehrte sich nicht dagegen, dass er sie hochhob und ins Schlafzimmer trug. Und als sie eins mit ihm wurde, traten kurz all die schrecklichen Gedanken in ihrem Kopf in den Hintergrund.

Hinterher lagen sie eng umschlungen in den zerwühlten Laken, und Bel beantwortete Laurents Fragen über die vergangenen Wochen.

»Und du, Laurent?«, erkundigte sie sich schließlich. »Hast du neue Arbeit?«

»Leider habe ich nach dem von Alessandra Silveira keinen Auftrag mehr erhalten. Alle sind nervös wegen den Kaffeepreisen in Brasilien und der Börse in New York. Jetzt wird kein Geld

mehr für Luxus wie Skulpturen ausgegeben. Was bedeutet, dass ich im letzten Monat nicht viel mehr getan habe, als zu essen, zu trinken und im Meer zu baden. Izabela«, plötzlich wurde Laurent ernst, »nicht nur weil die Lage in Brasilien sich von Tag zu Tag verschlechtert, habe ich das Gefühl, nicht mehr bleiben zu können. Frankreich fehlt mir, und ich kann nicht länger untätig herumsitzen. *Chérie*, vergib mir, aber ich muss nach Hause.« Er griff nach ihrer Hand und küsste sie. »Und ich frage dich: Kommst du mit?«

Bel, die das Gefühl hatte, dass sich alles gegen sie verschworen, schwieg und hielt die Augen fest geschlossen.

»Senhor da Silva Costa hat für mich eine Kabine auf einem Schiff gebucht, das am Freitag ablegt. Viele der Reedereien gehören Amerikanern; wenn sich die finanzielle Situation weiter verschlechtert, könnte es sein, dass monatelang keine Schiffe mehr aus dem Hafen von Rio auslaufen.«

Erst jetzt begann Bel das Ausmaß der Krise in Amerika wirklich zu begreifen. »Du fährst am Freitag? In drei Tagen?«, presste sie hervor.

»Ja. Und ich flehe dich an, mich zu begleiten, *mon amour*. Ich glaube, es ist an der Zeit, dass du *mir* folgst. Wie sehr ich dich auch liebe – ich habe hier kein Leben, schon gar nicht eines, das wir unter den gegebenen Umständen teilen könnten. Es tut mir leid, wenn ich dich so kurz nach dem Tod deiner Mutter zu einer Entscheidung zwingen, hoffe aber, dass du verstehst, warum ich fort muss.« Er sah sie an.

»Ja, du hast lange genug auf mich gewartet.« Bel setzte sich auf und bedeckte ihre nackten Brüste. »Laurent, ich muss dir etwas sagen ...«

Gustavo war froh, das Senatsgebäude, in dem es von Menschen wimmelte, verlassen zu können. Drinnen hatten sich sowohl die Temperatur als auch die Gemüter erhitzt, als verzweifelte Kaffeepflanzer erfahren wollten, was die Regierung zu ihrer Rettung

zu tun gedenke. Es war sogar zu Tötlichkeiten gekommen; zivilisierte Männer hatten sich aus Furcht davor geprügelt, dass ihr Vermögen sich über Nacht in Luft auflöste.

Gustavo war so lange wie möglich geblieben, um seine Unterstützung zu signalisieren, obwohl er selbst keinen Rat wusste. Jetzt sehnte er sich nach einem Drink. Er lenkte seine Schritte in Richtung Klub, hielt jedoch nach wenigen Metern inne.

Nein. Er musste sich beherrschen. Schließlich hatte er Izabela erst am Abend zuvor Besserung gelobt.

Dann fiel ihm ein, dass sie ihm beim Frühstück gesagt hatte, sie würde zur Anprobe bei ihrer Schneiderin in Ipanema gehen. Der Salon befand sich zu Fuß lediglich zehn Minuten entfernt, und plötzlich kam ihm der Gedanke, sie zu überraschen. Vielleicht konnten sie einen Spaziergang die Promenade entlang machen, sich in eines der Cafés am Strand setzen und einfach nur den Leuten zuschauen. Das waren doch die Dinge, die liebende Paare gern miteinander machten, oder?

Er wandte sich nach links, nach Ipanema.

Fünfzehn Minuten später verließ Gustavo verwirrt Madame Duchaines Salon. Er hätte schwören mögen, dass Izabela gesagt hatte, sie würde nach dem Besuch bei ihrem Vater Madame Duchaine aufsuchen, doch diese versicherte ihm, dass seine Frau an diesem Nachmittag keinen Termin bei ihr habe. Achselzuckend rief Gustavo ein Taxi herbei, um nach Hause zu fahren.

Laurent sah sie schockiert an.

»Du bist sicher, dass das Kind von mir ist?«

»Ich bin alle Male durchgegangen, die für Gustavo infrage kommen, aber wie du selbst sagst, kann man ein Kind nur mit echter ... *Penetration* zeugen.« Bel errötete verlegen darüber, so intime Dinge über ihre Beziehung mit Gustavo zu erzählen. »Und in den zwei Monaten, bevor ich mit meiner Mutter zur *fazenda* gefahren bin, hat keine stattgefunden. Was meinem Mann nicht aufgefallen sein dürfte«, fügte sie hinzu.

»Du glaubst also, dass du im dritten Monat bist?«

»Vielleicht auch schon ein bisschen weiter, aber sicher bin ich mir nicht. Schließlich konnte ich nicht zum Arzt der Familie gehen, ohne vorher mit dir darüber zu sprechen.«

»Zeigst du's mir?«, fragte er.

»Ja, aber viel ist noch nicht zu sehen.«

Laurent zog das Laken weg und legte die Hand vorsichtig auf die kleine Erhebung. Dann löste er den Blick von ihrem Bauch und sah ihr in die Augen. »Du bist dir so sicher wie nur irgend möglich, dass das Kind von mir ist?«

»Laurent, daran besteht kein Zweifel. Wenn ich den hätte, wäre ich nicht hier.«

»Tja ...«, seufzte er. »Dann müssen wir noch dringender nach Paris.«

»Heißt das, du willst unser Kind?«

»Es heißt, dass ich *dich* will, Izabela. Und wenn das Kleine da drin ...«, er deutete auf ihren Bauch, »... Teil von dir und mir ist, will ich auch das.«

Bel traten Tränen in die Augen. »Ich hatte schon Angst ...«

»Möglicherweise überlege ich es mir doch noch anders, wenn es am Ende aussieht wie ein Frettchen, aber natürlich glaube ich dir, Bel. Du weißt, dass ich dem Kind anders als dein Mann keine Annehmlichkeiten bieten kann, also hätte es keinen Sinn, mich anzulügen.« Laurent senkte seufzend den Blick. »Ich habe keine Ahnung, wie wir uns durchschlagen sollen. Sogar mir ist klar, dass wir unser Kind nicht in meiner Mansarde in Montparnasse aufziehen können.«

»Ich habe Schmuck, der sich verkaufen ließe«, schlug Bel zum zweiten Mal an jenem Tag vor. »Und ein bisschen Bargeld für den Anfang.«

Laurent sah sie verwundert an. »*Mon Dieu!* Du hast dir schon Gedanken über alles gemacht.«

»Ja, seit ich mir sicher bin, denke ich an nichts anderes. Aber ...«

»Es gibt immer ein ›Aber‹.« Er verdrehte die Augen. »Und wie sieht deine aus?«

»Ich war heute bei meinem Vater. Weil er sein ganzes Geld an der New Yorker Börse verloren hat, ist er so deprimiert, dass er nicht aus dem Bett wollte. Nach dem Tod meiner Mutter ist er nun auch noch finanziell ruiniert.«

»Weswegen du nicht nur Gewissensbisse hättest, deinen Mann zu verlassen, sondern auch deinen Vater?«

»Natürlich!«, herrschte Bel ihn frustriert darüber an, dass er die Tragweite der Situation nicht zu erkennen schien. »Wenn ich mit dir gehe, wird Pai das Gefühl haben, wirklich alles verloren zu haben.«

»Wenn du es nicht tust, verliert unser Kind seinen Vater. Und wir verlieren einander. *Chérie*, ich kann dir bei deiner Entscheidung nicht helfen, möchte dir aber noch einmal sagen, dass ich um die halbe Welt gereist bin, um mit dir zusammen zu sein, und die letzten Monate hier in dieser Wohnung nur für unsere gemeinsamen Momente gelebt habe. Selbstverständlich hätte ich Verständnis dafür, wenn du bleibst, doch allmählich drängt sich mir der Eindruck auf, dass du immer einen Grund findest, nicht an dein eigenes Glück zu denken.«

»Ich habe meine Mutter sehr geliebt und liebe auch meinen Vater. Bitte vergiss nicht, dass nicht Gustavo mich von Paris zurückgeholt hat.« Ihre Augen wurden feucht. »Ich wollte meinen Eltern nicht das Herz brechen.«

»Izabela, ich glaube, du brauchst mehr Zeit zum Nachdenken.« Laurent hob ihr Kinn ein wenig an und küsste sie sanft auf die Lippen. »Sobald die Entscheidung gefällt ist, gibt es kein Zurück mehr. So oder so.«

»Ich muss gestehen, dass ich im Moment nicht weiß, was ich machen soll.«

»Einfacher wird es nicht. Trotzdem würde ich vorschlagen, dass du mich in zwei Tagen noch einmal besuchst. Dann sagst du mir, wie du dich entschieden hast, und wir planen weiter.«



Bel, die mittlerweile aufgestanden war und sich angezogen hatte, steckte ihren Hut fest und nickte.

»Egal, was passiert, *chérie*, ich warte am Donnerstagnachmittag um zwei Uhr hier auf dich.«

Zu Hause in der Casa rief Bel Gabriela an, um sie zu fragen, wie es ihrem Vater gehe. Gabriela teilte ihr mit, dass er tatsächlich aufgestanden sei und das Haus verlassen habe, um ins Büro zu fahren. Erleichtert bat Bel daraufhin Loen, ihr einen Mangosaft auf die Terrasse zu bringen, wo sie die milde Abendsonne genießen wollte.

»Brauchen Sie sonst noch etwas, Senhora Bel?«, erkundigte sich Loen, als sie Glas und Krug auf dem Tisch neben ihrer Herrin abstellte.

Bel fühlte sich versucht, ihr von dem schrecklichen Schlamassel zu erzählen, in dem sie steckte, wusste aber, dass sie ihre Zofe, auch wenn diese ihre beste Freundin war, nicht damit belasten durfte.

»Nein, danke, Loen. Könntest du mir in zehn Minuten ein Bad einlassen? Dann komme ich hinauf.«

Nachdem Loen im Haus verschwunden war, versuchte Bel, beim Mangosaft die Fakten gegeneinander abzuwägen. Obwohl Gustavos Verhalten der vergangenen vierundzwanzig Stunden eine gewaltige Verbesserung gegenüber den vorhergehenden Monaten darstellte, fürchtete Bel, dass diese nur vorübergehender Natur war. Egal, was er ihr versprochen hatte: Bel traute ihrem Mann nicht genug Rückgrat zu, um Luiza die Stirn zu bieten.

Außerdem empfand sie nichts für ihn und hatte auch keinerlei Gewissensbisse mehr. Wenn sie ihn verließ, hatte seine Mutter ja schon eine Lösung parat. Die Ehe konnte annulliert werden, und Gustavo wäre frei, um eine passendere Frau zu finden. Bestimmt, dachte Bel, würde die diesmal Luiza für ihn aussuchen.

Die Sache mit ihrem Vater war schwieriger. Bestimmt hätte

ihre Mutter es ihr verübelt, wenn sie Antonio in seiner finstersten Stunde im Stich ließ. Sie erinnerte sich an die Worte ihrer Mutter kurz vor ihrem Tod – dass es sie und andere ins Unglück stürzen würde, wenn sie ihrem Herzen und Laurent folgte.

Dann war da noch diese neue Größe in ihrem Leben. Was war das Beste für das Kleine in ihrem Bauch? Wenn sie bei Gustavo blieb, konnte sie dem Kind Sicherheit und einen angesehenen Familiennamen bieten. Und sie stellte sich Pais Blick vor, wenn sie ihm sagte, dass sie sein erstes Enkelkind unter dem Herzen trage. Das würde ihm einen neuen Sinn im Leben geben.

Aber würde sie ihr Kind in der gefühllos-strengen Familie der Aires Cabrals aufwachsen sehen wollen? Dort müsste ihr Kind eine Mutter ertragen, die ein Leben lang ihre Entscheidung zu bleiben bedauern und insgeheim von einer anderen Welt träumen würde, auf die sie verzichtet hatte. Und obendrein hätte es nur einen nominellen Vater ...

Bel stieß einen Seufzer der Verzweiflung aus. Egal, wie sie es drehte und wendete: Sie gelangte zu keinem Entschluss.

»Hallo, Izabela.« Gustavo trat auf die Terrasse. »Was machst du denn hier draußen?«

»Ich genieße die kühle Abendluft.«

Er setzte sich. »Im Senat ist es heiß hergegangen. An der Wall Street nennt man den heutigen Tag schon den ›Schwarzen Dienstag‹. Der Dow Jones hat gegenüber gestern noch einmal dreißig Punkte verloren, und die Rockefellers kaufen zur Stützung des Marktes große Mengen Aktien. Ich glaube nicht, dass das funktioniert, aber wir werden erst morgen wissen, wie hoch die Verluste genau sind. Jedenfalls scheint mein Vater anders als andere in den letzten Monaten vernünftige Entscheidungen getroffen zu haben. Wie geht es Antonio heute?«, erkundigte er sich.

»Sehr schlecht. Ich glaube, er gehört zu denen, die gespielt und verloren haben.«

»Viele sitzen im selben Boot wie er, er muss sich nicht schämen. So war das nicht vorherzusehen.«

»Könntest du meinen Vater besuchen und mit ihm reden? Ihm das sagen, was du gerade mir gesagt hast?«

»Natürlich.«

»Es ist fast sieben, und mein Badewasser wird kalt.« Sie erhob sich. »Danke, Gustavo.«

»Wofür?«

»Für dein Verständnis.«

Bel wandte sich in Richtung Haus.

»Wie war übrigens die Anprobe bei deiner Schneiderin?«, fragte er, und sie blieb mit dem Rücken zu ihm stehen.

»Sehr angenehm, danke.« Bel drehte sich zu ihm um und beobachtete ihn mit einem Lächeln, bevor sie sich entfernte.

## XLIII

Als Bel nach einer weiteren unruhigen Nacht, in der sie erst im Morgengrauen eingeschlafen war, müde und benommen aufwachte, sah sie verwundert, dass der Platz neben ihr leer war. Sonst stand Gustavo nie vor ihr auf. Vielleicht, dachte sie, wollte er sich tatsächlich ändern.

Unten traf sie nur Luiza an.

»Mein Mann und deiner lesen im Arbeitszimmer die Morgenzeitungen. Gustavo hat dir gestern sicher erzählt, dass es wieder einen Börsencrash an der Wall Street gegeben hat. Anschließend wollen sie noch einmal in den Senat, um zu besprechen, was nach diesem Desaster zur Rettung der Kaffeewirtschaft getan werden kann. Gehst du heute in die Igreja da Glória?«, erkundigte sich Luiza, als wäre an diesem Morgen nicht die halbe Welt bankrott aufgewacht.

»Nein. Ich muss zu meinem Vater. Er ist im Moment ... ziemlich durcheinander«, antwortete Bel.

»Nun, wie man sich bettet, so liegt man, sage ich immer.« Luiza erhob sich. »Dann erfülle ich in deiner Abwesenheit die Familienpflicht und gehe für dich in die Igreja.«

Als sie aus dem Raum segelte, blickte Bel ihr mit offenem Mund nach. Besonders unerträglich wurde Luizas Mangel an Sensibilität durch die Tatsache, dass die sichere finanzielle Basis der Aires Cabrals – einschließlich des frisch renovierten Hauses – zum großen Teil von Antonio finanziert worden war.

Bel nahm eine Orange aus der Schale auf dem Tisch und warf sie genau in dem Augenblick an die Wand, in dem Gustavo den Raum betrat.

Er hob eine Augenbraue, als die Orange unter dem Tisch zu ihr zurückkullerte. »Guten Morgen, Izabela«, begrüßte er sie, kniete nieder, hob die Frucht auf und legte sie in die Schale. »Übst du fürs Tennis?«

»Entschuldige, Gustavo. Deine Mutter hat gerade wieder einmal ihre Unsensibilität bewiesen.«

»Mein Vater hat ihr heute vor dem Frühstück mitgeteilt, dass ab sofort du die Haushaltsbücher führst. Vielleicht hängt es damit zusammen. Wie du dir denken kannst, hat sie das nicht gut aufgenommen. Achte einfach nicht auf sie.«

»Ich bemühe mich«, versprach sie. »Du willst heute noch einmal in den Senat?«

»Ja. Allmählich tröpfeln Nachrichten aus New York herein. Gestern scheint es ein regelrechtes Blutbad gegeben zu haben«, erklärte Gustavo seufzend. »In der Wall Street sind Männer aus Fenstern gesprungen, dreißig Milliarden Dollar haben sich auf dem Aktienmarkt in nichts aufgelöst, und der Kaffeepreis ist innerhalb weniger Stunden ins Bodenlose gefallen.«

»Dann hatte mein Vater recht mit seiner Vermutung, dass es für ihn vorbei ist?«

»Es ist jedenfalls eine Riesenkatastrophe für alle Pflanzer und für die brasilianische Wirtschaft insgesamt. Darf ich vorschlagen, dass dein Vater heute Abend zum Essen zu uns kommt? Vielleicht finde ich eine Möglichkeit, ihm zu helfen. Zumindest können mein Vater und ich ihn, falls er sich nicht dazu durchringen kann, selbst im Senat zu erscheinen, über die Pläne der Regierung informieren.«

»Das wäre sehr nett von dir, Gustavo. Wenn ich ihn später besuche, richte ich es ihm aus«, versprach Bel.

»Gut. Darf ich dir außerdem sagen, wie schön du heute Morgen bist?« Gustavo küsste sie zärtlich auf die Stirn. »Wir sehen uns beim Mittagessen.«

Nachdem Gabriela ihr telefonisch mitgeteilt hatte, dass Antonio sich am Morgen ins Büro aufgemacht habe, bat Bel sie, ihm

über die Einladung zum Abendessen Bescheid zu sagen. Kurz darauf beobachtete sie vom Schlafzimmerfenster aus, wie Jorge Maurício und Gustavo zum Senatsgebäude in Rio brachte. Zwanzig Minuten später fuhr der Wagen mit Luiza erneut los.

Bel ging, froh darüber, das Haus nun für sich zu haben, nach unten. Auf dem Silbertablett lag ein an sie gerichteter Brief. Sie nahm ihn und setzte sich damit auf die Bank auf der hinteren Terrasse, um ihn zu lesen.

Wohnung 4  
Avenue de Marigny 48  
Paris, Frankreich  
5. Oktober 1929

Liebste Bel,

*kaum zu glauben, dass wir uns über ein Jahr, seit Deiner Abreise aus Paris, nicht gesehen haben! Wir werden bald nach Rio zurückkommen, weil Pai seine Berechnungen für den Cristo fertiggestellt hat und die letzte Phase der Errichtung überwachen möchte. Wenn Du diese Zeilen liest, sind wir bereits mitten auf dem Atlantik. Vermutlich wird es Dich freuen zu hören, dass ich mich nun aufgrund meines Unterrichts und der Arbeit im Krankenhaus auf Französisch mit Dir unterhalten kann. Ich verlasse Paris mit gemischten Gefühlen. Als wir hier ankamen, hatte ich fast ein wenig Angst vor der Stadt; jetzt kann ich ehrlich sagen, dass sie mir in ihrer ganzen Komplexität ans Herz gewachsen ist und ich Rio möglicherweise sogar im Vergleich klaustrophobisch finden werde. Ich freue mich jedoch auch auf vieles, unter anderem darauf, Dich, meine liebe Freundin, wiederzusehen.*

*Wie geht es Deiner Mutter? Ich hoffe, sie ist vollständig genesen. Apropos Gesundheit: Ich habe dem Santa Casa de Misericórdia Hospital geschrieben und werde dort nach meiner Rückkehr die Schwesternausbildung absolvieren. So komme ich nicht in Versuchung, Dummheiten zu machen. Leider bin ich während meines Aufenthalts hier nicht meinem französischen Traumprinzen be-*

*gegnet, und auch kein anderer Mann hat Interesse an mir gezeigt, weswegen ich wohl zumindest fürs Erste mit meiner Arbeit verheiratet sein werde.*

*Wie geht es Gustavo? Werden wir bald das Trippeln kleiner Füße hören? Bestimmt sehnst Du Dich danach, Mutter zu werden; das ist der Teil der Ehe, von dem auch ich träume.*

*Unser Schiff legt Mitte November an. Wenn ich zu Hause bin, melde ich mich bei Dir, dann können wir einander alles erzählen, was in der Zwischenzeit passiert ist.*

*Margarida schickt Dir ebenfalls liebe Grüße. Sie frönt in Paris nach wie vor ihren künstlerischen Neigungen und sagt, Professor Landowski habe sich nach Dir erkundigt. Wie ich höre, ist Monsieur Brouilly in Rio und arbeitet an dem Cristo-Projekt. Hast Du Dich mit ihm getroffen?*

*Mit lieben Grüßen,  
Deine Freundin Maria Elisa*

Bel erinnerte sich traurig, wie vergleichsweise einfach ihr Leben eineinhalb Jahre zuvor bei ihrem Aufbruch nach Paris gewesen war. Ihre Eltern waren gesund und zufrieden gewesen, und ihre Zukunft hatte – obwohl sie sich nicht darauf freute – klar vor ihr gelegen. Nun, als Ehefrau eines Mannes und Geliebte eines anderen, die Mutter tot und der Vater bankrott und auch emotional am Boden, dazu ein Kind in ihrem Leib, das unter allen Umständen geschützt werden musste, sah Bel ihr Dasein eher als Achterbahn aus Schmerz und Freude. Von einem Tag auf den anderen konnte sich alles ändern; nichts war sicher.

Sie dachte darüber nach, dass Tausende – möglicherweise Millionen – Menschen, die vor wenigen Tagen noch finanziell abgesichert und zufrieden gewesen waren, heute Morgen plötzlich ohne einen Cent aufgewacht waren.

Während sie in diesem prächtigen Haus wohnte mit einem Mann, der vielleicht nicht der schöne Prinz aus ihren Kinderträumen war, sie aber immerhin mit allem versorgte, was sie

brauchte. Welches Recht hatte sie, sich zu beklagen? Und wie konnte sie unter den gegebenen Umständen auf die Idee kommen, ihren armen Vater im Stich zu lassen, der so hart für sie gearbeitet hatte?

Wenn sie sich nach Paris in eine unsichere Zukunft wagte, würde sie ihr Kind anders als hier höchstwahrscheinlich der Armut aussetzen. Plötzlich wurde ihr klar, wie egoistisch ihre Liebe zu Laurent sie gemacht hatte.

Deprimiert setzte Bel sich mit dem Gedanken auseinander zu bleiben. Obwohl für sie feststand, dass das Kind nicht von Gustavo war, würde sie ihn ohne Probleme davon überzeugen können. Sie stellte sich sein Gesicht vor, wenn sie ihm von der Schwangerschaft erzählte. Seine Pläne für einen Neuanfang würden durch diese Nachricht mit Sicherheit beflügelt, und Luiza wäre ein für alle Mal der Wind aus den Segeln genommen.

Bel blickte in die Ferne. Natürlich bedeutete das, den Menschen aufzugeben, den sie mehr liebte als alles auf der Welt ... und die Aussicht auf das Glück, von dem sie beide so oft geträumt hatten. Aber ging es im Leben denn um das Glück des Einzelnen? Und wie glücklich könnte sie überhaupt werden, wenn sie in dem Wissen leben musste, ihren verwitweten Vater in der Not im Stich gelassen zu haben? Bel war klar, dass sie sich das selbst nie verzeihen würde.

»Senhora Bel? Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen? Die Sonne brennt heute Morgen ziemlich heiß herunter«, sagte Loen, die auf die Terrasse getreten war.

»Danke, Loen. Ein Glas Wasser wäre schön.«

»Gern, Senhora, alles in Ordnung?«

Bel zögerte mit der Antwort. »Ja, Loen. Ja.«

An jenem Abend kam Antonio zum Essen. Gustavo begrüßte ihn herzlich, und die drei Männer zogen sich eine Stunde in Maurícios Arbeitszimmer zurück. Danach wirkte Antonio bedeutend ruhiger.



»Es scheint fast so, als könnte dein Gatte mir helfen. Immerhin hat er die eine oder andere Idee. Es ist ein Anfang, Izabela, und ich bin Ihnen dankbar, Senhor.« Er verneigte sich in Richtung Gustavo.

»Keine Ursache, Antonio. Schließlich gehören Sie zur Familie.«

Bel, die wusste, dass sie es jetzt sagen musste, weil sie sonst der Mut verließ und sie es sich vielleicht anders überlegte, holte tief Luft.

»Gustavo, könnte ich vor dem Essen kurz mit dir allein sprechen?«

»Natürlich, meine Liebe.«

Maurício ging mit Antonio ins Esszimmer, während Bel sich mit Gustavo in den Salon zurückzog und die Tür schloss.

»Was ist?«, fragte Gustavo besorgt.

»Keine Sorge, nichts Schlimmes«, versicherte Bel ihm. »Ich glaube sogar, dass du dich freuen wirst. Ich wollte es dir jetzt sagen, damit wir es gemeinsam beim Essen verkünden können. Gustavo, ich bin schwanger.«

Gustavo begann zu strahlen. »Izabela, ist das wahr?«

»Ja.«

»*Meu Deus!* Ist das zu fassen! Meine wunderbare Frau!«, rief er aus und umarmte sie. »Das bringt meine Mutter für immer zum Schweigen.«

»Und freut hoffentlich ihren Sohn«, ergänzte Bel lächelnd.

»Natürlich, *querida*.« Gustavo grinste von einem Ohr zum anderen. »Ich glaube, ich war noch nie so glücklich. Die Nachricht könnte für alle zu keinem besseren Zeitpunkt kommen. Besonders für dich, Izabela, nach deinem schrecklichen Verlust. Und natürlich auch für deinen Vater, dem mein Vater und ich, denke ich, helfen können. Das ist angesichts seiner Großzügigkeit uns gegenüber nur recht und billig. Bist du dir absolut sicher, dass du schwanger bist, Izabela?«

»Ja. Der Arzt hat es bestätigt. Ich war gestern bei ihm, und er hat mich heute angerufen.«

»Das ist die Erklärung!«, rief Gustavo erleichtert aus. »Ich wollte dich gestern nach der Sitzung im Senat von deiner Schneiderin abholen, aber Madame Duchaine hat mir gesagt, dass du keinen Termin bei ihr hattest und nicht in ihrem Salon gewesen bist. Du warst beim Arzt, stimmt's?«

»Ja«, log Bel.

»Als ich da so vor dem Salon stand und mich fragte, warum du mich angelogen hast, bin ich doch tatsächlich auf die Idee gekommen, dass du dir einen Liebhaber zugelegt hast.« Gustavo küsste sie schmunzelnd auf die Stirn. »Wie man sich täuschen kann! Weißt du, wann das Kind zur Welt kommen soll?«

»In ungefähr sechs Monaten.«

»Dann ist die kritische Phase vorbei, und wir können es unbesorgt verkünden«, sagte er und sprang in seiner Aufregung fast zur Tür. »Meine wunderschöne Izabela, du hast mich zum glücklichsten Mann der Welt gemacht. Und ich verspreche dir, unserem Kind der Vater zu sein, den es verdient. Geh du schon mal ins Esszimmer. Ich hole eine Flasche von unserem besten Champagner aus dem Keller.«

Als Gustavo ihr eine Kusshand zuwarf, wusste sie, dass es kein Zurück mehr gab. Wie auch immer sich die Zukunft gestaltete: Sie würde bis an ihr Lebensende mit ihrer Lüge leben müssen.

Beim Abendessen herrschte fröhliche Stimmung. Die Euphorie ihres Vaters bestätigte Bel in ihrer Entscheidung, und Luizas finstere Miene erfüllte sie mit tiefer Befriedigung. Nach dem Essen wandte sich Gustavo Bel zu.

»Es ist nach zehn, meine Liebe, du bist sicher müde. Komm.« Er zog ihren Stuhl zurück und half ihr auf. »Ich bringe dich nach oben.«

»Wirklich«, murmelte Bel verlegen, »mir geht's gut.«

»Egal. Du und das Kleine, ihr habt schwierige Wochen hinter euch. Wir müssen jetzt alle gut auf euch aufpassen«, fügte er mit einem Blick auf seine Mutter hinzu.

Bel sagte gute Nacht und ging dann, ohne die Etikette zu wahren, zu ihrem Vater, um ihn fest zu umarmen. »Gute Nacht, Pai.«

»Schlaf gut, Izabela. Ich verspreche dir, dass das Kleine stolz auf seinen Großvater sein kann«, flüsterte er ihr zu und deutete auf ihren Bauch. »Komm mich bald einmal besuchen.«

»Ja, Pai.«

Oben im Schlafzimmer blieb Gustavo unsicher stehen. »Izabela, du musst es mir sagen, wenn du lieber allein schlafen möchtest, bis das Kind auf der Welt ist. Soweit ich weiß, ist das bei Ehepaaren üblich.«

»Wenn du das für richtig hältst ...«

»Von jetzt an musst du dir so viel Ruhe wie möglich gönnen.«

»Gustavo, ich bin schwanger, nicht krank. Und ich möchte mein Leben so normal wie möglich weiterführen. Morgen Nachmittag muss ich tatsächlich zu Madame Duchaine und sie bitten, meine Garderobe an meine neuen Körperformen anzupassen.« Sie lächelte verlegen.

»Ja, natürlich.« Er küsste sie auf beide Wangen. »Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Gustavo.«

Als er fort war, sank sie mit widersprüchlichsten Gefühlen aufs Bett. Ihre Gedanken wanderten zu Laurent, der sie am folgenden Nachmittag in seiner Wohnung erwartete. Bel stand wieder auf, trat ans Fenster und schaute hinauf in den Sternenhimmel, der sie an die Nächte in Paris, Landowskis Atelier in Boulogne-Billancourt und den kleinen Jungen unter den Büschen im Garten erinnerte. Sein Leid war der Auslöser für ihre Liebesgeschichte mit Laurent gewesen.

»Ich werde dich immer lieben, Laurent«, flüsterte sie hinauf zu den Sternen.

Nachdem sie sich fürs Bett fertig gemacht hatte, ging sie zu dem Schreibtisch unter dem Fenster. Da Gustavo ihr tags zuvor zu Madame Duchaine gefolgt war – aus Liebe, nicht aus Argwohn –, konnte sie es nicht riskieren, Laurent in seiner Woh-

nung aufzusuchen. Stattdessen würde sie den Termin bei ihrer Schneiderin wahrnehmen und Loen mit dem Brief zu ihm schicken, den sie gleich schreiben wollte ...

Sie nahm Papier und Stift aus der Schublade, schaute noch einmal hinaus in die sternenklare Nacht und bat den Himmel, ihr beim Formulieren der letzten Worte zu helfen, die sie Laurent jemals sagen würde.

Zwei Stunden später las sie den fertigen Brief.

*Mon chéri,*

*weil Loen Dir diesen Umschlag aushändigt, kannst Du Dir wahrscheinlich schon denken, dass ich Dich nicht nach Paris begleiten werde. Obwohl mir das Herz dabei bricht, kenne ich meine Pflicht. Und davor darf ich mich, nicht einmal aus Liebe zu Dir, drücken. Ich kann nur hoffen und beten, dass Du die Beweggründe für meine Entscheidung verstehst: Ich treffe sie ausschließlich aus Pflichtgefühl, nicht weil ich Dich nicht mehr liebe oder begehre. Während ich hier sitze und zu den Sternen hinaufblicke, würde ich mir nichts sehnlicher wünschen, als bis in alle Ewigkeit mit Dir vereint zu sein. Wären wir uns doch nur zu einem anderen Zeitpunkt begegnet! Dann wären wir jetzt bestimmt ein Paar.*

*Aber das ist uns nicht vom Schicksal beschieden. Ich hoffe, Du kannst das wie ich akzeptieren. Sei versichert, dass ich jeden Tag beim Aufwachen an Dich denken und für Dich beten und Dich immer aus ganzem Herzen lieben werde.*

*Am meisten Angst habe ich davor, dass die Liebe, die Du für mich empfindest, sich in Hass verwandelt, weil ich eben diese Liebe verrate. Ich flehe Dich an, mich nicht zu hassen, Laurent, sondern das, was uns miteinander vergönnt war, in Deinem Herzen zu bewahren und Dich der Zukunft zuzuwenden, die Dir hoffentlich nur Glück und Zufriedenheit bescheren wird.*

*Au revoir, mon amour*

*Deine Bel*

Bel faltete den Brief, steckte ihn in ein Kuvert und verschloss es, für den Fall, dass es entdeckt wurde, ohne einen Namen darauf zu schreiben. Dann zog sie die Schublade heraus und schob es unter einen Stapel unbenutzter Umschläge ganz hinten.

Dabei fiel ihr Blick auf das Specksteindreieck, auf dem ihr Tintenfass stand. Sie nahm es in die Hand, drehte es, einem plötzlichen Impuls gehorchend, um und tauchte den Stift noch einmal in die Tinte.

*30. Oktober 1929*  
*Izabela Aires Cabral*  
*Laurent Brouilly*

Anschließend schrieb sie einen ihrer Lieblingssätze von Gilbert Parker unter ihre Namen.

Als die Tinte trocken war, legte sie die Fliese zu dem Brief unter die anderen Umschläge. Wenn Loen am Morgen zum Ankleiden hereinkäme, würde sie ihr sagen, was sie damit machen solle. Konnte die Fliese schon nicht den *Cristo* zieren, würde sie Laurent wenigstens als Erinnerung an die kurze Zeit ihrer Liebe dienen.

Bel erhob sich vom Schreibtisch, legte sich ins Bett und rollte sich zusammen wie das Kind in ihrem Bauch.

## XLIV

»Leistet Izabela uns denn heute beim Frühstück nicht Gesellschaft?«, fragte Luiza ihren Sohn.

»Nein, ich habe Loen gebeten, ihr ein Tablett hinaufzubringen«, antwortete Gustavo und setzte sich zu seiner Mutter an den Tisch.

»Fühlt sie sich nicht wohl?«

»Doch, Mãe, aber sie hat in den vergangenen zwei Monaten Tag und Nacht ihre arme Mutter gepflegt. Wie du dir vorstellen kannst, hat das seinen Tribut gefordert.«

»Hoffentlich macht sie nicht zu viel Aufhebens um ihre Schwangerschaft«, sagte Luiza. »Ich habe mich damals auch nicht beklagt.«

»Tatsächlich? Vater hat mir neulich Abend erzählt, dass du dich wochenlang immerzu übergeben musstest und kaum vom Bett aufgestanden bist«, konterte er und schenkte sich Kaffee ein. »Aber egal, nun hast du endlich, was du wolltest, oder? Du müsstest doch entzückt sein.«

»Ja, das bin ich, aber ...« Luiza gab der Bediensteten ein Zeichen, dass sie den Raum verlassen solle. »Und mach die Tür hinter dir zu«, bat sie sie.

»Was ist jetzt wieder, Mãe?«, fragte Gustavo mit einem müden Seufzen.

»Heute Morgen habe ich lange und intensiv in der Hauskapelle gebetet und den Herrn um Rat gebeten, ob ich dir das, was ich weiß, sagen soll oder nicht.«

»Da du gerade das Mädchen aufgefordert hast, uns allein zu lassen, vermute ich, dass du zu einem Entschluss gelangt bist.

Bestimmt dreht es sich wieder um ein Vergehen, das du meiner Frau unterstellst. Habe ich recht?«

Luiza verzog gequält das Gesicht. »Leider ja.«

»Dann raus mit der Sprache. Ich habe einen harten Tag vor mir.«

»Ich habe Grund zu der Annahme, dass deine Frau dir ... untreu ist.«

»Wie bitte?«, rief Gustavo verärgert aus. »Hast du den Verstand verloren? Welche Beweise hast du für deine Behauptung?«

»Gustavo, ich kann deine Verblüffung und Verärgerung verstehen, versichere dir aber, dass ich nicht den Verstand verloren und tatsächlich Beweise habe.«

»Ach. Und wie sehen die aus?«

»Unser Fahrer Jorge, der, wie du weißt, seit Jahren für uns arbeitet, hat Izabela dabei beobachtet, wie sie das Wohnhaus eines gewissen jungen ...«, Luiza rümpfte die Nase, »... Herrn betreten hat.«

»Jorge hat sie in die Stadt zu einem Freund gefahren, und du biegst das jetzt so hin, dass du ihr etwas vorwerfen kannst?«, fragte Gustavo und stand vom Tisch auf. »Das höre ich mir nicht länger an! Was willst du damit bezwecken?«

»Gustavo, setz dich wieder hin und hör mir zu. Deine Frau hat sich von Jorge nie direkt zur Adresse besagten jungen Mannes bringen, sondern sich immer vor Madame Duchaines Salon absetzen lassen. Als er eines Tages im Stau steckte, hat er zufällig Izabela gesehen, wie sie vom Salon der Schneiderin weggegangen und in den Straßen von Ipanema verschwunden ist.«

Gustavo sank auf seinen Stuhl. »Und das alles hat Jorge dir von sich aus erzählt?«

»Nein«, gab Luiza zu. »Mein Verdacht wurde geweckt, als ich eines Nachmittags im Mai in der Igreja da Glória war, wohin deine Frau angeblich wollte. Aber sie war nicht dort. Natürlich habe ich Jorge am Abend gefragt, von wo er Izabela abholen sollte. Er hat gesagt, von Madame Duchaines Salon, und dann kam das he-

raus, was ich dir gerade erzählt habe. Ich habe ihn angewiesen, deiner Frau das nächste Mal vom Salon zu folgen.«

»Du hast Jorge also beauftragt, ihr nachzuspionieren?«

»Wenn du es so ausdrücken möchtest, ja. Aber ich wollte nur dich, meinen geliebten Sohn, schützen. Mir lässt nämlich schon seit dem Beginn eurer Ehe etwas keine Ruhe.«

»Und zwar?«

Luiza besaß den Anstand, rot zu werden. »Als deine Mutter wollte ich sicher sein, dass der Akt in der Hochzeitsnacht erfolgreich vollzogen wurde. Deshalb habe ich das Zimmermädchen im Copacabana Palace Hotel gebeten, mich zu informieren.«

»Du hast *was* getan?« Gustavo sprang auf und marschierte wutentbrannt auf seine Mutter zu.

»Bitte, Gustavo!« Luiza hob schützend die Arme. »Deine Frau war gerade viele Monate in Paris gewesen. Ich habe es als meine Pflicht erachtet sicherzugehen, dass sie noch ... unberührt war. Das Zimmermädchen hat mir mitgeteilt, dass sich keine Blutspuren auf Laken oder Tagesdecke befanden.«

»Du hast ein Zimmermädchen bestochen, um zu erfahren, ob meine Frau unberührt ist?« Gustavo versuchte kopfschüttelnd, seine Wut über seine Mutter zu zügeln, obwohl er wusste, dass ihre Behauptungen über seine Hochzeitsnacht der Wahrheit entsprachen.

»Und ...«, erkundigte sich Luiza, »... waren nun Flecken an den Laken?«

»Wie kannst du es wagen, mich das zu fragen?«, herrschte Gustavo sie an. »Das geht nur mich und meine Frau etwas an.«

»Also nicht«, sagte Luiza befriedigt. »Soll ich fortfahren, Gustavo? Oder regt dich das Thema zu sehr auf? Wir können es auch lassen.«

»Nein, Mãe, dafür bist du zu weit gegangen. Bestimmt brennst du darauf, mir zu verraten, mit wem Izabela sich heimlich trifft.«

»Ich kann dir versichern, dass mir das nicht die geringste Freude bereitet.« Ihr triumphierender Blick sagte genau das



Gegenteil. »Aber es handelt sich um eine Person, die wir alle kennen.«

Gustavo zermarterte sich erfolglos das Hirn. »Wer ist es?«

»Ein junger Mann, der einmal hier bei uns zu Gast war. Dem du ziemlich viel Geld gezahlt hast, weil du deiner Frau ein ganz besonderes Geschenk zur Hochzeit machen wolltest. Die Wohnung, die Izabela regelmäßig aufsucht, gehört keinem anderen als Senhor Laurent Brouilly, dem Bildhauer.«

Gustavo schnappte nach Luft.

»Ich kann verstehen, was das für ein Schock für dich ist, Gustavo, aber angesichts der Tatsache, dass deine Frau schwanger ist – und das erst nach langen Monaten erfolgloser Bemühungen –, hatte ich das Gefühl, es dir sagen zu müssen.«

»Genug!«, rief Gustavo aus. »Ich kann mir durchaus vorstellen, dass Izabela diesen Mann während seines Aufenthalts in Brasilien besucht hat. Schließlich waren sie in Paris befreundet. Du selbst hast doch auch Alessandra Silveira zu Brouilly geschickt, damit er eine Skulptur von ihr fertigt. Aber nicht einmal du, Mãe, kannst bei ihnen im Schlafzimmer gewesen sein. Und die Andeutung, dass das Kind, das meine Frau unter dem Herzen trägt, möglicherweise außerehelich ist, finde ich obszön!«

»Deine Reaktion kann ich verstehen«, sagte Luiza ungerührt, »denn wenn ich recht habe, ist das Ganze tatsächlich obszön.«

Gustavo lief in seiner Aufregung in dem Raum auf und ab. »Kannst du mir verraten, warum du diesen Mann – den du ja offensichtlich im Verdacht hattest, der Liebhaber meiner Frau zu sein – unter deine Fittiche genommen hast? *Du* hast ihn in die Gesellschaft eingeführt und ihm durch deine Empfehlungen zu Aufträgen verholfen. Wenn ich mich richtig entsinne, hast du ihm sogar einen Specksteinblock aus den Minen unserer Familie vermittelt, damit er seine Arbeit fortsetzen konnte! Und du hast auch dafür gesorgt, dass er länger hier in Rio bleibt. Warum um Himmels willen hast du das alles getan?« Gustavo bedachte sie mit einem wütenden Blick. »Allmählich habe ich das Gefühl,

dass du meine Frau bewusst in Misskredit bringen willst, Mãe. Du hast sie noch nie leiden können und behandelst sie seit ihrem ersten Tag in der Casa herablassend, fast wie ein Ärgernis. Es würde mich nicht wundern, wenn du unserer Ehe, schon bevor sie geschlossen war, gewünscht hättest, dass sie nicht funktioniert!«, brüllte Gustavo Luiza über den Tisch hinweg an. »Ich will davon nichts mehr hören. Außerdem darf ich dir mitteilen, dass ich vorhabe, Izabela so bald wie möglich zu der Stellung hier im Haus zu verhelfen, die ihr zusteht. Wenn du dich noch einmal in unsere Ehe einmischst, werfe ich dich raus! Hast du mich verstanden?«

»Ja«, antwortete Luiza ungerührt. »Über Senhor Brouilly brauchst du dir übrigens keine Gedanken mehr zu machen. Er reist morgen nach Paris ab.«

»Du spionierst ihm immer noch nach?«, fragte Gustavo erzürnt.

»Aber nein. Ich habe aufgehört, meine schützende Hand über Senhor Brouilly zu halten, als deine Frau mit ihrer Mutter zur *fazenda* aufgebrochen ist. Mir war klar, dass er ohne neuen Auftrag und ohne Gesellschaft deiner Frau bald beschließen würde, nach Paris zurückzukehren. Erst vor zwei Tagen habe ich einen Brief von ihm erhalten, in dem er mich über seine Abreise informiert und mir für meine Hilfe dankt. Hier«, sagte Luiza und reichte ihm einen Umschlag, »lies selbst. Seine Adresse in Ipanema steht oben.«

Gustavo riss seiner Mutter das Kuvert mit einem hasserfüllten Blick aus der Hand. Seine Finger zitterten so sehr, dass er Schwierigkeiten hatte, den Umschlag in die Hosentasche zu stecken.

»Du behauptest, du hättest das aus Liebe zu mir getan, aber ich glaube dir kein Wort. Und ich möchte nichts mehr davon hören. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?«

»Ja.«

Luiza sah ihrem Sohn lächelnd nach, wie er den Raum verließ.

Irgendwie gelang es Gustavo, äußerlich ruhig zu bleiben, als Izabela mit ihrer Zofe zu Madame Duchaine aufbrach. Am schnellsten, überlegte er, ließ sich herausfinden, ob das, was seine Mutter behauptete, stimmte, wenn er den Fahrer Jorge befragte. Doch weil Jorge seit über dreißig Jahren für Luiza arbeitete, vertraute Gustavo ihm nicht. Er ging in den Salon, wo er nur deshalb nicht zur Whiskyflasche griff, weil er wusste, dass es nicht bei einem Glas bleiben würde, und jetzt brauchte er einen klaren Kopf.

Während er nervös im Salon auf und ab lief, fragte er sich, wie die Freude vom Morgen sich in nur zwei Stunden in so große Wut und Unsicherheit hatte verwandeln können, und versuchte das, was seine Mutter gesagt hatte, logisch zu analysieren: Selbst wenn etwas Wahres an ihrer Geschichte dran war, würde sich ihre Behauptung, dass Izabela ihm das Kind eines anderen unterschieben wolle, sicher als Hirngespinnst einer Wahnsinnigen entpuppen. Schließlich hatten viele verheiratete Frauen Verehrer, und Gustavo war klug genug zu wissen, dass es sich bei Izabela genauso verhielt. Möglicherweise hatte sich dieser Brouilly während ihres Aufenthalts in Paris in sie verguckt – er hatte sie in Rio noch einmal gebeten, ihm Modell zu sitzen –, aber Gustavo konnte einfach nicht glauben, dass sie sich ihm körperlich hingegeben hatte.

Eines ließ ihm allerdings keine Ruhe – dass sich nach der Hochzeitsnacht tatsächlich keine Blutspuren im Bett gefunden hatten. Gustavo war kein Arzt, und vielleicht hatte Izabela ihm in jener Nacht die Wahrheit gesagt, aber ...

Gustavo sank in einen Sessel und stützte verzweifelt den Kopf in die Hände.

Wenn sie gelogen hatte, war das ein schrecklicher Vertrauensbruch, denn er hatte Izabela ermutigt, nach Paris zu fahren, weil er sie wirklich liebte.

Vermutlich war es das Beste, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Der Brief von Brouilly an seine Mutter, den er mittlerweile gelesen hatte, bestätigte ja, dass er tags darauf mit dem Schiff

nach Paris zurückreisen wollte. Somit hatte das, was auch immer zwischen ihm und Izabela vorgefallen war, doch ein Ende, oder?

Gustavo stand auf und ging entschlossenen Schrittes ins Arbeitszimmer, um die Zeitungen zu lesen. Er würde den Unsinn, den seine Mutter erzählt hatte, einfach vergessen. Aber als er sich auf die Finanzkrise in Brasilien und Amerika zu konzentrieren versuchte, stellte er fest, dass das nicht ging. Die Worte seiner Mutter hatten wie von ihr beabsichtigt Zweifel in ihm gesät. Und bis er nicht Bescheid wüsste, würde er nicht ruhen können, das war Gustavo klar. Als er Jorge sah, der Izabela gerade in die Stadt gebracht hatte, packte er seinen Hut und stieg in den Wagen, um ihr zu folgen.

Bel ließ sich vor dem Spiegel von Madame Duchaine gratulieren, die ihr versicherte, dass es ganz leicht sei, die von ihr geschneiderten Kleider in den kommenden Monaten Bels neuen Formen anzupassen.

»Ich finde, dass der Körper einer schwangeren Frau seinen ganz eigenen Reiz besitzt«, zwitscherte Madame Duchaine, während Bel kaum wahrnehmbar Loen zunickte.

Diese erhob sich sofort von ihrem Stuhl. »Senhora, ist es Ihnen recht, wenn ich in die Apotheke gehe und das Stärkungsmittel hole, das Ihnen der Arzt empfohlen hat? Die Apotheke ist gleich um die Ecke, es wird nicht lange dauern.«

Bel schmunzelte darüber, dass ihre Zofe genau die vereinbarten Sätze hersagte. »In Gesellschaft von Madame Duchaine wird mir bestimmt nichts passieren«, bemerkte Bel.

»Nein«, bestätigte Madame Duchaine mit einem gütigen Lächeln.

Loen verließ den Salon mit bangem Blick.

Bel verlangte ihrer Zofe viel ab, das wusste sie, aber was blieb ihr anderes übrig? »Geh mit Gott«, flüsterte sie ihr nach, bevor sie tief Luft holte und sich wieder dem Spiegel zuwandte.

Gustavo hatte Jorge angewiesen, ihn zu seinem Klub zu bringen, der sich nur wenige Gehminuten von Madame Duchaines Salon und der Adresse von Brouillys Wohnung entfernt befand. Nun verließ er den Klub und eilte die Straße entlang. Da seine Frau zwanzig Minuten Vorsprung hatte, beschloss er, direkt zu Brouillys Wohnhaus zu gehen. Als er unmittelbar gegenüber ein Café entdeckte, setzte Gustavo sich an einen Tisch an der Ecke der Terrasse und verbarg sich, obwohl er sich albern vorkam, hinter einer Zeitung, über deren Rand hinweg er die belebte Straße beobachtete. Kurz darauf trat eine Kellnerin zu ihm, um seine Bestellung aufzunehmen, und ohne den Blick von der Straße zu wenden, orderte er einen Kaffee.

Zwanzig Minuten später noch immer keine Spur von seiner Frau. Sein Instinkt sagte ihm, dass er aufstehen und die ganze Sache vergessen sollte. Doch vielleicht war Izabela ja wirklich zuerst bei der Schneiderin, um sich ein Alibi zu verschaffen, dachte er. Also zwang er sich zu bleiben.

Und tatsächlich entdeckte er kurze Zeit darauf ein vertrautes Gesicht, nicht das seiner Frau, sondern das ihrer Zofe Loen. Er sprang auf, stieß dabei seine noch volle Tasse um und warf ein paar Münzen auf den Tisch, bevor er zwischen den dicht an dicht fahrenden Autos hindurch auf die andere Straßenseite hastete. Nachdem er an dem Wohnhaus vorbei und ein Stück von Loen weggegangen war, die sich unsicher umblickte, als wüsste sie nicht genau, wo sie hinmusste, versteckte Gustavo sich in dem Eingang neben Brouillys Haus.

*Bitte lass es Zufall sein*, betete er, doch als Loen wenig später fast direkt neben ihm vor der Tür zum Nachbarhaus stehen blieb, wusste er, dass es kein Zufall war, und trat ihr in den Weg.

»Hallo, Loen«, begrüßte er sie. »Wo möchtest du denn hin?«

Falls Gustavo noch einen Beweis für die Schuld seiner Frau gebraucht hatte, sah er ihn nun in dem erschreckten Gesicht der Zofe.

»Ich ...«

»Ja?« Gustavo verschränkte die Arme.

»Ich ...«

Ihm fiel auf, dass sie eine Hand schützend vor die Tasche ihrer Schürze hielt. Der Form dessen nach zu urteilen, was sich darunter verbarg, handelte es sich um einen Umschlag.

»Überbringst du vielleicht etwas für deine Herrin?«

»Senhor, ich habe das hier für den Eingang zur Apotheke gehalten. Ich ... schein die falsche Adresse zu haben. Sie müssen entschuldigen ...«

»Du sollst also ein Rezept für meine Frau einlösen?«

»Ja.« So etwas wie Erleichterung darüber, dass er eine Erklärung für sie gefunden hatte, blitzte in ihrem Blick auf. »Die Apotheke muss ein Stück weiter die Straße hinauf sein.«

»Ich weiß, wo sie ist. Du kannst mir das Rezept ruhig geben, dann löse ich es selbst ein.«

»Senhor, ich musste Senhora Bel versprechen, dieses ... Rezept persönlich zur Apotheke zu bringen.«

»Ich bin ihr Mann. Du darfst es doch sicher auch mir geben, oder?«

»Ja.« Die Zofe senkte resigniert den Blick. »Natürlich.«

Gustavo streckte die Hand aus, und Loen gab ihm widerstrebend den Umschlag.

Er bedankte sich und schob ihn in die obere Tasche seiner Jacke. »Ich verspreche dir, ihn dem richtigen Empfänger auszuhandigen. Und jetzt lauf zurück zu deiner Herrin, die sich bestimmt schon fragt, wo du bleibst.«

»Senhor, bitte ...«

Gustavo winkte ab. »Wenn du nicht ohne Zeugnis auf die Straße gesetzt werden willst, würde ich dir raten, meiner Frau nichts von dieser Begegnung zu erzählen. Egal, wie loyal du ihr gegenüber bist: Am Ende bin immer noch ich es, der entscheidet, wen wir beschäftigen. Hast du mich verstanden?«

»Ja, Senhor«, antwortete die Zofe mit bebender Stimme und Tränen in den Augen.

»Und jetzt würde ich vorschlagen, dass du zurück zu Madame Duchaine läufst und die bestellte Arznei aus der Apotheke holst, die sich meines Wissens nur ein paar Häuser von dem Salon entfernt befindet.«

»Ja, Senhor.«

Loen verabschiedete sich mit einem unsicheren Knicks.

Gustavo winkte ein Taxi heran. Da er wusste, dass er einen Whisky brauchen würde, um den Mut zum Öffnen des Umschlags aufzubringen, nannte er dem Fahrer die Adresse seines Klubs.

Loen blieb hinter der nächsten Hausecke stehen, weil ihre zitternden Beine sie keinen Meter weiter trugen, und kauerte sich in einen Eingang. Von dort aus sah sie Gustavo in einem Taxi vorbeifahren.

Sie holte ein paarmal tief Luft und versuchte, den Schock zu verdauen. Loen hatte keine Ahnung, was sie nun tun sollte, und hätte sich gewünscht, dass Bruno da gewesen wäre, um ihr beizustehen.

Auch sie hatte Probleme, über die sie mit ihrer Herrin in der gegenwärtigen schwierigen Situation nicht zu sprechen wagte.

Loen wusste seit drei Wochen, dass sie wie Senhora Bel ein Kind unter dem Herzen trug. Das hatte sie Bruno kurz vor Verlassen der *fazenda* mitgeteilt, worauf er ihr das Versprechen abnahm, mit Bel zu reden und ihre Herrin darum zu bitten, dass sie dauerhaft auf dem Anwesen in den Bergen arbeiten durfte, um Bruno heiraten und sein Kind dort aufziehen zu können.

Loen war nicht bekannt, wem die *fazenda* gehörte, glaubte aber aufgeschnappt zu haben, dass bei der Hochzeit das Vermögen der Frau automatisch an den Mann überging. Wenn dem so war, konnte Gustavo dafür sorgen, dass sie und Bruno nie wieder für die Familie arbeiten durften und ihre Zukunftspläne vergessen mussten. Dann würden sie wie so viele andere schwarze Paare auf der Straße stehen – Loen schwanger und beide ohne einen

*real* – und sich in einer der von Tag zu Tag wachsenden *favelas* eine Bleibe suchen müssen.

Genau das würde geschehen, wenn sie ihrer Herrin erzählte, was sich gerade ereignet hatte.

Als sich ihre Atmung beruhigte und Loen wieder klarer denken konnte, strich sie über ihren Bauch. Wie Bel musste auch sie eine Entscheidung treffen. Und zwar schnell. Der Herr hatte ihr eingeschärft, den Mund zu halten – und somit das Vertrauen ihrer Herrin zu missbrauchen. Unter anderen Vorzeichen hätte sie ihm ungeachtet der Folgen nicht gehorcht, wäre sofort zum Salon von Madame Duchaine zurückgelaufen und hätte Senhora Bel bei einem kurzen Spaziergang alles erzählt, um sie auf das vorzubereiten, was sie zu Hause erwartete.

Schließlich war sie seit der Kindheit in Senhora Bels Diensten. Und verdankte – genau wie ihre Mutter – alles, was sie hatte, der Familie Bonifacio.

Doch jetzt musste Loen an sich selbst denken. Ihre Finger wanderten von ihrem Unterleib in die andere Tasche ihrer Schürze und berührten die Fliese darin. Vielleicht würde ihr das Lügen leichter fallen, wenn sie wenigstens einen Teil ihres Auftrags ausführte.

Da ihr klar war, dass Senhor Gustavo, den sie zuvor im Taxi gesehen hatte, nicht so schnell zurückkommen würde, richtete sich Loen auf und rannte in die Richtung von Laurent Brouillys Wohnung.

Wenig später klopfte sie völlig außer Atem laut an seiner Tür. Sie öffnete sich sofort.

»*Chérie*, ich hatte mir schon Sorgen gemacht ...«

Als Laurent Brouilly merkte, dass es nicht seine Geliebte war, verwandelte sich seine Freude in Entsetzen.

»Sie hat dich geschickt?«

»Ja.«

»Sie kommt also nicht?«

»Nein, Senhor, tut mir leid. Aber sie hat mich gebeten, Ihnen das zu bringen.«



Loen reichte ihm die Fliese. »Ich glaube, auf der Rückseite steht etwas«, flüsterte sie.

Laurent drehte sie um und las die Inschrift. Dann hob er mit Tränen in den Augen den Blick.

»*Merci* ... Ich meine, *obrigado*.«

Und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Gustavo setzte sich in einen ruhigen Teil der Bibliothek, dankbar dafür, dass sich aufgrund der Krise an der Wall Street fast niemand darin aufhielt, bestellte den so dringend benötigten Whisky und betrachtete den Umschlag auf dem Tisch neben sich. Er leerte das Glas in einem Zug und orderte sofort ein neues. Als es kam, holte er tief Luft und öffnete den Brief.

Einige Minuten später bat er den Kellner mit starrem Blick um einen dritten Whisky.

Egal, was der Brief im Hinblick auf die Behauptungen seiner Mutter bewies oder auch nicht: Er sagte ihm jedenfalls zweifelsfrei, dass seine Frau eine leidenschaftliche Affäre mit einem anderen Mann gehabt hatte. So leidenschaftlich, dass sie sogar mit dem Gedanken gespielt hatte, mit ihm nach Paris durchzubrennen.

Zwischen den Zeilen las Gustavo noch mehr: Wenn Izabela ernsthaft daran gedacht hatte, mit Brouilly das Land zu verlassen, bedeutete das, dass ihr Liebhaber über ihren Zustand Bescheid wusste. Und dass das Kind in ihrem Bauch höchstwahrscheinlich von besagtem Liebhaber war ...

Er las den Brief noch einmal. Vielleicht, dachte er, war er auch nur ein Mittel, Brouilly ein für alle Mal loszuwerden, ohne ihn bloßzustellen. Wenn der Bildhauer wusste, dass Izabela ihn immer lieben würde, dass daraus jedoch nichts werden konnte, brachte ihn das möglicherweise dazu, aus eigenem Antrieb zu verschwinden, weil er die Aussichtslosigkeit des Ganzen erkannte.

Gustavo war klar, dass er sich verzweifelt an Strohhalme klammerte. Er erinnerte sich an Brouillys gut gebauten Körper und

sein attraktives Franzosengesicht. Jede Frau würde ihn anziehend finden, und für viele machte ihn seine besondere Begabung bestimmt noch interessanter. Bel hatte ihm in Paris stundenlang Modell gesessen ... Der Himmel allein wusste, was in der Zeit dort zwischen ihnen vorgefallen war.

Und Gustavo hatte sie, genau wie seine Mutter sagte, in die Höhle des Löwen ziehen lassen.

In der folgenden halben Stunde, in der er ein Glas Whisky nach dem anderen leerte, durchlebte Gustavo eine breite Palette von Emotionen: von Kummer und Verzweiflung bis zu schrecklicher Wut darüber, wie seine Frau ihn gehört hatte. Er wusste, dass es sein gutes Recht gewesen wäre, nach Hause zu gehen, Izabela den Brief zu zeigen und sie auf der Stelle vor die Tür zu setzen. Schließlich hatte er sogar ihrem Vater eine nicht unbedeutende Summe Geldes angeboten, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Mit dem Brief konnte Gustavo den Ruf seiner Frau und seines Schwiegervaters auf ewig ruinieren und sich von ihr scheiden lassen.

Ja, das alles konnte er tun, dachte Gustavo, denn er war nicht der sanftmütige, verängstigte kleine Junge, für den seine Mutter ihn hielt.

Doch den selbstgefälligen Ausdruck von Luizas Gesicht, wenn er ihr sagte, dass sie von Anfang an recht gehabt hatte, würde er nicht ertragen ...

Er konnte sich auch Brouilly vorknöpfen – schließlich wusste er ja jetzt, wo er wohnte. Wohl kaum jemand würde es ihm verübeln, wenn er den Mann kurzerhand erschoss. Oder zumindest konnte er ihn nach der Wahrheit fragen. Und die würde Brouilly ihm auch sagen, weil er nichts mehr zu verlieren hatte: Izabela würde bei ihrem Mann bleiben.

*Sie bleibt bei mir ...*

Dieser Gedanke beruhigte Gustavo. Obwohl Izabela Brouilly ihre große Liebe gestanden hatte, wollte seine Frau nicht mit dem Bildhauer nach Paris. Vielleicht wusste Brouilly doch nichts von

Izabelas Schwangerschaft. Bestimmt hätte sie ihn begleitet, wenn sie tatsächlich ihn für den Vater hielt.

Als Gustavo den Klub eine Stunde später verließ, sagte er sich immer wieder vor, dass seine Frau sich, egal, was zwischen ihr und dem Bildhauer gewesen war, für *ihn* entschieden hatte. Brouilly würde am folgenden Tag nach Paris aufbrechen und für immer aus ihrer beider Leben verschwinden.

Und als Gustavo die Stufen des Klubs hinunterwankte und in Richtung Strand ging, um nüchterner zu werden, kam er zu folgendem Schluss: Ihm nützte es nichts, wenn er ihr sagte, dass er Bescheid wusste, und sie hinauswarf. Denn dann würde sie zu Brouilly nach Paris eilen, und das wäre das Ende ihrer Ehe.

Auch andere Frauen der Gesellschaft hatten Affären, dachte er. *Und andere Männer*, fügte er hinzu, als ihm ein *pecadilho*, ein Kavaliersdelikt, seines Vaters einfiel. Die Dame, die Gustavo von einer Wohltätigkeitsveranstaltung kannte, hatte sehr deutlich durchblicken lassen, dass ihre Beziehung zu seinem Vater nicht nur freundschaftlicher Natur gewesen war.

Am Ende würde es Gustavo mehr Befriedigung verschaffen, seiner Mutter zu sagen, dass er der Sache nachgegangen sei und keinerlei Beweis für ihre Theorie gefunden habe, als Izabela mit dem Brief zu konfrontieren.

Gustavo betrachtete die Wellen, die unerbittlich gegen den weichen Sand brandeten, und seufzte resigniert.

Egal, was sie getan hatte: Er liebte sie.

Er nahm den Brief aus der Tasche, trat ans Wasser, zerriss ihn, warf die Teile in die Luft und sah zu, wie sie wie kleine Drachen herunterflatterten und von der See davongetragen wurden.

## XLV

Paris, Dezember 1929

»Na, Brouilly, gesund und munter wieder da?«, begrüßte Landowski Laurent, als dieser das Atelier betrat. »Ich hatte schon gedacht, Sie wären bei irgendeinem Amazonasstamm geblieben und hätten die Tochter des Häuptlings geheiratet.«

»Ja, ich bin wieder da«, bestätigte Laurent. »Gibt es hier noch einen Platz für mich?«

Landowski wandte sich von dem riesigen Kopf der Skulptur von Sun Yat-sen ab und musterte seinen früheren Assistenten. »Vielleicht«, antwortete er und blickte den Jungen an, der in Laurents Abwesenheit gewachsen war und zugenommen hatte. »Was meinst du? Haben wir Arbeit für ihn?«

Der Junge musterte Laurent und nickte nach kurzem Zögern lächelnd.

»Der Junge sagt also Ja. Soweit ich sehe, muss man jetzt Sie aufpäppeln. Haben Sie das Gewicht an die Ruhr oder an die Liebe verloren?«, erkundigte sich Landowski.

Laurent zuckte traurig mit den Achseln.

»Ich glaube, Ihr Arbeitskittel hängt noch am selben Haken wie früher. Ziehen Sie ihn an und helfen Sie mir bei dem Auge, an dem Sie vor Ihrer Reise in den Dschungel so hart gearbeitet haben.«

»Ja, Professor.« Laurent ging zur Tür.

»Und Brouilly?«

»Ja, Professor?«

»Bestimmt gelingt es Ihnen, die erworbenen Erfahrungen – die guten wie die schlechten – in Ihre Skulptur einfließen zu lassen. Technisch hatten Ihre Arbeiten immer schon

ein hohes Niveau. Nun besitzen Sie das Potenzial zum Meister. Wahre Größe ist nicht ohne Leid möglich. Können Sie mir folgen?»

»Ja, Professor«, antwortete Laurent mit rauher Stimme.

Später am Abend wischte Laurent sich seufzend die Finger an seinem Arbeitskittel ab. Landowski war bereits Stunden zuvor zu Frau und Familie ins Haus verschwunden. Als Laurent mit einer Kerze in den Küchenbereich ging, um sich die Hände zu waschen, blieb er unvermittelt stehen, weil er den Klang einer Geige hörte, die ersten klagenden Töne des *Sterbenden Schwans*.

Laurent verharrte in der Bewegung, und plötzlich begann er in jener winzigen Küche, in der Izabela sich so aufopfernd um das leidende Kind gekümmert und er erkannt hatte, dass er sie liebte, zu weinen, um Izabela und all die Dinge, die hätten sein können, aber jetzt nicht mehr möglich waren.

Als die Musik verklang, wischte er hastig die Tränen mit einem Tuch ab und verließ die Küche, um den Geiger zu suchen, der ihm geholfen hatte, endlich die seit Loens Besuch mit der Specksteinfliese aufgestauten Tränen zu vergießen.

Mittlerweile war eine andere Melodie zu hören, Griegs *Morgenstimmung*, die von einem neuen Tag und einem neuen Anfang kündete. Laurent folgte ihr mit der Kerze in der Hand hinaus in den Garten, wo er den Jungen auf der Bank vor dem Atelier sitzen sah.

Obwohl seine Geige alt und zerkratzt war, entlockte er ihr einzigartig reine Klänge.

»Wo hast du gelernt, so zu spielen?«, fragte Laurent den Jungen erstaunt, als dieser zu spielen aufhörte.

Wie üblich erhielt er zur Antwort nur einen intensiven Blick.

»Von wem hast du die Geige? Von Landowski?«

Der Junge nickte.

Laurent erinnerte sich an Landowskis Worte von zuvor. »Ver-

stehe, wie jeder echte Künstler lässt du die Kunst für dich sprechen«, sagte er leise. »Du besitzt eine Gabe. Pflege sie.«

Der Junge dankte ihm mit einem Lächeln und nickte. Laurent legte ihm eine Hand auf die Schulter, verabschiedete sich mit einem kurzen Winken und entfernte sich, um seinen Kummer in den Kneipen von Montparnasse zu ertränken.

MAIA

*Juli 2007*



Letztes Viertel

16; 54; 44

## XLVI

Als Yara mit ihrer Geschichte fertig war, sah ich zuerst sie und dann das Porträt von Izabela über dem Kamin an. Dabei musste ich an die schreckliche Entscheidung denken, zu der meine Urgroßmutter gezwungen gewesen war. Ich wusste nicht, was ich in ihrer Situation getan hätte. Obwohl wir aus unterschiedlichen Epochen und Kulturen stammten, hatten sich die großen Fragen des Lebens für uns Frauen nicht verändert ...

»Hat Gustavo Bel je gesagt, was er herausgefunden hatte?«, fragte ich Yara.

»Nein, niemals. Aber meine Mutter meinte, sie hätte den Schmerz in seinen Augen bemerkt. Besonders wenn er seine Tochter ansah.«

»Senhora Carvalho? Sie heißt mit Vornamen Beatriz, nicht wahr?«

»Ja. Ich erinnere mich, wie Senhor Gustavo einmal den Salon betreten hat, als wir beide zehn oder elf waren. Er hat seine Tochter lange angeschaut wie eine Fremde. Damals habe ich mir nicht viel dabei gedacht, aber heute glaube ich, er könnte überlegt haben, ob sie nicht doch sein Fleisch und Blut ist. Senhora Beatriz hatte bei der Geburt grüne Augen, ganz ähnlich denen von Senhor Laurent, hat meine Mutter gesagt.«

»Also hielt Ihre Mutter ihn für den leiblichen Vater von Beatriz?«

»Ja, das hat sie mir vor ihrem Tod bestätigt«, antwortete Yara. »Ihrer Aussage nach war Senhora Beatriz Senhor Brouilly wie aus dem Gesicht geschnitten, und sie hatte auch eine künstlerische Ader. Sie war noch keine zwanzig, als sie dieses Porträt von



Izabela gemalt hat.« Yara deutete auf das Bild über dem Kamin.  
»Es sollte sie an ihre arme tote Mutter erinnern.«

»Izabela ist gestorben, als Beatriz noch ein Kind war?«

»Ja.« Yara nickte. »Wir waren beide achtzehn Monate alt; es ist passiert, als der *Cristo* 1931 auf dem Corcovado gesegnet und eingeweiht wurde. Damals grassierte in Rio das Gelbfieber, und Senhora Beatriz und ich durften das Haus nicht verlassen. Aber Senhora Izabela wollte natürlich unbedingt zu der Feier für den *Cristo*. Was angesichts ihrer Geschichte ja auch verständlich war. Drei Tage später ist sie an dem Fieber erkrankt und nicht mehr gesund geworden. Sie war erst einundzwanzig.«

Als ich das hörte, zog sich mir das Herz zusammen. Floriano hatte mir zwar die Geburts- und Sterbedaten gezeigt, doch die hatte ich zu dem Zeitpunkt nicht richtig registriert. »Nach all dem Kummer so jung zu sterben ...«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Ja. Aber ... Herr, vergib mir, wenn ich das sage«, Yara bekreuzigte sich, »der einzige Segen war, dass das Fieber ein paar Tage später auch Senhora Luiza dahingerafft hat. Sie wurden zeitgleich im Familienmausoleum beigesetzt.«

»Die arme Bel, nun muss sie auch noch bis in alle Ewigkeit neben dieser Frau liegen«, murmelte ich.

»Nach ihrem Tod wuchs ihre kleine Tochter in einem reinen Männerhaushalt auf«, fuhr Yara fort. »Sie können sich sicher vorstellen, wie verzweifelt Senhor Gustavo über den Verlust seiner Frau war. Er hat sich mit Alkohol getröstet und sich immer weiter in sich selbst zurückgezogen. Senhor Maurício hat sich sehr um seine Enkelin bemüht – nach dem Tod seiner Frau konnte er seine Güte unter Beweis stellen – und für Senhora Beatriz einen Privatlehrer engagiert, weil Senhor Gustavo dazu nicht in der Lage war.«

»Haben Sie damals hier in der Casa gelebt?«, fragte ich.

»Ja. Als meine Mutter Senhora Izabela gestand, dass sie ebenfalls schwanger war, und darum bat, fortan auf der *fazenda* arbeiten zu dürfen, damit sie mit meinem Vater zusammen sein

konnte, wollte Izabela sie nicht ziehen lassen. Sie hat lieber meinen Vater Bruno hergeholt und ihn als Mädchen für alles und Fahrer der Familie beschäftigt, da Jorge nicht mehr lange bis zum Ruhestand hatte. Ich bin hier aufgewachsen. Und für mich ist die Casa mit sehr viel glücklicheren Erinnerungen verbunden als für meine Herrin.«

»Es überrascht mich, dass Gustavo Izabela gestattet hat, Loen hierzubehalten. Schließlich war sie die einzige andere Person, die die Wahrheit kannte«, stellte ich fest.

»Vielleicht hatte er das Gefühl, zustimmen zu *müssen*. Dieses Geheimnis hat sie zusammengeschweißt, sie hatten Macht übereinander, unabhängig von ihrem Stand.«

»Sie sind also mit Beatriz aufgewachsen?«

»Ja, oder besser gesagt: sie mit uns. Sie hat mehr Zeit in unserem kleinen Haus – das Senhora Izabela für meine Eltern und mich am unteren Ende dieses Gartens bauen ließ – verbracht als in der Casa. Wir waren ihre Familie. Sie war ein süßes kleines Mädchen, anhänglich und lieb. Aber auch einsam«, fügte Yara traurig hinzu. »Ihr Vater war die meiste Zeit zu betrunken, um sie überhaupt wahrzunehmen. Vielleicht hat er sie auch ignoriert, weil sie ihn ständig an die Zweifel an seiner toten Frau erinnert hat. Letztlich war es ein Segen, dass er gestorben ist, als Senhora Beatriz siebzehn war. Sie hat das Haus und das Familienvermögen geerbt. Zu Senhor Gustavos Lebzeiten durfte sie ihrer Leidenschaft für die Kunst nicht frönen, doch als er tot war, gab es kein Halten mehr für sie«, erzählte Yara.

»Ich kann gut verstehen, warum Gustavo die Kreativität seiner Tochter nicht gefördert hat. Das hätte Salz in seine Wunde gestreut. Irgendwie tut er mir leid, Yara«, gestand ich.

»Stimmt, er war kein schlechter Mensch, nur schwach«, pflichtete Yara mir bei. »Mit achtzehn hat Beatriz ihrem Großvater mitgeteilt, dass sie sich in Paris an der École Nationale Supérieure des Beaux-Arts einschreiben möchte wie ihre Mutter vor ihr. Sie ist über fünf Jahre in Paris gewesen und erst nach Rio zurückge-

kehrt, als ihr Großvater Maurício starb. Ich glaube, sie hatte viele Amouren. Und das hat mich für sie gefreut.«

Das Bild, das Yara von der Frau aus dem Garten zeichnete, unterschied sich sehr von dem in meiner Fantasie, weil ich sie mir ähnlich wie Luiza vorgestellt hatte. Vielleicht lag das einfach an ihrem Alter und daran, dass sie mir mit so viel Abneigung begegnet war.

»Und was wurde aus Antonio?«, erkundigte ich mich.

»Der hat sich wieder gefangen, wie meine Mutter es prophezeit hatte«, antwortete Yara mit einem kleinen Lächeln. »Er hat auf der Fazenda Santa Tereza gewohnt und mit dem Geld von Gustavo eine Tomatenfarm erworben. Sie wissen ja, dass Tomaten die Hauptideerwerbsquelle der Region um Paty do Alferes sind. Dank seines Geschäftssinns hatte Antonio bei seinem Tod so etwas wie ein Tomatenimperium aufgebaut und die meisten der örtlichen Höfe um die *fazenda* herum aufgekauft. Senhora Beatriz war genauso gern dort wie Senhora Izabela vor ihr. Ihr Großvater hat sie abgöttisch geliebt und ihr Reiten und Schwimmen beigebracht. Er hat ihr die Farmen hinterlassen, und daraus bezieht sie seit dem Tod ihres Mannes ihr Einkommen. Viel ist es nicht, aber es genügt, um die Rechnungen zu bezahlen.«

»Wer war der Mann von Beatriz, mein Großvater?«, fragte ich.

»Evandro Carvalho, ein ausgezeichnete Pianist und guter Mensch. Es war eine Liebesheirat. Nach der schwierigen Kindheit von Senhora Beatriz hat es unsere Familie sehr gefreut, sie glücklich zu sehen. Endlich war wieder Leben in der Casa. Beatriz und Evandro haben Soireen für die Künstlergemeinde in Rio veranstaltet und einen Verein gegründet, um Geld für die *favelas* der Stadt zu sammeln. Jetzt ist sie vom Alter und ihren körperlichen Gebrechen gezeichnet, aber als junge Frau war sie eine Schönheit. Und sie wurde von allen geliebt und geachtet.«

»Schade, dass ich diese Seite von ihr niemals sehen werde«, sagte ich.

»Ja ...« Yara seufzte. »Aber der Tod ereilt uns alle.«

Ich stellte die Frage, die mich seit zehn Minuten beschäftigte.  
»Beatriz und Evandro hatten ein Kind, nicht wahr?«

Yaras Blick begann zu flackern. »Ja.«

»Nur eines?«

»Es gab noch ein zweites, einen Jungen, doch der ist ganz klein gestorben. Also letztlich nur eines.«

»Ein Mädchen?«

»Ja.«

»Sie hieß Cristina?«

»Ja, Senhorita Maia. Ich habe geholfen, sie großzuziehen.«

Ich wusste nicht so recht, was ich sagen sollte. Auch Yara, aus der die Worte in der vergangenen Stunde nur so herausgesprudelt waren, schwieg eine ganze Weile.

»Senhorita, ich glaube nicht, dass es schlimm war, Ihnen von der Vergangenheit zu erzählen aber mehr will ich nicht sagen. Den Rest zu erzählen, steht mir nicht zu.«

»Wem dann?«

»Senhorita Beatriz.«

Ich hätte gern mehr gehört, merkte jedoch, dass Yara immer wieder auf die Uhr an der Wand blickte.

»Ich habe etwas für Sie«, sagte sie, schob die Hand in eine ihrer weiten Taschen und reichte mir vier Umschläge. Sozusagen als Ausgleich dafür, dass sie mir nicht mehr verraten konnte. »Das sind die Briefe, die Laurent Brouilly über meine Mutter an Senhora Izabela geschickt hat, während sie sich in Senhora Carlas letzten Tagen auf der *fazenda* aufhielt. Sie werden Ihnen weit besser, als ich es könnte, ihre Gefühle füreinander beschreiben.« Sie erhob sich.

»Danke.« Ich unterdrückte den Impuls, sie aus Dankbarkeit darüber zu umarmen, dass ich endlich etwas über meine Herkunft und die damit verbundene tragische Geschichte erfahren hatte.

»Ich muss zu Senhora Beatriz zurück«, teilte sie mir mit.

»Natürlich.« Ich stand, starr vom langen angestregten Zuhören, ebenfalls auf.

»Ich bringe Sie hinaus, Senhorita.«

»Wir könnten Sie zum Kloster zurückfahren«, schlug ich auf dem Weg zur Haustür vor. »Draußen wartet ein Wagen auf mich.«

»Danke, aber ich habe noch hier zu tun.«

Ich blieb neben ihr stehen. »Danke für alles. Dürfte ich Ihnen eine letzte Frage stellen?«

»Das kommt darauf an.«

»Lebt meine Mutter noch?«

»Das weiß ich nicht, Senhorita Maia. Bitte glauben Sie mir das.«

Da wusste ich, dass ich von ihr nichts mehr erfahren würde.

»Auf Wiedersehen, Yara. Bitte richten Sie Senhora Beatriz schöne Grüße aus.«

Erst als ich schon den verfallenen Steinbrunnen erreicht hatte, rief sie mir nach: »Ich werde mit ihr sprechen, Senhorita. Auf Wiedersehen.«

Auf der Auffahrt hörte ich, wie die Haustür verriegelt wurde. Meine Hände berührten das heiße Metall des rostigen Tors, und als ich es hinter mir schloss und die Straße überquerte, sah ich, dass sich ein Gewitter zusammenbraute.

»Na, wie war's?«, erkundigte sich Floriano, der, umgeben von Zigarettenkippen, im Schatten auf dem Boden saß.

»Ich habe eine Menge erfahren.«

»Gut«, sagte er, stand auf, stieg ein und ließ den Motor an. Auf dem Weg nach Ipanema stellte er keine weiteren Fragen, vielleicht weil er spürte, dass ich Zeit benötigte, um von der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzukommen. Ich dachte schweigend über die Geschichte nach, die ich gerade gehört hatte. Auf dem Parkplatz vor meinem Hotel wandte Floriano sich mir zu. »Bestimmt sind Sie müde und wollen jetzt allein sein. Sie wissen, wo Sie mich finden können, wenn Sie später Lust auf etwas zu essen und Gesellschaft haben. Ich verspreche Ihnen, heute Abend selbst zu kochen«, versicherte er mir mit einem Augenzwinkern.

»Danke«, sagte ich und stieg aus. »Für alles«, fügte ich hinzu, als er mir zunickte und auf die Straße zurückstieß. Auf dem Weg ins Hotel fühlten sich meine Beine plötzlich an wie tief verwurzelte Baumstämme, die ich bei jedem Schritt aus der Erde ziehen musste. Ich durchquerte müde die Lobby, fuhr mit dem Lift nach oben und wankte fast zu meiner Suite. Nachdem ich den letzten Rest meiner Energie darauf verwendet hatte, die Tür aufzuschließen, betrat ich mein Zimmer, ließ mich aufs Bett fallen und schief auf der Stelle ein.

Zwei Stunden später fühlte ich mich beim Aufwachen, als hätte ich einen gewaltigen Kater. Ich nahm eine Ibuprofen und trank einen großen Schluck Wasser gegen die Kopfschmerzen. Vom Bett aus hörte ich fernes Donnern am graublauen Himmel und sah, wie sich die Wolken türmten. Kurz darauf schief ich noch einmal ein und wachte eine Stunde später wieder auf, als das Gewitter losbrach. Blitze durchzuckten den dunklen Himmel über den hohen Wellen der aufgewühlten See, und Donnerschläge, wie ich sie noch nie erlebt hatte, dröhnten mir in den Ohren.

Als die ersten Regentropfen auf die schmalen Fensterbretter niederzuprasseln begannen, blickte ich auf die Uhr. Es war fast sieben. Ich rückte einen Stuhl vors Fenster und verfolgte stauend den Sturm draußen. Der Regen war so heftig, dass die Tropfen im rechten Winkel von allen harten Flächen abprallten und die Straßen und Gehsteige zu reißenden, sprudelnden Strömen wurden. Ich schob das Fenster hoch und streckte den Kopf hinaus ins kühle Nass.

Plötzlich lachte ich, fast euphorisch über das Schauspiel der Naturgewalten, laut auf. In dem Moment fühlte ich mich selbst als Teil dieses unfassbaren Mahlstroms, mit Himmel und Erde gleichermaßen verbunden.

Um nicht bis auf die Knochen durchnässt zu werden, schloss ich das Fenster und eilte tropfend ins Bad und unter die Dusche. Als ich wieder herauskam, waren die Kopfschmerzen ver-

schwunden, und ich fühlte mich so frisch wie die vom Gewitter gereinigte Luft. Auf dem Bett liegend betrachtete ich die Briefe, die Yara mir gegeben hatte. Meine Gedanken wanderten zurück zu Floriano, der so geduldig den ganzen Nachmittag auf mich gewartet hatte, und mir wurde klar, dass ich diese Umschläge mit ihm zusammen öffnen wollte. Ich nahm mein Handy und wählte seine Nummer.

»*Olá*, Floriano, ich bin's, Maia«, sagte ich, als er sich meldete.

»Maia, wie geht's?«

»Ich beobachte den Sturm. So etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Stürme können wir *cariocas* phänomenal gut«, scherzte er.

»Wollen Sie zum Essen vorbeischaun? Es gibt nichts Aufregendes, aber Sie sind herzlich willkommen.«

»Sobald der Regen aufhört.«

»Wenn ich mir den Himmel so ansehe, würde ich sagen, dass es noch ungefähr neun Minuten dauert. Ich erwarte Sie in zwanzig Minuten, okay?«

»Ja danke, Floriano.«

»Viel Spaß mit den Pfützen.« Ich hörte fast sein Lächeln.

»*Tchau*.«

Genau neun Minuten später ging ich nach draußen und versank in meinen Havaianas bis zu den Knöcheln in den Fluten, die sich immer noch über die Gehsteige in die Kanalisation ergossen. Als ich mich in der wunderbar frischen, reinen Luft auf den Weg machte, kehrten auch immer mehr Einheimische auf die Straßen zurück.

»Kommen Sie rauf«, sagte Floriano über die Gegensprechanlage.

Oben empfing er mich mit dem Finger auf den Lippen. »Ich habe Valentina gerade ins Bett gesteckt. Sie steht sofort wieder auf, wenn sie merkt, dass Sie hier sind«, flüsterte er.

Ich nickte und folgte ihm schweigend hinauf zur Dachterrasse, die unter dem Schrägdach wie durch ein Wunder trocken geblieben war.

»Nehmen Sie sich schon mal Wein. Ich gehe nach unten und kümmere mich ums Essen.«

Ich schenkte mir mit schlechtem Gewissen darüber, nichts mitgebracht zu haben, ein kleines Glas Rotwein ein und nahm mir vor, Floriano bei unserem nächsten Treffen zum Essen einzuladen, um mich für seine Gastfreundschaft zu bedanken. Er hatte bereits die Kerzen auf dem Tisch angezündet, und aus verborgenen Lautsprechern unter dem Dachvorsprung über mir drang leise Jazzmusik. Es war alles erstaunlich ruhig hier oben, mitten in dieser brodelnden Stadt.

»Enchiladas mit allem Drum und Dran«, verkündete er wenig später mit einem Tablett in der Hand. »Ich war vor ein paar Jahren in Mexiko und habe mich in die dortige Küche verliebt.«

Ich stand auf und half ihm, den Teller mit den dampfenden Enchiladas sowie die Schalen mit Guacamole, Sauerrahm und Salsa auf den Tisch zu stellen. Ob er wohl jeden Abend so speiste?

»Bitte sehr«, sagte er und setzte sich.

Ich aß, gebührend beeindruckt von seinen Kochkünsten, mit gesundem Appetit. Und bezweifelte, dass ich selbst ein solches Gericht so entspannt hätte servieren können. In den dreizehn Jahren in meinem Pavillon in Genf hatte ich keine einzige Abendessenseinladung gegeben, dachte ich traurig.

Nach dem Essen zündete Floriano sich eine Zigarette an und fragte: »Haben Sie nun alles herausgefunden, was Sie wissen wollten?«

»Ja, vieles, aber leider nicht das eine, weswegen ich nach Brasilien gekommen bin.«

»Sie meinen die Sache mit Ihrer Mutter?«

»Ja. Yara sagt, dass es ihr nicht zusteht, mir diese Geschichte zu erzählen.«

»Nein, das geht natürlich nicht, wenn Ihre Mutter noch am Leben ist«, pflichtete Floriano ihr bei.

»Yara behauptet, dass sie das nicht weiß, und das glaube ich ihr.«



»Und wie wollen Sie nun weiter vorgehen?«

»Keine Ahnung. Floriano, Sie haben doch im Sterberegister keinen Eintrag für Cristina finden können.«

»Stimmt, aber möglicherweise ist sie ja von Brasilien weg und ins Ausland gegangen. Maia, dürfte ich Sie bitten, das zu wiederholen, was Yara Ihnen heute erzählt hat? Die Geschichte würde mich nach allem, was wir bis jetzt herausgefunden haben, wirklich sehr interessieren.«

»Solange Sie nicht Ihre Drohung wahr machen und sie in eines Ihrer Werke einbauen«, sagte ich, nur halb im Scherz.

»Ich schreibe Romane, Maia. Das hier ist die Realität, und Sie haben mein Wort, dass ich nichts davon verwenden werde.«

In der folgenden halben Stunde gab ich Yaras Bericht so gut wie möglich wieder. Anschließend nahm ich die vier Umschläge, die sie mir beim Abschied gegeben hatte, aus meiner Handtasche.

»Ich habe sie noch nicht geöffnet, vielleicht weil ich nervös bin wie Gustavo, als er den Brief aufgemacht hat, den er Loen abgenommen hatte«, gestand ich und reichte ihm die Kuverts. »Yara meint, Laurent hätte sie Izabela in der Zeit geschrieben, in der sie ihre Mutter auf der *fazenda* pflegte. Könnten Sie bitte den ersten lesen?«

»Sehr gern«, sagte er erfreut über dieses nächste Teilchen in dem historischen Puzzle, zog das vergilbte Papier aus dem Umschlag und begann zu lesen. Am Ende hob er gerührt den Blick. »Monsieur Laurent Brouilly scheint nicht nur ein großartiger Bildhauer gewesen zu sein, er konnte auch gut mit Worten umgehen.« Floriano legte den Kopf ein wenig schief. »Warum nur klingt Französisch so viel poetischer als jede andere Sprache? Hier«, sagte er und reichte mir den Brief, »lesen Sie den, während ich mich mit meinem Schulfranzösisch durch den nächsten kämpfe.«

»*Meu Deus*, diese Briefe bringen einen alten Zyniker wie mich fast zum Weinen«, seufzte er einige Minuten später. Er sprach mir aus der Seele.

»Ja. Yaras Erzählungen werden durch sie noch lebendiger. Fast beneide ich Bel, obwohl ihre Geschichte tragisch endete«, gestand ich und schenkte mir ein weiteres Glas Wein ein.

»Haben Sie je jemanden geliebt?«, fragte Floriano unvermittelt.

»Ja, einmal. Ich glaube, das hatte ich schon erwähnt. Sie wissen auch, dass es nicht funktioniert hat.«

»Diese eine Erfahrung scheint lebenslange Narben hinterlassen zu haben.«

»Ein bisschen komplizierter war es schon«, wehrte ich mich.

»Das ist es immer. Zum Beispiel Bel und Laurent. Ihre Briefe lesen sich wie eine einfache Liebesgeschichte von einem jungen Mann und einer jungen Frau.«

»So hat meine erste Liebe auch begonnen, aber leider nicht geendet.« Ich zuckte mit den Achseln, während er nach einer weiteren Zigarette griff. »Könnte ich auch eine haben?«

»Gern. Nehmen Sie sich eine.« Er hielt mir das Päckchen hin.

Ich zündete die Zigarette an, inhalierte und lächelte. »Ich habe seit der Uni nicht mehr geraucht.«

»Ich wünschte, ich könnte das Gleiche behaupten. Valentina möchte immer, dass ich aufhöre. Vielleicht tue ich das auch eines Tages«, sagte er und nahm einen tiefen Zug. »Aber zurück zu dieser Liebe, die Ihnen das Herz gebrochen hat ... Wollen Sie darüber reden?«

Nach vierzehn Jahren, in denen ich mich über das Thema ausgeschwiegen und es nach Kräften gemieden hatte, fragte ich mich, wieso ich nun ausgerechnet auf dieser Dachterrasse in Rio bei einem Mann, den ich kaum kannte, davon anfang.

»Maia, Sie müssen nicht«, sagte Floriano, als er meinen Blick sah.

Aber ich ahnte, dass ich an diesem Abend letztlich genau deshalb zu ihm gekommen war, denn die Erkenntnisse der vergangenen Tage und Pa Salts Tod setzten urplötzlich Schmerz und Schuldgefühle frei. Außerdem verglich ich unwillkürlich mein eigenes trauriges, einsames Leben mit dem Florianos.

»Gut, ich erzähle es Ihnen«, sagte ich schließlich, bevor mich der Mut verließ. »An der Universität habe ich im zweiten Studienjahr jemanden kennengelernt, der einige Jahre älter war als ich. Ich habe mich so sehr in ihn verliebt, dass ich dumm und unvorsichtig war. Und als ich im Sommer nach Hause gefahren bin, habe ich gemerkt, dass ich schwanger bin. Es war schon zu spät, um etwas dagegen zu unternehmen. Deshalb ist Marina, die Frau, die uns sechs Mädchen aufgezogen hat, mit mir weggefahren und hat mir geholfen, das Kind zur Welt zu bringen.« Ich schwieg kurz. »Ich habe den Kleinen gleich nach der Geburt zur Adoption freigegeben.«

Ich nahm einen großen Schluck Wein und presste die Fäuste gegen meine Augen, um die Tränen zurückzuhalten.

»Weinen Sie ruhig«, sagte er leise.

»Das habe ich noch nie jemandem erzählt«, gestand ich. »Ich schäme mich so ...«

Nun brachen alle Dämme. Floriano setzte sich neben mich aufs Sofa, legte die Arme um mich und strich mir über die Haare, während ich schluchzte, dass ich mehr Stärke beweisen und das Kind hätte behalten sollen, dass kein einziger Tag vergangen war, an dem ich jenen schrecklichen Moment nicht noch einmal durchlebt hatte, in dem mir mein kleiner Junge nur wenige Minuten nach der Geburt weggenommen worden war.

»Sie haben mich nicht einmal sein Gesicht sehen lassen ...«, jammerte ich. »Weil sie das für die beste Lösung hielten.«

Floriano drückte weder sein Mitleid aus, noch gab er irgendwelche Plattitüden von sich, bis das letzte bisschen Verzweiflung aus mir wich wie Luft aus einem Ballon und ich vor Erschöpfung zusammensackte. Den Kopf an seiner Brust, fragte ich mich, was mich dazu getrieben hatte, ihm mein schreckliches Geheimnis zu verraten.

Floriano schwieg.

Erst nach einer ganzen Weile fragte ich: »Sind Sie nun schockiert?«

»Nein, natürlich nicht. Warum sollte ich?«

»Warum *nicht*?«

»Weil Sie das unter den gegebenen Umständen Richtige zu tun glaubten. Und das ist nichts Verwerfliches.« Er seufzte traurig.

»Vielleicht halten Mörder ihre Tat auch für richtig«, entgegnete ich trübsinnig.

»Maia, Sie waren damals noch sehr jung und hatten Angst, und ich vermute mal, dass der Vater nicht bereit war, Sie zu heiraten oder zu unterstützen.«

»Gütiger Himmel, nein«, sagte ich erschauernd, als ich mich an mein letztes Gespräch mit Zed am Ende jenes Sommersemesters erinnerte. »Für ihn war das nur ein kurzes Intermezzo. Er war gerade mit der Uni fertig und wollte ins Leben hinaus. Er hat mir mitgeteilt, dass Fernbeziehungen seiner Ansicht nach kaum jemals funktionierten und unsere gemeinsame Zeit schön war, es aber das Beste wäre, einen Schlusstrich zu ziehen. Als Freunde«, fügte ich mit einem trockenen Lachen hinzu.

»Sie haben ihm nie gesagt, dass Sie schwanger waren?«

»Das ist mir erst klar geworden, als ich nach Hause gekommen bin. Marina hat mich nur kurz angeschaut und ist sofort mit mir zum Arzt. Zu dem Zeitpunkt war es schon zu spät, um noch etwas zu unternehmen. Ich war so naiv und dumm«, schalt ich mich selbst. »Und so verliebt, dass ich bereit war, alles zu tun, was er wollte.«

»Sie sollten ihm also den Spaß nicht durch Verhütungsmittel verderben, was?«

»Ja.« Da mein Kopf nach wie vor an seiner Schulter ruhte, sah er nicht, wie ich rot wurde. »Ich hätte mich besser schützen sollen und können, schließlich war ich kein Kind mehr. Aber wahrscheinlich dachte ich einfach, so etwas könnte mir nicht passieren.«

»Das ist bei vielen unerfahrenen jungen Frauen so, Maia. Besonders wenn sie frisch verliebt sind. Haben Sie mit Ihrem Vater darüber gesprochen?«, erkundigte er sich. »Sie hatten doch ein sehr enges Verhältnis zu ihm, oder?«

»Ja, allerdings nicht auf dieser Ebene. Das ist schwierig zu erklären. Ich war sein kleines Mädchen, sein erstes Kind. Er hat sich so viel von mir erwartet. An der Sorbonne war ich die Überfliegerin; ich war prädestiniert für einen erstklassigen Abschluss. Ich wäre lieber gestorben, als ihm meine Dummheit zu gestehen.«

»Und Marina? Hat sie nicht versucht, Sie dazu zu bringen, dass Sie es Ihrem Vater sagen?«

»Ja, doch, aber ich habe mich strikt geweigert. Es hätte ihm das Herz gebrochen.«

»Und da haben Sie sich lieber das eigene brechen lassen«, meinte Floriano.

»Etwas Besseres ist mir damals nicht eingefallen.«

»Verstehe.«

Ich startete in der Dunkelheit die flackernde Kerze an.

»Irgendwann müsste Ihnen doch aufgegangen sein, dass Ihr Vater selbst sechs Mädchen adoptiert hatte«, sagte Floriano plötzlich. »Und dass deswegen gerade er die missliche Lage, in der Sie sich befanden, hätte verstehen müssen.«

»Ist es mir damals nicht. Aber seit seinem Tod denke ich das natürlich die ganze Zeit. Ich kann nicht erklären, was er für mich war. Ich habe ihn verehrt und wollte seine Anerkennung.«

»Eher als seine Hilfe«, ergänzte Floriano.

»Es war nicht seine Schuld, sondern meine. Ich habe ihm und seiner Liebe zu mir nicht vertraut. Jetzt bin ich mir sicher, dass er für mich da gewesen wäre, wenn ich es ihm gesagt hätte, dass er ...« Ich verstummte, wieder stiegen mir Tränen in die Augen. »Wenn ich Sie und Valentina sehe, wie mein Leben mit ein bisschen mehr Mut jetzt sein könnte, wird mir bewusst, was für ein Chaos bei mir herrscht.«

»Wir tun alle Dinge, die wir später bereuen, Maia. Ich wünsche mir jeden Tag aufs Neue, dass ich den Ärzten, die mir damals gesagt haben, ich soll meine Frau vom Krankenhaus mit nach Hause nehmen, vehementer widersprochen hätte, weil mein Instinkt mir sagte, dass sie schwer krank war. Wenn ich es getan hätte,

wäre sie vielleicht noch am Leben, meine Tochter hätte noch eine Mutter und ich eine Frau. Doch was bringen uns Selbstvorwürfe?« Er seufzte. »Nichts.«

»Aber ein schlimmeres Verbrechen, als mein Kind aufzuziehen, aus rein egoistischen Motiven, ohne Sachzwänge wie Armut oder Krieg, gibt es nicht.«

»Wir halten immer unsere eigenen Fehler für die schlimmsten, weil wir selbst sie begangen haben. Maia, wir leben alle mit Schuldgefühlen. Besonders dann, wenn wir so lange über unsere Probleme geschwiegen haben wie Sie. Ich finde Ihre Geschichte nur traurig und missbillige Ihr Handeln nicht. Und ich glaube, dass es anderen, die sie hören, genauso gehen würde. Nur Sie selbst machen sich Vorwürfe, sehen Sie das denn nicht?«

»Wahrscheinlich haben Sie recht, aber wie soll ich das abstellen?«

»Vergeben Sie sich selbst. So einfach ist das. Solange Sie das nicht tun, werden Sie nicht in die Zukunft blicken können. Das weiß ich, denn ich habe es selbst erlebt.«

»Jeden Tag frage ich mich, wo mein Sohn sein könnte, ob er glücklich ist und ob die Eltern, bei denen er jetzt lebt, ihn lieben. Manchmal höre ich ihn in meinen Träumen nach mir rufen, doch ich kann ihn nie finden ...«

»Das verstehe ich, aber vergessen Sie nicht, dass Sie auch adoptiert sind, *querida*. Und haben Sie deswegen gelitten?«, fragte Floriano.

»Nein, weil ich kein anderes Leben kenne.«

»Genau. Gerade haben Sie Ihre eigene Frage beantwortet. Sie haben mir einmal gesagt, dass es Ihrer Ansicht nach egal ist, wer ein Kind aufzieht, Hauptsache, es wird geliebt. Das gilt auch für Ihren Sohn. Ich wette, der einzige Mensch, der wegen dieser Sache wirklich leidet, sind Sie. Und jetzt, denke ich, könnte ich einen Brandy vertragen.« Er löste sich von mir und holte eine Flasche vom Regal. »Sie auch?«, erkundigte er sich, als er eine kleine Menge in ein Glas gab.

»Nein danke.« Er trat ans vordere Ende der Terrasse, um sich eine Zigarette anzuzünden, und ich folgte ihm.

»Ihnen ist klar, dass Ihre Nachforschungen über Ihre Vergangenheit diese Gedanken über Ihren Sohn hochgespült haben?«, fragte er.

»Ja. Pa Salt hat allen seinen adoptierten Mädchen die Möglichkeit gegeben, ihre Herkunft zu erkunden, wenn sie das wollen. Dieses Recht sollte mein Kind doch auch haben, oder?«

»Eher das Recht, das selbst zu entscheiden«, korrigierte Floriano mich. »Sie wolltten nur ungern in Ihrer Vergangenheit stochern. Außerdem wussten Sie alle von Anfang an, dass Sie adoptiert waren. Vielleicht weiß Ihr Sohn das nicht. Das ist gut möglich.«

»Ich würde mir nur wünschen, ihn einmal sehen zu können, zu wissen, dass es ihm gut geht, dass er glücklich ist.«

»Das kann ich verstehen. Aber vielleicht sollten Sie zuerst an ihn denken, denn dann würde Ihnen klar, dass das nicht unbedingt das Beste für ihn ist«, stellte er fest und gähnte. »Es ist jetzt nach ein Uhr, und ich muss morgen wieder früh raus wegen der kleinen Senhorita unten.«

»Natürlich«, sagte ich, kehrte in den hinteren Teil der Terrasse zurück und zog meine Handtasche unter dem Tisch hervor. »Ich gehe.«

»Eigentlich wollte ich Ihnen vorschlagen, dass Sie heute Nacht hierbleiben, Maia. Ich finde, Sie sollten jetzt nicht allein sein.«

»Ich komme schon zurecht«, sagte ich voller Panik und eilte zur Tür.

»Warten Sie.« Floriano hielt mich auf. »Ich wollte damit nicht sagen, dass Sie bei *mir* übernachten. Sie können in Petras Zimmer schlafen. Sie ist eine Woche zu Hause in Salvador, ihre Familie besuchen. Bitte bleiben Sie doch, sonst muss ich mir Sorgen um Sie machen.«

»Gut«, sagte ich, zu müde zum Widersprechen. »Danke.«

Floriano blies die Kerzen aus und fuhr seinen Computer

herunter, dann gingen wir nach unten, wo er mir zeigte, wo Petras Zimmer war.

»Es dürfte Sie beruhigen zu hören, dass ich das Bettzeug gewechselt und staubgesaugt habe, nachdem sie weg war, weswegen ihre Bude zur Abwechslung ganz präsentabel wirkt. Das Bad ist gleich da vorn rechts. Ladys first. Gute Nacht, Maia«, sagte er und küsste mich sanft auf die Stirn. »Schlafen Sie gut.«

Er verabschiedete sich mit einem Winken, während ich das Bad aufsuchte. Wenig später sah ich in Petras Zimmer die Biologiebücher auf dem einfachen Regal über dem Schreibtisch, die Kosmetika auf der Frisierkommode und eine Jeans, die unordentlich auf einem Stuhl lag. Als ich mich bis aufs T-Shirt auszog und in das schmale Bett kroch, erinnerte ich mich daran, dass auch ich einmal eine unbeschwerte Studentin gewesen war, die das ganze Leben vor sich hatte – eine leere Leinwand, die es noch zu bemalen galt –, bis ich feststellte, dass ich ein Kind erwartete.

Mit diesem Gedanken schlief ich ein.



## XLVII

Ich wachte auf, weil sich die Tür öffnete und ich das Gefühl hatte, nicht mehr allein im Zimmer zu sein. Als ich die Augen aufschlug, sah ich Valentina am Fußende des Betts stehen.

»Es ist zehn. Papa und ich haben Fruchtecken zum Frühstück gemacht. Stehst du auf und hilfst uns, den zu essen?«

»Ja«, antwortete ich, noch ein wenig benommen, weil sie mich aus dem Tiefschlaf gerissen hatte. Valentina verließ das Zimmer mit einem zufriedenen Nicken, und ich wälzte mich aus dem Bett und zog mich hastig an. Draußen auf dem schmalen Flur empfing mich köstlicher Backgeruch, der mich an Claudias Küche in »Atlantis« erinnerte. Ich folgte dem Klang von Valentinas Stimme und stieg die Stufen zur Dachterrasse hinauf, wo Vater und Tochter sich bereits den runden Kuchen, der in der Mitte des Tisches stand, schmecken ließen.

»Hallo, Maia. Gut geschlafen?«, fragte Floriano, wischte sich Krümel vom Mund und zog mir einen wackeligen Holzstuhl heraus.

»Danke, sehr gut«, antwortete ich lächelnd, und er schnitt mir ein Stück von dem noch warmen Kuchen ab, das er dick mit Butter bestrich.

»Kaffee?«

»Ja, bitte.« An Valentina gewandt fügte ich hinzu: »Gibt's bei euch immer Kuchen zum Frühstück, Valentina? Der ist viel besser als die langweiligen Frühstücksflocken und der Toast, die ich jeden Tag daheim esse.«

»Nein«, seufzte sie. »Nur heute. Ich glaube, Papai will vor dir angeben.« Sie zuckte mit den Achseln.

Floriano hob hilflos die Augenbrauen und errötete leicht. »Valentina und ich haben gerade beschlossen, dass Sie ein bisschen Spaß brauchen.«

»Ja, Maia«, fiel Valentina ihm ins Wort. »Wenn mein Papai im Himmel wäre, müsste ich auch aufgemuntert werden.«

»Also haben wir uns einen Plan ausgedacht«, erklärte Floriano.

»Nein, Papai, *du*.« Valentina runzelte die Stirn. »Ich hab den Jahrmarkt und einen Disney-Film vorgeschlagen, aber das wollte Papai nicht, und deswegen musst du jetzt langweilige Sachen machen.« Sie hob die Hände und seufzte noch einmal. »Ich bin nicht schuld.«

»Vielleicht geht ja beides«, versuchte ich zu vermitteln. »Zufällig mag ich Disney-Filme nämlich auch.«

»Ich komm gar nicht mit, weil Papai morgen wegen seines Buchs nach Paris und davor noch arbeiten muss. Ich bin dann bei *avô* und *vovó*.«

»Sie fliegen nach Paris?«, fragte ich Floriano überrascht, und unwillkürlich überkam mich Angst.

»Ja. Wissen Sie nicht mehr? Die E-Mail, die ich Ihnen vor ein paar Wochen geschickt habe? Sie sind auch eingeladen«, erinnerte er mich.

»Ach so, ja.«

»Ich leider nicht«, schmollte Valentina. »Papai glaubt, dass ich störe.«

»Nein, *querida*, ich glaube eher, dass du dich langweilen würdest. Du weißt doch, wie ungern du zu meinen Lesungen und Signierstunden kommst. Sobald wir da sind, zupfst du mich am Ärmel und fragst, wann wir wieder gehen.«

»Aber das ist *hier*, nicht in Paris. Ich würde so gern nach Paris«, jammerte Valentina.

»Eines Tages fahre ich mit dir hin, das verspreche ich dir«, sagte Floriano, beugte sich zu ihr hinüber und küsste sie auf die dunklen glänzenden Haare. »Deine Großeltern werden jeden Moment kommen. Hast du schon deine Sachen gepackt?«

»Ja, Papai«, antwortete sie artig.

»Maia, würde es Ihnen etwas ausmachen nachzusehen, ob sie genug Kleidung für die nächsten zwei Wochen und eine Zahnbürste eingesteckt hat, während ich die Frühstückssachen wegräume?«, bat Floriano mich. »Sie packt manchmal ein bisschen ... planlos.«

»Gern«, antwortete ich und folgte Valentina die Treppe hinunter zu ihrem winzigen Zimmer, in dem alles in Pink gehalten war – die Wände, die Tagesdecke und sogar einige der Teddybären, die in Reih und Glied am Fußende ihres Betts saßen. Als Valentina den Koffer aufs Bett legte, damit ich den Inhalt begutachten konnte, musste ich über die Einrichtung lächeln, die, obwohl sie ganz dem Kleinmädchenklischee entsprach, beaglich wirkte. Früher war Pink auch meine Farbe der Wahl gewesen.

»Da ist alles drin, was ich brauche, wirklich«, sagte Valentina und verschränkte die Arme vor der Brust, während ich den Deckel aufklappte. Mein Blick fiel auf Barbiepuppen, DVDs, Malbücher, lose Filzstifte, ein T-Shirt, eine Jeans und ein Paar Turnschuhe.

»Und Unterwäsche?«, fragte ich.

»Ach, ja, stimmt.« Valentina zog eine Schublade heraus. »Die hätte ich glatt vergessen.«

»Und diesen Pyjama?«, schlug ich vor und griff nach dem, den Valentina am Morgen nach dem Ausziehen offenbar auf den Boden fallen gelassen hatte. »Und vielleicht noch ein paar Sachen mehr zum Anziehen?«

Zehn Minuten später hörte ich die Klingel und Florianos Schritte auf der Treppe.

»Sie sind da. Ich hoffe, du bist fertig, Valentina«, rief er vom Flur aus.

»Ich will nicht weg.« Valentina hob den Blick von dem Malbuch, das sie mir gerade zeigte.

Ich legte instinktiv den Arm um ihre schmalen Schultern.

»Das wird schön, glaube mir. Bestimmt verwöhnen deine Großeltern dich nach Strich und Faden.«

»Schon, aber Papai wird mir fehlen.«

»Klar. Ich mochte es auch nicht, wenn mein Vater weggefahren ist. Und der war viel unterwegs.«

»Aber du hast jede Menge Schwestern gehabt, die da waren. Ich hab niemanden.« Valentina stand resigniert seufzend auf, während ich ihren Koffer schloss, den Reißverschluss zuzog, ihn vom Bett nahm und am Griff zur Tür rollte.

»Ich glaube, wir haben alles.«

»Sehe ich dich wieder, wenn ich nach Hause komme, Maia?«, fragte sie plötzlich. »Du bist viel netter als Petra; die hängt bloß die ganze Zeit am Telefon und quasselt mit ihrem Freund.«

»Das hoffe ich, *querida*. Aber jetzt wünsche ich dir erst einmal eine schöne Zeit.« Zum Abschied gab ich ihr einen Kuss.

»Ich gebe mir Mühe.« Valentina nahm den Koffergriff und machte Anstalten, die Tür zu öffnen. »Weißt du, Papai kann dich wirklich gut leiden.«

»Tatsächlich?«

»Ja, das hat er mir selber gesagt. Tschüs, Maia.«

Ein wenig erinnerte sie mich an die Aufnahmen von Flüchtlingskindern in Zeitungen. Da ich beim Abschied von Vater und Tochter nicht stören und Floriano nicht vor den Eltern seiner toten Frau in Verlegenheit bringen wollte, setzte ich mich, die Hände im Schoß, aufs Bett. Wieder wurde mir bewusst, wie schwierig das Leben für die beiden war, und ich bewunderte Floriano dafür, wie er die Erziehung seiner Tochter und die Arbeit unter einen Hut brachte. Und natürlich freute es mich, dass er mich, wie Valentina gesagt hatte, mochte. Mir ging es nämlich mit ihm genauso.

Einige Minuten später klopfte Floriano an der Tür und streckte den Kopf herein.

»Die Luft ist rein, Sie können rauskommen. Ich dachte, Sie begleiten Valentina zu Giovane und Livia, aber Sie sind nicht auf-

getaucht. Egal«, er ergriff meine Hand und zog mich vom Bett hoch, »wie ich ja heute beim Frühstück gesagt habe, sollten Sie sich endlich ein bisschen Spaß gönnen. Wissen Sie noch, was das ist?«

»Natürlich!«, antwortete ich entrüstet.

»Gut. Dann erzählen Sie mir unterwegs, wann Sie das letzte Mal Spaß hatten.«

»Floriano, ich bin kein kleines Kind«, entgegnete ich ein wenig beleidigt und folgte ihm aus dem Zimmer. Er blieb so unvermittelt stehen, dass ich fast mit ihm zusammengestoßen wäre.

»Maia, machen Sie kein so finsternes Gesicht, das war ein Scherz. Sogar ich, der ich unbestritten einen Hang zur Selbstdarstellung habe, weiß, dass man sich selbst nicht so ernst nehmen darf. Sie sind schon zu lange allein. Ich habe wenigstens meine Tochter, die mich fordert«, erklärte er. »Und ich würde mir wünschen, dass Sie heute einfach mal Ihren Kummer vergessen und nur leben. Okay?«

Er hatte einen Nerv getroffen. Lange hatte ich keinen anderen Menschen mehr so nahe an mich herangelassen, dass er mir einen solchen Vortrag über meine Fehler halten konnte.

»Ich möchte Ihnen *mein* Rio zeigen, denn ich kann ein bisschen freie Zeit genauso gut gebrauchen wie Sie.« Floriano öffnete die Haustür und schob mich hinaus.

»Okay«, sagte ich.

Am Fuß der Treppe hielt er mir den Arm hin. »Wollen wir?«

»Ja.«

Wir gingen durch die Straßen von Ipanema zu einem Café, in dem es bereits von biertrinkenden Einheimischen wimmelte.

Floriano begrüßte den Barkeeper, der ihn offenbar kannte, und bestellte Caipirinhas.

Ich sah ihn entsetzt an.«Es ist erst halb zwölf!«, protestierte ich, als er mir meinen reichte.

»Ich weiß. Heute sind wir eben mal unvernünftig. Und jetzt in einem Zug runter damit«, sagte er und stieß mit mir an.

Als wir unsere Gläser geleert hatten, der süßlich-scharfe Alkohol meinen Magen wärmte und ich Gott dafür dankte, dass sich darin bereits der Kuchen befand, der ihn aufsaugen konnte, zahlte Floriano und zog mich vom Barhocker hoch. »Weiter geht's.« Er winkte ein Taxi heran, und wir stiegen ein.

»Wo fahren wir hin?«

»Ich möchte Ihnen einen Freund vorstellen«, antwortete er geheimnisvoll. »Und Ihnen etwas zeigen, das Sie unbedingt sehen müssen, bevor Sie Rio verlassen.«

Das Taxi brachte uns aus der Stadt hinaus, und zwanzig Minuten später hielten wir vor einer *favela*. »Keine Sorge«, sagte er, als er den Fahrer bezahlte, »Sie werden hier nicht erschossen oder von einem der örtlichen Drogenbarone mit Kokain belästigt.« Er legte einen Arm um meine Schulter, und wir begannen den langen Anstieg in den Ort. »Mein Freund Ramon ist genauso zivilisiert wie wir, das versichere ich Ihnen.«

Weiter oben hörte ich den Klang von Surdo-Trommeln, und die Durchgänge waren so schmal, dass ich, wenn ich die Arme ausbreitete, die Ziegelverschläge zu beiden Seiten berühren konnte. Ich wunderte mich darüber, dass es so dunkel war, bis ich die über uns erbauten Häuschen entdeckte.

Floriano folgte meinem Blick und nickte. »Die Leute im Erdgeschoss verkaufen den Luftraum an andere Familien, und die bauen sich ihre Behausungen darüber«, erklärte er, als wir die gewundenen Gassen weiter hinaufgingen.

Sogar mir, die ich stolz auf meine Hitzeunempfindlichkeit war, lief der Schweiß in Strömen herunter, und in der stickigen, klaustrophobischen Atmosphäre wurde mir ein wenig schwindlig. Floriano merkte das sofort und verschwand in einem dunklen Eingang, der, wie ich feststellte, als ich ihm folgte, zu einer Art Laden gehörte, einem einfachen Raum aus Beton mit ein paar Regalen, auf denen Dosen standen, und einem Kühlschrank in der Ecke. Nachdem wir eine Flasche Wasser erworben hatten, die ich durstig leerte, kletterten wir weiter hinauf und erreichten am

Ende eine leuchtend blaue Tür. Als Floriano klopfte, wurde sie von einem dunkelhäutigen Mann geöffnet. Die beiden begrüßten sich mit Rückenklöpfen und Armboxen, bevor wir das Haus betraten. Zu meiner Überraschung sah ich in dem schmalen, spärlich eingerichteten, aber makellos sauberen Raum in einer Ecke einen Computerbildschirm blinken, und daneben stand ein großer Fernseher.

»Maia, das ist Ramon. Er wurde hier in der *favela* geboren und arbeitet für den Staat als ...«, Floriano sah seinen Freund hilfesuchend an, »... Friedensstifter.«

Die weißen Zähne des Mannes blitzten, als er lachend den Kopf in den Nacken warf. »Mein Freund«, sagte er mit tiefer, sonorer Stimme, »du bist nicht umsonst Schriftsteller. Senhorita«, er streckte mir die Hand hin, »schön, Sie kennenzulernen.«

In den folgenden beiden Stunden, in denen wir einen Rundgang durch die *favela* machten und zwischendurch in einem Café, das ein findiger Bewohner in seinem winzigen Raum eingerichtet hatte, eine Kleinigkeit aßen und ein Bier tranken, erfuhr ich eine Menge über das Leben in der *favela*.

»Natürlich gibt es in allen *favelas* in Rio nach wie vor Verbrechen und Armut«, erklärte Ramon mir. »Und an manche Orte würde nicht einmal ich mich wagen, schon gar nicht in der Nacht. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass die Dinge sich ändern, wenn auch weit langsamer, als sie sollten. Weil inzwischen jeder die Chance auf Bildung und mehr Selbstwertgefühl hat, hoffe ich, dass meine Enkel eine bessere Kindheit haben werden als ich.«

»Woher kennen Sie beide sich?«, fragte ich, immer noch schwitzend.

»Ramon hatte ein Stipendium für meine Universität«, antwortete Floriano. »Er wollte seinen Abschluss in Soziologie machen, interessierte sich jedoch auch für Geschichte. Er ist viel klüger als ich. Ich sage ihm die ganze Zeit, dass er ein Buch über sein Leben schreiben soll.«

»Du weißt so gut wie ich, dass das hier in Brasilien niemand veröffentlichen würde«, entgegnete Ramon, plötzlich ernst. »Aber vielleicht mache ich es eines Tages, wenn ich alt bin und die politische Lage sich verändert hat. Und jetzt zeige ich euch mein Lieblingsprojekt.«

Während wir Ramon durch das Labyrinth aus Gassen und Durchgängen folgten, erzählte Floriano mir leise, dass Ramons Mutter von seinem Vater, einem bekannten Drogenbaron, der wegen Doppelmordes eine lebenslange Haftstrafe verbüßte, zur Prostitution gezwungen worden war.

»Als seine Mutter an einer Überdosis Heroin gestorben ist, musste Ramon sechs kleine Geschwister großziehen. Er ist wirklich erstaunlich; er gibt einem den Glauben an die Menschheit zurück. Ramon arbeitet Tag und Nacht für eine gesundheitliche Grundversorgung der Leute in den *favelas* und bessere Einrichtungen für die Kinder. Die *favelas* sind sein Leben.« Floriano nahm meinen Arm und half mir die unebenen Steinstufen hinab.

Auf dem Weg nach unten wurde der Klang der Trommeln lauter, und ich beobachtete, wie Ramon überall voller Hochachtung begrüßt wurde. Er hatte sein eigenes Leben in die Hand genommen und bemühte sich, das anderer zu verbessern; vor seinem Engagement und seiner Charakterstärke konnte ich nur den Hut ziehen.

In dem Hof, den wir nun durch eine Holztür betraten, sah ich etwa zwanzig Kinder – mehrere noch jünger als Valentina –, die zu den eingängigen Rhythmen der Trommeln tanzten. Ramon führte uns in den Schatten eines Hauses und deutete auf die Kinder.

»Sie üben für den Karneval. Wissen Sie, dass der seinen Ursprung in den *favelas* hat?« Er zog einen verbogenen Plastikstuhl für mich heran.

Die Kinder tanzten mit verzücktem Gesicht, viele sogar mit geschlossenen Augen.

»Sie lernen etwas, das wir *samba no pé* nennen. Der hat mich



als Kind gerettet«, brüllte Ramon mir von hinten ins Ohr, um die Trommeln zu übertönen. »Sie tanzen um ihr Leben.«

Später hätte ich mir gewünscht, einen Fotoapparat dabeigehabt zu haben, aber wahrscheinlich wäre auf den Bildern die Begeisterung in den Gesichtern der Kinder nicht richtig zur Geltung gekommen. Außerdem würde ich das, was ich da soeben miterlebt hatte, ohnehin nie wieder vergessen.

Nach einer Weile gab Ramon das Zeichen zum Aufbruch, und ich erhob mich widerwillig. Wir winkten den Kindern zum Abschied zu und entfernten uns durch die Holztür.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Floriano, der wieder einmal schützend den Arm um meine Schulter legte.

»Ja«, presste ich tief gerührt hervor. »Etwas Schöneres habe ich nie gesehen.«

Nachdem wir die *favela* hinter uns gelassen hatten, riefen wir ein Taxi heran. Während der Fahrt in die Stadt dachte ich die ganze Zeit an die Selbstvergessenheit, mit der die Kinder getanzt hatten.

»Ist wirklich alles in Ordnung, Maia?«, erkundigte sich Floriano und ergriff besorgt meine Hand.

»Ja«, antwortete ich.

»Der Samba hat Ihnen gefallen?«

»Sogar sehr.«

»Gut, denn den werden wir heute Abend selber tanzen.«

Ich sah ihn entsetzt an. »Floriano, ich kann nicht tanzen!«

»Natürlich können Sie das, Maia. Jeder kann es, besonders *cariocas*. Es liegt Ihnen im Blut.« Er bat den Taxifahrer, in Ipanema auf einem Platz mit Marktständen zu halten. »Jetzt brauchen wir noch passende Kleidung für Sie. Ach ja, und ein Paar Sambaschuhe.«

Ich folgte ihm artig durch den Markt, auf dem er aus Ständern mit Kleidern die für mich herausuchte, die er als passend erachtete.

»Pfersichfarben steht Ihnen am besten«, erklärte er und hielt mir ein schmal geschnittenes Kleid aus seidig weichem Material hin.

Ich runzelte die Stirn. Das war genau die Sorte Kleid, die ich selbst nie gewählt hätte, weil ich den Stil für viel zu gewagt hielt.

»Maia, Sie hatten mir versprochen, heute richtig zu leben! Im Moment sind Sie gekleidet wie meine Mutter!«, neckte er mich.

Als er darauf bestand, die wenigen *reais* für das Kleid zu zahlen, bedankte ich mich.

»Und jetzt die Schuhe«, sagte er, nahm wieder meine Hand und zog mich durch die Straßen von Ipanema zu einem winzigen Schusterladen.

Zehn Minuten später kam ich mit einem Paar Lederschuhen im kubanischen Stil wieder heraus, deren Riemen mit einem Knopf am Rist geschlossen wurde.

»Die würden Marina gefallen«, bemerkte ich, als ich ihn drängte, wenigstens das Geld für die Schuhe zu nehmen, die teuer gewesen waren. Doch er weigerte sich und blieb vor einem Eiscremestand mit einer Vielzahl von Sorten stehen.

»Was möchten Sie?«, fragte er. »Hier gibt's das beste Eis von Rio.«

»Das gleiche wie Sie«, antwortete ich. Mit den Waffeln überquerten wir die Hauptstraße, setzten uns auf eine Bank mit Blick auf den Strand und verspeisten das köstliche Eis.

Er wischte sich den Mund ab. »Es ist nach sechs. Sie gehen jetzt ins Hotel und werfen sich in Schale für Ihr Tanzdebüt. Ich muss nach Hause, noch ein paar E-Mails schreiben und für die Reise nach Paris morgen packen. Ich hole Sie um halb neun in der Hotellobby ab.«

»Gut, und danke für den schönen Tag«, rief ich ihm nach, als er sich entfernte.

»Er ist noch nicht vorbei, Maia«, rief er lachend zurück.

Die Dame an der Rezeption begrüßte mich mit besorgter Miene.

»Senhorita d'Aplière, wir haben uns Sorgen um Sie gemacht. Sie sind gestern Abend nicht ins Hotel zurückgekommen.«

»Nein, ich habe die Nacht bei einem Freund verbracht.«

»Verstehe. Heute hat jemand für Sie angerufen. Da Sie nicht zu erreichen waren, haben wir die Nachricht für Sie notiert. Die Anruferin sagte, es sei dringend.« Sie gab mir einen Umschlag.

Ich bedankte mich.

»Würden Sie uns das nächste Mal, wenn Sie beschließen, die Nacht anderswo zu verbringen, informieren? Für Fremde kann Rio ziemlich gefährlich sein. Wenn Sie noch länger weggeblieben wären, hätten wir die *polícia* verständigt.«

»Natürlich«, sagte ich verlegen und ging zum Lift. Für Fremde mochte Rio tatsächlich gefährlich sein, aber ich, eine Einheimische, fühlte mich in dieser Stadt vollkommen sicher.

In meiner Suite riss ich den Umschlag auf und las die mit Maschine geschriebenen Worte.

*Liebe Senhorita Maia,*

*Senhora Beatriz möchte Sie gern sehen. Sie wird von Tag zu Tag schwächer, deshalb sollten Sie so schnell wie möglich kommen. Morgen früh um zehn wäre die beste Zeit.*

*Yara Canterino*

Da ich an diesem Tag mit Floriano ein paar kostbare Stunden lang meine unbekannte Vergangenheit und meine ungewisse Zukunft vergessen hatte, dauerte es eine Weile, bis ich begriff, was dieser Brief bedeutete. Unter der heißen Dusche beschloss ich jedoch, vorerst nicht darüber nachzudenken.

Ich zog das Kleid, das Floriano für mich gekauft hatte, in der sicheren Überzeugung an, dass es grässlich aussehen würde, aber als ich mich mit den Schuhen an den Füßen im Spiegel betrachtete, war ich erstaunt über das Ergebnis. Das über Kreuz geschlossene Oberteil betonte meine vollen Brüste und meine schlanke Taille, und der Wickelrock, der meine Unterschenkel sanft um-

spielte, gab den Blick auf meine Beine frei, deren Länge durch die schmalen kubanischen Absätze betont wurde.

Nach den paar Tagen in Rio war meine Haut gebräunt, und als ich meine Haare föhnte und hochsteckte sowie Eyeliner, Mascara und einen tiefroten Lippenstift auftrug, den ich einmal aus einer Laune heraus gekauft, dann aber nie benutzt hatte, lächelte ich, denn so hätten meine Schwestern mich wohl kaum erkannt. Florianos spöttische Bemerkung über meinen Kleidungsstil hatte mich zwar getroffen, war aber, das wusste ich, nicht völlig unzutreffend, denn ich kleidete mich dezent, um nur ja nicht aufzufallen. Hier in Rio feierten die Frauen die Sinnlichkeit ihrer Körper und ihre Sexualität, während ich die meine jahrelang versteckt hatte.

In der halben Stunde, bis Floriano mich abholte, schickte ich meinen Schwestern E-Mails, in denen ich ihnen schrieb, wie gut es mir ging. Und als ich einen Schluck Wein aus der Minibar nahm, stellte ich erstaunt fest, dass das stimmte. Es war, als hätte jemand einen riesigen Felsblock von meinen Schultern gehoben, und plötzlich fühlte ich mich leicht wie eine Feder. Vielleicht lag das an meiner Beichte Floriano gegenüber, doch eine innere Stimme sagte mir, dass mehr dahintersteckte.

Es hatte auch mit ihm zu tun.

Seine Energie, seine positive Lebenseinstellung und sein gesunder Menschenverstand, ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie er mit seiner Tochter umging und den Haushalt meisterte – all das gehörte zu einer Lebenslektion, die ich selbst noch lernen musste. Ihn konnte ich mir zum Vorbild nehmen, an ihm konnte ich mich orientieren. Neben dem seinen erschien mir mein eigenes Leben wie ein langweiliges graues Abziehbild, und ich merkte, dass Floriano – auch wenn seine Kommentare mich manchmal verletzten – mir Folgendes bewusst gemacht hatte: Ich *überlebte* nur, lebte gar nicht richtig.

Irgendwie war es dieser Stadt und diesem Mann gelungen, die unsichtbare Schale, hinter der ich mich bisher versteckt hatte, zu

knacken. Der Vergleich ließ mich lächeln, weil ich mir in der Tat wie ein frisch geschlüpftes Küken vorkam.

Und ich gestand mir ein, dass ich mich ein wenig in ihn verliebt hatte. Floriano hatte mir, selbst wenn ich ihn nie wiedersehen würde, mein Leben zurückgegeben. An diesem Abend würde ich meine Wiedergeburt feiern, ohne Angst vor dem Morgen.

»Wow!« Floriano blieb der Mund offen stehen, als ich die Lobby betrat. »Wie Phönix aus der Asche.«

Statt rot zu werden und abzuwinken, bedankte ich mich mit einem herzlichen Lächeln für sein Kompliment.

»Danke für das Kleid. Sie hatten recht, es steht mir tatsächlich.«

»Maia, Sie sehen atemberaubend aus.« Er nahm meinen Arm, und wir traten hinaus. »Ich habe lediglich das enthüllt, was Sie bisher unbedingt verbergen wollten.« Er blieb kurz stehen und sah mich an. »Wollen wir gehen?«

»Ja.«

Wir winkten ein Taxi heran, und Floriano bat den Fahrer, uns in den Lapa-Distrikt zu bringen, eines der alten Künstlerviertel der Stadt, wie er mir erklärte.

»Allein sollten Sie hier allerdings nicht herkommen, das ist zu gefährlich«, warnte er mich, als wir eine von alten Ziegelgebäuden gesäumte Kopfsteinpflasterstraße erreichten. »Aber heute Abend kann ich Sie ja beschützen.«

Weil ich auf der unebenen Oberfläche in den hohen Schuhen unsicher dahinstakste, musste ich mich an ihm festhalten. Trotzdem fielen mir die voll besetzten Straßencafés auf, an denen wir vorbeikamen, bis wir abseits der Hauptstraße eine Treppe erreichten, die in einen Keller führte.

»Das ist der älteste Sambaklub Rios. Hierher kommen keine Touristen; er ist für die echten *cariocas*, die einfach nur zur besten Sambamusik der Stadt tanzen wollen.«

Eine Kellnerin, die ihn mit einem Lächeln und Wangenküss-

chen begrüßte, brachte uns zu einer Nische mit abgewetzten Ledersitzen. Floriano bestellte zwei Bier mit der Begründung, dass der Wein in dem Lokal ungenießbar sei.

»Floriano, heute sind Sie eingeladen«, sagte ich und schaute hinüber zur Tanzfläche, hinter der die Musiker bereits ihre Instrumente aufbauten.

»Danke.« Er nickte. »Falls Sie noch irgendetwas sagen wollen, Maia, sollten Sie das in der nächsten Stunde tun. Danach werden wir unser eigenes Wort nicht mehr verstehen.«

Nachdem wir die Spezialität des Hauses, eine Empfehlung von Floriano, bestellt hatten, wurde das Bier gebracht, und wir stießen mit den Flaschen an.

»Maia, die Zeit mit Ihnen hat Spaß gemacht. Und es tut mir leid, dass sich diese Zeit durch meine morgige Reise nach Paris verkürzt.«

»Ich möchte mich auch bei Ihnen bedanken. Sie waren ein ausgezeichnete Fremdenführer.«

»Dann sind Sie also bereit, mein nächstes Buch zu übersetzen?«, scherzte er.

»Ich wäre beleidigt, wenn Sie mich nicht darum bitten würden. Übrigens«, sagte ich, als eine Art Bohneneintopf serviert wurde, »im Hotel lag eine Nachricht für mich von Yara. Senhora Beatriz will mich morgen Vormittag sehen.«

»Wirklich?«, fragte Floriano zwischen zwei Bissen. »Und wie finden Sie das?«

»Sie haben gesagt, dass ich mir heute ein bisschen Spaß gönnen soll«, erinnerte ich ihn. »Deshalb habe ich noch nicht darüber nachgedacht, wie ich es finde.«

»Gut. Natürlich wäre ich gern mit von der Partie, wenigstens als Chauffeur. In den letzten Tagen haben wir viel miteinander erlebt, und es war schön, Sie zu begleiten. Versprechen Sie mir, mich wissen zu lassen, was sie sagt?«

»Ich schicke Ihnen eine E-Mail.«

Wir machten uns über den köstlichen Eintopf her. Floriano

bestellte ein weiteres Bier bei der aufmerksamen Kellnerin, während ich mich lieber für ein Glas von dem »ungenießbaren« Wein entschied. Als im Hintergrund die Band die sinnliche Musik der Hügel zu spielen begann, gingen zwei Paare auf die Tanzfläche, und ihre Bewegungen schienen das Knistern, das nun zwischen Floriano und mir zu spüren war, zu spiegeln.

»Und«, fragte ich, als weitere Paare die Tanzfläche betraten, »bringen Sie mir nun bei, wie man Samba tanzt?« Ich streckte ihm die Hand über den Tisch hinweg hin, und er nickte. Wortlos erhoben wir uns und gesellten uns zu den anderen.

Floriano legte einen Arm um meine Taille und umschloss mit der anderen Hand die meine, bevor er mir riet: »Spüren Sie einfach dem Rhythmus nach, Maia, mehr brauchen Sie nicht zu tun.«

Und tatsächlich: Schon bald fühlte ich, wie mich die Musik durchdrang. Meine Hüften begannen im Takt mit den seinen zu schwingen, während ich mich mit den Füßen anfangs noch unsicher an den seinen und an denen der anderen Tänzer zu orientieren versuchte. Doch es dauerte nicht lange, bis ich mich entspannte und ganz der Musik überließ.

Ich weiß nicht, wie viele Stunden wir in jener Nacht tanzten. Je mehr Leute auf die Tanzfläche kamen, desto stärker wurde mein Gefühl, Teil einer homogenen Masse zu sein, die sich voller Lebensfreude bewegte. Bestimmt hätte ein Könnner meine Sambaversuche für stümperhaft gehalten, aber zum ersten Mal im Leben war es mir egal, was andere dachten. Floriano führte und wirbelte mich herum und zog mich zu sich heran, bis ich in meiner Euphorie laut lachte.

Am Ende verließen wir völlig verschwitzt die Tanzfläche und gingen die Stufen zur Straße hinauf, um frische Luft zu schnappen, die er sofort verpestete, indem er sich eine Zigarette anzündete.

»*Meu Deus*, Maia! Für eine Anfängerin war das unglaublich! Sie sind eine echte *carioca*.«

»Heute Abend fühle ich mich auch so, und das habe ich Ihnen zu verdanken.« Ich nahm ihm die Zigarette aus den Fingern und zog selbst daran. Er sah mich verwundert an.

»Wissen Sie, wie schön Sie gerade sind?«, murmelte er. »Viel schöner noch als Ihre Urgroßmutter. Heute Abend brennt ein Feuer in Ihnen.«

»Ja, und das habe ich Ihnen zu verdanken, Floriano«, wiederholte ich.

»Maia, ich habe nichts getan. Sie haben selbst beschlossen, wieder zu leben.«

Plötzlich zog er mich zu sich heran und küsste mich. Und ich erwiderte seinen Kuss genauso leidenschaftlich.

»Bitte«, flüsterte er, als wir uns voneinander lösten, um Luft zu holen, »komm heute Nacht mit zu mir.«

Bei ihm zu Hause schafften wir es kaum noch die Stufen zu seiner Wohnung hinauf. Schon im Flur schob er mir das Kleid von den Schultern und nahm mich, als wäre die Musik der Hügel nie verstummt. Danach liebten wir uns im Bett noch einmal, langsamer, doch mit der gleichen Leidenschaft.

Hinterher stützte er sich auf einen Ellbogen und betrachtete mich mit diesem intensiven Blick, den ich inzwischen kannte. »Wie sehr du dich verändert hast«, stellte er fest. »Deine Schönheit habe ich gleich gesehen, aber du warst so verschlossen, so angespannt. Und jetzt ...«, er küsste das Grübchen an meinem Hals und streichelte meine Brüste. »Du bist einfach ... umwerfend. Obwohl ich mich schon so viele Monate auf die Reise nach Paris freue, würde ich nun lieber bei dir bleiben. Maia, ich bete dich an.« Er beugte sich über mich und sah mich an. »Komm mit mir nach Paris.«

»Floriano, dies ist unsere Nacht. Du hast mir beigebracht, für den Augenblick zu leben. Außerdem weißt du, dass das nicht geht.«

»Nicht morgen, erst wenn du mit der alten Dame gesprochen



hast. Setz dich in einen Flieger und komm nach. Wir könnten ein paar wunderbare Tage dort verbringen. Einen kurzen Moment in der Zeit«, drängte er mich.

Ich schwieg, weil ich noch nicht an den folgenden Tag denken wollte. Am Ende schlief er neben mir ein, und ich betrachtete seinen vom Mondlicht, das durchs Fenster drang, liebkosten Körper. Ich berührte sanft seine Wange.

»Danke«, sagte ich leise. »Danke.«

## XLVIII

Obwohl ich über vierzehn Jahre lang mit niemandem mehr das Bett geteilt hatte, schlief ich tief und fest, bis ich eine leichte Berührung an der Schulter spürte, die Augen aufschlug und Floriano voll bekleidet vor mir stehen sah.

»Ich hab dir Kaffee gebracht.« Er deutete auf die Tasse auf dem Nachtkästchen.

»Danke«, sagte ich verschlafen. »Wie viel Uhr ist es denn?«

»Halb neun. Maia, ich muss los, zum Flughafen. Mein Flug nach Paris geht in drei Stunden.«

»Und ich muss ins Hotel, mich umziehen.« Plötzlich war ich hellwach. »Ich soll um zehn im Hospiz sein.«

Floriano legte mir eine Hand auf den Arm. »Ich weiß ja nicht, was du nach dem Gespräch mit Beatriz vorhast, aber bitte vergiss meinen Vorschlag von gestern Abend nicht: Komm nach Paris, *querida*. Ich hätte dich gern bei mir. Überlegst du es dir?«

»Ja.«

»Gut. Allmählich habe ich das Gefühl, den Text von Bel und Laurent zu sprechen. Hoffentlich nimmt unsere Geschichte ein besseres Ende als die ihre.« Er strich mir eine Haarsträhne aus der Stirn und beugte sich über mich, um mir zum Abschied einen Kuss zu geben. »À *bientôt* und viel Glück für heute Vormittag. Jetzt muss ich wirklich los.«

»Gute Reise.«

»Danke. Zieh einfach die Tür zu, wenn du gehst. Petra kommt in den nächsten Tagen zurück. Auf Wiedersehen, *querida*.«

Ich sprang aus dem Bett, um mich anzuziehen. Wenige Minuten später verließ ich die Wohnung und hastete durch die Straßen

von Ipanema zu meinem Hotel. Dort marschierte ich hochehobenen Hauptes zur Rezeption, verlangte von der Dame meinen Schlüssel, ohne auf ihren leicht missbilligenden Blick ob meines derangierten Zustands zu achten, und fragte sie, ob Pietro mich in zwanzig Minuten abholen und zum Hospiz bringen könne.

In meiner Suite duschte ich hastig, obwohl ich Florianos Geruch eigentlich gar nicht von mir abwaschen wollte, zog etwas Dezenteres an und war fünfzehn Minuten später wieder unten. Draußen begrüßte Pietro mich mit einem Lächeln.

»Senhorita d'Aplière, wie geht es Ihnen? Ich habe Sie einige Tage nicht gesehen. Wir fahren zu dem Kloster mit dem Hospiz, nicht wahr?«

»Ja.«

Am Kloster erwartete Yara mich bereits an der Tür.

»Hallo, Senhorita Maia. Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Danke, dass Sie das Treffen organisiert haben.«

»Das hatte nichts mit mir zu tun. Senhora Beatriz hat mich von sich aus gebeten, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen. Sie weiß, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleibt. Gehen wir zu ihr?«

Ich nickte, worauf sie mich über breite dunkle Flure in den Krankenhausflügel geleitete. Dort stieg mir der Geruch von Desinfektionsmitteln, vermischt mit etwas anderem, das ich nicht ganz zuordnen konnte, jedoch aus dem anderen Krankenhaus kannte, in dem ich damals meinen kleinen Jungen zur Welt gebracht hatte, in die Nase.

»Senhora Beatriz ist da drin.« Yara deutete auf eine Tür am Ende des Gangs. »Ich sehe nur schnell nach, ob sie bereit ist.«

Ich setzte mich auf die Bank davor. Egal, was Beatriz mir sagen wollte: Heute würde mir nichts die Stimmung verderben. Vorbei war vorbei; seit gestern hatte ich endlich wieder eine Zukunft.

Da öffnete sich die Tür zum Zimmer von Beatriz, und Yara bat mich hinein. »Sie hat der Schwester gesagt, dass sie keine Medikamente möchte, bevor sie nicht mit Ihnen gesprochen hat, weil sie einen klaren Kopf braucht. Sie werden etwa eine Stunde ha-

ben, bevor der Schmerz zu viel für sie wird.« Sie führte mich in den hellen luftigen Raum mit schönem Blick auf die Berge und das Meer. Nur das Bett von Beatriz erinnerte an ein Krankenhaus, ansonsten war alles wie ein normales Schlafzimmer eingerichtet.

»Guten Morgen, Maia.«

Beatriz, die in einem Sessel am Fenster saß, begrüßte mich überraschend herzlich. »Danke, dass Sie gekommen sind. Bitte setzen Sie sich doch.« Sie deutete auf einen Holzstuhl ihr gegenüber. »Yara, du kannst uns jetzt allein lassen.«

»Ja, Senhora. Klingeln Sie einfach, wenn Sie etwas brauchen«, sagte Yara und verließ das Zimmer.

Ich musterte Beatriz und versuchte, sie mit den Informationen von Yara in neuem Licht zu betrachten. Körperlich ähnelte sie ihrer Mutter Izabela nicht, offenbar hatten sich die helleren europäischen Gene ihres Vaters durchgesetzt. Zum ersten Mal fielen mir ihre immer noch wachen grünen Augen auf, die in ihrem ausgezehrtten Gesicht riesig wirkten.

»Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Sie so in dem Garten zu sehen – das genaue Ebenbild meiner Mutter – war ein Schock. Und die Kette, die Sie tragen ... Ich habe sie wie Yara sofort erkannt. Meine Mutter Izabela hat sie mir hinterlassen, und ich habe sie meiner Tochter zum achtzehnten Geburtstag geschenkt.« Plötzlich wurde ihr Blick trübe. »Ich habe etwas Zeit gebraucht, um zu entscheiden, wie ich auf Ihr plötzliches Auftauchen so kurz vor meinem eigenen ... Abschied reagieren soll.«

»Senhora Beatriz, ich bin wirklich nicht des Geldes oder des Erbes wegen hier ...«

Beatriz winkte mit zitternder Hand ab. »Erstens: Wir sollten du zueinander sagen. Für ›Großmutter‹ scheint es mir ein bisschen zu spät zu sein. Und zweitens: Obwohl der Zeitpunkt deines Besuchs auf mich viel zu passend wirkte, um zufällig zu sein, hat mich das nicht über Gebühr aus der Fassung gebracht. Heutzutage lassen sich, wenn nötig, genetische Tests durchführen, um

eine verwandtschaftliche Beziehung festzustellen. Außerdem ist dir deine Herkunft deutlich anzusehen. Nein«, sie seufzte, »etwas anderes hat mich zögern lassen.«

»Und zwar?«

»Kinder, die adoptiert wurden oder in jungen Jahren ein Elternteil verloren haben, neigen dazu, die leiblichen Eltern zu idealisieren. Ich habe das bei meiner Mutter auch so gemacht. In meiner Fantasie habe ich Izabela zur Heiligen stilisiert. Bestimmt hatte sie in der Realität wie wir alle viele Fehler.«

»Ja, vermutlich«, pflichtete ich ihr bei.

Sie musterte mein Gesicht nachdenklich. »Als du mir gesagt hast, dass du etwas über deine Mutter und die Gründe für deine Adoption erfahren möchtest, wurde mir klar, dass ich dich, falls ich deine Fragen beantworten würde, nicht anlügen könnte. Und dass ich mit der Wahrheit leider das Bild zerstören müsste, das du dir bestimmt von ihr gemacht hast.«

»Das kann ich nachvollziehen. Aber ich habe mir bis zum Tod meines Adoptivvaters kaum Gedanken darüber gemacht, wer meine leibliche Mutter war. Oder mein Vater. Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit. Ich habe meinen Vater geliebt, und Marina, die Frau, die meine Schwestern und mich aufgezogen hat, hätte nicht fürsorglicher sein können.«

»Das wird helfen«, sagte Beatriz. »Denn leider ist die Geschichte, die zu deiner Adoption führte, nicht schön. Es ist schrecklich, wenn eine Mutter gestehen muss, dass sie Mühe hatte, ihr eigenes Kind zu mögen, aber leider war das bei deiner Mutter Cristina so. Maia, ich möchte dir wirklich keinen weiteren Kummer bereiten. Aber du scheinst eine intelligente Frau zu sein, und es wäre falsch, dich mit Gemeinplätzen und Lügen abzuspeisen. Du würdest sie durchschauen, da bin ich mir sicher. Vergiss jedoch auch nicht, dass Kinder sich ihre Eltern genauso wenig aussuchen können wie umgekehrt.«

Ich holte tief Luft. »Erzähl mir von Cristina«, forderte ich sie auf.

»Also gut. Yara sagt, sie hätte dir mein Leben bereits beschrieben. Dann weißt du, dass mein Mann – dein Großvater – und ich eine sehr glückliche Ehe führten. Unser Glück war vollkommen, als ich feststellte, dass ich schwanger war. Unser Sohn ist leider ein paar Wochen nach der Geburt gestorben, weswegen Cristina, die einige Jahre später zur Welt kam, für uns noch kostbarer war.«

Ich musste an meinen kleinen Sohn denken.

»Nach den Erfahrungen meiner eigenen Kindheit«, fuhr Beatriz fort, »wollte ich meine Tochter mit aller nur erdenklichen Liebe aufziehen. Doch Cristina war vom Tag ihrer Geburt an schwierig. Sie hat kaum eine Nacht durchgeschlafen, und als Kleinkind hatte sie manchmal stundenlang Tobsuchtsanfälle. In der Schule gab es nichts als Probleme; ich bekam ständig Briefe von ihren Lehrern, weil sie irgendein Mädchen tyrannisiert und zum Weinen gebracht hatte. Es ist schrecklich, das über seine eigene Tochter sagen zu müssen, aber Cristina schien keinerlei Skrupel zu haben, anderen Menschen wehzutun, und hat hinterher keine Reue gezeigt.« Beatriz sah mich mit schmerzerfülltem Blick an. »Soll ich aufhören?«

»Nein, sprich weiter.«

»Die Teenagerzeit war am schlimmsten. Ihr Vater und ich sind fast verzweifelt über ihre Renitenz, uns und anderen gegenüber. Doch sie war hochintelligent, was die Lehrer uns immer wieder bestätigt haben. Wir haben ihren IQ in jungen Jahren testen lassen; er lag weit über dem Durchschnitt. Ich habe später, als man sich allgemein intensiver mit psychischen Störungen beschäftigte, Artikel über das Asperger-Syndrom gelesen. Hast du davon gehört?«

»Ja.«

»Offenbar sind Menschen, die darunter leiden, oft hochgradig intelligent und beweisen anderen gegenüber wenig Einfühlungsvermögen. Das war auch bei deiner Mutter so. Obwohl Yaras Mutter Loen immer behauptet hat, Cristina habe Ähnlichkeit

mit ihrer Großmutter Luiza, an die ich mich kaum erinnere, weil ich bei ihrem Tod erst zwei Jahre alt war. Sie ist zur gleichen Zeit wie meine Mutter gestorben.«

»Das hat Yara mir erzählt.«

»Egal, ob es genetisch bedingt war oder tatsächlich das Asperger-Syndrom oder auch eine Mischung aus beiden: Mit Cristina ist kaum jemand zurechtgekommen. Keiner der Experten, die wir aufsuchten, wusste eine Lösung.« Beatriz schüttelte traurig den Kopf. »Mit sechzehn ist sie dann immer länger von zu Hause weggeblieben und hat sich in billigen Kaschemmen in der Stadt herumgetrieben, was in Rio – besonders vor fünfunddreißig Jahren – extrem gefährlich sein konnte. Mehr als einmal wurde sie betrunken und völlig verwahrlost von der *polícia* nach Hause gebracht. Sie haben ihr angedroht, sie vor Gericht zu bringen, weil sie als Minderjährige keinen Alkohol trinken durfte, und das hat sie eine Weile ruhiger werden lassen. Doch irgendwann haben wir gemerkt, dass sie nicht mehr in die Schule ging und die Zeit mit ihren Freunden, von denen viele oben in den *favelas* wohnten, verbrachte.«

Beatriz sah hinaus zu den Bergen, bevor sie sich wieder mir zuwandte. »Am Ende hatte die Schulleitung keine andere Wahl mehr, als sie rauszuwerfen. Man hatte sie mit einer Flasche Rum in der Schultasche erwischt, den sie den anderen Mädchen aufgeschwatzt hat, sodass sie alle betrunken in den Nachmittagsunterricht kamen. Ihr Vater und ich haben einen Privatlehrer eingestellt, damit sie wenigstens die Abschlussprüfung machen konnte und wir sie besser im Blick hatten. Manchmal blieb uns nichts anderes mehr übrig, als sie in ihr Zimmer einzusperrern, wenn sie nachts unbedingt aus dem Haus wollte, aber die Wutanfälle, die sie dann bekam, waren entsetzlich. Außerdem hat sie immer eine Fluchtmöglichkeit gefunden. Sie war außer Rand und Band. Maia, könntest du mir das Wasser vom Nachtkästchen reichen? Vom vielen Reden habe ich einen trockenen Mund.«

»Natürlich«, sagte ich und reichte ihr die Schnabeltasse. Als ich sah, dass ihre Hände zitterten, half ich ihr, sie zu halten.

»Danke. Willst du wirklich noch mehr hören, Maia?«

»Ja«, antwortete ich, stellte die Schnabeltasse ab und kehrte auf meinen Platz zurück.

»Eines Tages habe ich dann gemerkt, dass der wertvolle Smaragdschmuck meiner Mutter – die Halskette und die Ohrringe, die sie zum achtzehnten Geburtstag von ihren Eltern bekommen hatte – verschwunden war. Da sonst nichts fehlte, war ein Einbruch eher unwahrscheinlich. Cristina verbrachte die Zeit inzwischen fast ausschließlich in der *favela* – ihr Vater und ich vermuteten, dass ein Mann im Spiel war –, und mir fiel auf, dass ihre Augen immer irgendwie unklar und die Pupillen vergrößert wirkten. Als ich einen befreundeten Arzt fragte, vermutete der Drogen. Da wussten wir, was mit dem Smaragdschmuck passiert war: Sie hatte ihn gestohlen, um ihre Sucht zu finanzieren. Das hat ihren Vater und mich damals fast an den Rand der Scheidung gebracht. Cristina war einige Monate zuvor achtzehn geworden; als ich ihr zum Geburtstag den Mondstein ihrer Mutter schenkte, hat sie ein enttäuschtes Gesicht gemacht, weil der nicht sonderlich wertvoll war.« Zum ersten Mal traten Beatriz Tränen in die Augen. »Das war so ziemlich das Schlimmste, was sie mir antun konnte. Dieser Stein war mein wertvollster Besitz, weil ich wusste, dass mein Vater ihn meiner Mutter geschenkt hatte. Und ich hatte ihn meiner Tochter überlassen, die nur interessierte, für wie viele *reais* sie ihn verkaufen konnte. Entschuldige, Maia«, sagte sie und suchte in ihrem Morgenmantel nach einem Taschentuch.

»Du musst dich nicht entschuldigen. Ich kann verstehen, wie emotional aufwühlend es ist, das zu erzählen. Vergiss nicht, dass du mir eine Fremde beschreibst, die guten wie die schlechten Seiten. Ich kann keine Liebe für sie empfinden, weil ich sie nicht kannte«, tröstete ich sie.

»Jedenfalls haben mein Mann und ich ihr irgendwann ge-



sagt, dass wir sie, wenn sie nicht mit den Drogen und dem Stehlen aufhört, nicht länger in der Casa dulden. Gleichzeitig haben wir ihr alle nur erdenkliche Hilfe und Unterstützung angeboten, wenn sie sich zusammenreißt. Doch inzwischen spielte sich ihr Leben oben in der *favela* bei ihren Freunden ab. Am Ende haben wir sie mit ihrem Koffer vor die Tür gesetzt.«

»Das muss schlimm für dich gewesen sein.« Ich ergriff ihre Hände und drückte sie.

»Ja, das war es«, bestätigte sie mit einem tiefen Seufzer. »Wir haben ihr gesagt, dass wir sie jederzeit mit offenen Armen empfangen würden, wenn sie von ihrer Sucht loskäme. Ich erinnere mich noch gut daran, wie sie mit dem Koffer die Treppe herunterkam. An der Tür hat sie sich kurz zu mir umgedreht. Ihren hasserfüllten Blick werde ich nie vergessen. Danach habe ich meine Tochter nicht mehr wiedergesehen.«

Auch mich brachte die Geschichte aus der Fassung, denn in meinen Adern floss Cristinas Blut.

»Maia, ich weiß, was du denkst«, sagte Beatriz, wischte sich die Tränen ab und musterte mich. »Und ich darf dir versichern, dass du mich nach allem, was ich mit eigenen Augen gesehen und von Yara über dich gehört habe, kein bisschen an deine Mutter erinnerst. Es heißt, dass Gene Generationen überspringen; du bist das genaue Ebenbild meiner Mutter Izabela und scheinst ihr auch im Wesen sehr ähnlich zu sein.«

Meine Urgroßmutter war mir tatsächlich, seit ich von ihr wusste, sympathisch, was leider nichts an der Persönlichkeit meiner leiblichen Mutter änderte.

»Woher weißt du, dass Cristina mich zur Welt gebracht hat, wenn du sie nie mehr wiedergesehen hast?«, fragte ich in der Hoffnung, dass sich das Ganze vielleicht doch noch als Irrtum erweisen würde.

»Ich habe es von einer Freundin erfahren, die in einem der vielen Waisenhäuser von Rio arbeitete. Die meisten Kinder dort kamen aus den *favelas*, und meine Freundin war dabei, als Cris-

tina dich hingebracht hat. Cristina hat ihren Namen nicht angegeben, nur das Baby hingelegt und ist weggelaufen wie so viele andere Mütter. Meine Freundin brauchte ein paar Tage, bis ihr aufging, wieso Cristina ihr bekannt vorgekommen war, die offenbar nicht nur Gewicht, sondern auch einige Zähne verloren hatte. Von meiner Freundin weiß ich, dass du mit einem Mondsteinhalsband im Waisenhaus abgegeben worden bist. Der Beschreibung nach war es das, das ich meiner Tochter geschenkt hatte. Ich bin sofort mit Evandro hingefahren, um dich zu holen, weil dein Großvater und ich uns um dich kümmern wollten wie um unser eigenes Kind. Aber obwohl erst weniger als eine Woche vergangen war, seit sie dich hingebracht hatte, warst du schon nicht mehr da. Meine Freundin fand das erstaunlich, weil es zu der Zeit ziemlich viele Neugeborene in dem Waisenhaus gab und es oft Wochen dauerte, bis ein Kind adoptiert war – falls das überhaupt geschah. Vielleicht lag es daran, dass du ein sehr hübsches Baby warst«, meinte Beatriz lächelnd.

»Deine Freundin hat meinen Adoptivvater also gesehen?«

»Ja, und seine Begleiterin. Meine Freundin hat mir versichert, dass sie beide sehr, sehr nett waren. Natürlich haben Evandro und ich sie angefleht, uns zu verraten, wohin man dich gebracht hatte, aber weil sie nur ehrenamtlich dort arbeitete, durfte sie uns das nicht sagen. Eines konnte sie uns allerdings geben. In dieser Schublade«, Beatriz deutete darauf, »findest du einen Umschlag. Das Waisenhaus hat alle Babys, die abgegeben wurden, für die Akten fotografiert. Da du ja nun weg warst und die Akte geschlossen, hat meine Freundin die Leiterin des Waisenhauses gefragt, ob sie sie mir zur Erinnerung überlassen dürfte. Sieh selbst.«

Ich nahm das Kuvert aus der Schublade und zog das körnige Schwarz-Weiß-Foto eines Babys mit einem Schopf dunkler Haare und riesigen fragenden Augen heraus. Da ich Bilder kannte, auf denen ich als kleines Kind zufrieden auf Marinas oder Pa Salts Arm saß, wusste ich zweifelsfrei, dass das Baby auf dem Foto tatsächlich ich war.

»Du hast nie herausgefunden, wer mich adoptiert hat?«, fragte ich Beatriz.

»Nein. Obwohl wir wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt haben. Wir haben der Leiterin des Waisenhauses erklärt, dass wir deine Großeltern sind, dich adoptieren und wie unser eigenes Kind aufziehen wollen. Sie hat uns gefragt, ob wir beweisen können, dass du unsere Enkelin bist. Leider konnten wir das nicht«, Beatriz seufzte tief, »denn der Name deiner Mutter war in der Akte nicht angegeben. Selbst als ich ihr ein Foto von mir selbst mit dem Mondsteinhalsband gezeigt habe, meinte sie, das zähle vor dem Gesetz nicht als Beweis. Ich habe sie gebeten – nein angefleht –, für mich wenigstens den Kontakt zu der Familie herzustellen, die dich mitgenommen hatte. Sie hat sich geweigert, mit der Begründung, dass es sich in der Vergangenheit als negativ erwiesen habe, Angehörige der biologischen Familie mit denen der Adoptivfamilie zusammenzubringen. Sie ließ sich nicht erweichen. Trotz unserer Bemühungen sind wir in einer Sackgasse gelandet.«

»Danke, dass ihr es versucht habt«, flüsterte ich.

»Unser beider Leben wäre ganz anders verlaufen, wenn dein Adoptivvater nicht so schnell gehandelt hätte.«

Ich steckte das Foto zurück in den Umschlag und stand auf, um ihn wieder in die Schublade zu legen.

»Nein, meine Liebe, behalt es. Ich brauche es nicht mehr, denn jetzt steht ja meine Enkelin aus Fleisch und Blut vor mir.«

Beatriz zuckte vor Schmerz zusammen, und ich wusste, dass uns nicht mehr viel Zeit blieb.

»Dann hast du also nie herausgefunden, wer mein leiblicher Vater war?«, fragte ich.

»Nein.«

»Und Cristina? Weißt du, was aus ihr geworden ist?«

»Wie gesagt: Leider habe ich nie wieder etwas von ihr gehört. Deshalb kann ich dir nicht einmal sagen, ob sie noch lebt. Nachdem sie dich ins Waisenhaus gebracht hatte, ist sie wie vom Erd-

boden verschwunden. Wie damals viele in Rio«, erklärte Beatriz seufzend. »Vielleicht hast du mit deinen Nachforschungen mehr Erfolg, denn heutzutage stehen die Behörden dem Wunsch von Adoptivkindern, ihre leiblichen Eltern aufzuspüren, aufgeschlossener gegenüber. Mein Instinkt – falls eine Mutter tatsächlich so etwas besitzt – sagt mir, dass Cristina tot ist. Wer sich selbst zerstören will, schafft das für gewöhnlich auch. Trotzdem bricht mir fast das Herz bei der Erinnerung an sie.«

Wie sich das anfühlte, wusste ich nur zu gut. »Es sollte dich immerhin trösten, dass sie das Mondsteinhalsband von zu Hause mitgenommen und es später an mich weitergegeben hat. Die Verbindung zu dir muss ihr also trotz allem wichtig gewesen sein. Vielleicht beweist es, dass sie dich doch geliebt hat.«

»Möglich.« Ein Lächeln huschte über ihre trockenen Lippen. »Darf ich dich jetzt bitten, nach der Schwester zu klingeln? Ich fürchte, ich muss mich geschlagen geben und eine dieser grässlichen Pillen schlucken, die mich entsetzlich müde, den Schmerz aber ein wenig erträglicher machen.«

»Natürlich.« Als ich auf den Klingelknopf drückte, streckte Beatriz schwach die Hand nach mir aus.

»Maia, bitte versprich mir, deine Zukunft unabhängig von dem zu leben, was ich dir gerade erzählt habe. Deine Eltern haben dich im Stich gelassen, aber dein Großvater und ich haben immer an dich gedacht und dich geliebt. Und nun, wo du hier bist, kann ich endlich in Frieden sterben.«

Ich trat zu ihr und legte die Arme um sie; zum ersten Mal umarmte ich tatsächlich eine Blutsverwandte. Und dabei wünschte ich mir, dass uns mehr Zeit miteinander bliebe.

»Danke, dass du mich empfangen hast. Meine Mutter habe ich nicht gefunden, aber dich. Und das genügt mir«, versicherte ich ihr.

Die Schwester betrat das Zimmer.

»Maia, bist du morgen in Rio?«, fragte Beatriz mich plötzlich.

»Das lässt sich einrichten.«

»Dann komm mich noch einmal besuchen. Bisher habe ich dir nur die negativen Dinge erzählt. Ich würde dich in der Zeit, die mir bleibt, gern noch ein bisschen besser kennenlernen. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich danach geseht habe, dich zu sehen.«

Beatriz machte artig den Mund auf und schluckte die Pillen, die die Schwester ihr gab.

»Bis morgen um die gleiche Zeit«, sagte ich und ging zur Tür. Sie winkte mir zum Abschied matt nach.

## XLIX

Im Hotel legte ich mich aufs Bett, rollte mich zusammen und schlief sofort ein. Als ich wieder aufwachte, versuchte ich, mir über die emotionale Wirkung dessen klar zu werden, was Beatriz mir erzählt hatte. Zu meinem Erstaunen fand ich trotz der erschütternden Geschichte wenig Schmerz in mir.

Meine intensive Reaktion auf die Kinder fiel mir ein, die ich tags zuvor in der *favela* hatte tanzen sehen, und plötzlich erkannte ich, dass diese vermutlich mit der Verbindung zu ihnen zusammenhing, über die ich zu dem Zeitpunkt noch nichts gewusst hatte: Mittlerweile war ich mir fast sicher, ebenfalls in einer *favela* zur Welt gekommen zu sein. Meine Mutter hatte mich – egal, aus welchen Motiven – vor einer ungewissen Zukunft bewahrt. Und am Ende war ich sogar noch meiner Großmutter begegnet, die sich etwas aus mir zu machen schien.

Ich überlegte, ob ich mich auf die Suche nach meiner Mutter begeben sollte, und entschied mich dagegen. Nach allem, was Beatriz mir erzählt hatte, war ich in ihrem Leben eher ein Zufallsprodukt und als solches unerwünscht. Da ich mit meinem eigenen Kind letztlich genauso verfahren war wie sie, konnte ich mir nicht anmaßen, hart mit ihr ins Gericht zu gehen. Schließlich konnte ich die genauen Umstände nicht.

Die Ereignisse des Tages hatten mir klargemacht, dass ich meinem Sohn etwas hinterlassen wollte, das ihm meine Entscheidung erklärte. Ich konnte ihm kein Mondsteinhalsband und auch keine Großeltern bieten, die ihn gern adoptiert hätten. Wie Floriano ganz richtig bemerkt hatte, war es möglich, dass seine Adoptiveltern ihm seine wahre Geschichte überhaupt nicht erzählt

hatten. Doch für den Fall, dass sie es getan hatten oder irgendwann einmal tun wollten und er sich eines Tages auf die Suche begab, würde ich eine Spur für ihn legen, der er folgen konnte.

Ähnlich wie Pa Salt für seine sechs Töchter.

Jetzt begriff ich, warum Pa Salts Koordinaten mich nicht zu einem Waisenhaus, sondern zur Casa das Orquídeas geführt hatten. Obwohl ich nicht dort zur Welt gekommen war, hatte er geahnt, dass ich in der Casa Beatriz begegnen würde, der einzigen Verwandten aus meiner Vergangenheit, die sich genug aus mir gemacht hatte, um nach mir zu suchen.

Wieder einmal fragte ich mich, warum Pa Salt sich zur Zeit meiner Geburt in Rio aufgehalten und warum er sich von all den zur Adoption stehenden Babys ausgerechnet mich ausgesucht hatte. Beatriz hatte nichts von einer Specksteinfliese erwähnt. Wie also war Pa Salt an diese Fliese gekommen?

Auch das würde ich nie herausfinden. Ich würde mit dem ewigen Warum aufhören und einfach akzeptieren müssen, dass ich mich glücklich schätzen konnte, ihn als wunderbaren Mentor und liebevollen Vater gehabt zu haben, der immer für mich da gewesen war. Und lernen müssen, anderen Menschen zu vertrauen. Was mich zu Floriano führte.

Einem plötzlichen Impuls gehorchend schaute ich zum Fenster hinaus und zum Himmel empor. Er war jetzt irgendwo über dem Atlantik. Schon seltsam, dachte ich, dass ich mich nach vierzehn Jahren in einem emotionalen Vakuum nun mit so vielen Gefühlen gleichzeitig auseinandersetzen musste. Die für Floriano waren plötzlich aufgetaucht – wie die Knospe einer Rose, die über Nacht strahlend erblüht –, und sie waren überwältigend und fühlten sich ganz natürlich an.

Er fehlte mir, nicht unserer möglicherweise flüchtigen Leidenschaft wegen, sondern weil er zu einem Teil von mir geworden war. Und ich ahnte, dass auch ich Teil von ihm war. Zwischen uns entstand etwas, das genährt werden musste, wenn es nicht verkümmern sollte.

Ich nahm meinen Laptop, klappte ihn auf und schrieb Floriano die versprochene E-Mail. Darin schilderte ich ihm in knappen Worten, was Beatriz mir am Morgen erzählt hatte, und informierte ihn, dass ich am folgenden Tag wieder ins Hospiz fahren würde.

Statt wie sonst die Mail noch einmal zu lesen, drückte ich einfach auf »Senden«. Dann verließ ich das Hotel und überquerte die Straße, um in den tosenden Wellen des Atlantiks zu schwimmen.

Am folgenden Morgen erwartete Yara mich am Eingang des Klosters mit einem strahlenden Lächeln.

»Danke, Senhorita.«

»Wofür?«

»Dafür, dass Sie wieder Glanz in die Augen von Senhora Beatriz gebracht haben. Und wie geht es Ihnen nach allem, was Sie erfahren haben?«

»Es war nicht das, was ich erwartet hatte, aber ich verkraftete es.«

»Sie hat diese Frau nicht als Tochter verdient, und Sie haben sie nicht als Mutter verdient«, murmelte Yara.

»Man bekommt nicht immer das, was man verdient. Trotzdem darf man die Hoffnung nie aufgeben«, sagte ich und folgte ihr in den Hospizbereich.

»Senhora Beatriz liegt im Bett, wollte Sie aber auf jeden Fall sehen. Gehen wir hinein?«, fragte Yara.

»Ja.«

Und zum ersten Mal betraten wir den Raum gemeinsam, ohne dass Yara zuerst fragen musste, ob ihre Herrin bereit war, mich zu empfangen. Obwohl Beatriz sehr schwach wirkte, breitete sich ein Lächeln auf ihrem Gesicht aus, als sie mich sah.

»Maia.« Sie signalisierte Yara, dass sie einen Stuhl für mich neben das Bett stellen solle. »Setz dich zu mir. Wie geht es dir heute? Die Geschichte muss ein ziemlicher Schock für dich gewesen sein.«



»Mir geht's gut, Beatriz, danke«, antwortete ich, nahm neben ihr Platz und tätschelte ihre Hand.

»Freut mich zu hören. Ich halte dich für sehr stark und bewundere dich dafür. Aber genug von der Vergangenheit. Jetzt möchte ich etwas über dein Leben hören. Wo lebst du? Bist du verheiratet? Hast du Kinder? Und die Arbeit?«

Die folgende halbe Stunde erzählte ich meiner Großmutter alles, was mir über mich einfiel. Von Pa Salt, meinen Schwestern und unserem wunderschönen Zuhause am Genfer See, von meinem Beruf als Übersetzerin. Fast hätte ich ihr auch noch die Geschichte mit Zed und dem Baby verraten. Nur weil ich spürte, dass sie ausschließlich über die schönen Seiten meines Lebens hören wollte, schwieg ich mich darüber aus.

»Und wie sieht die Zukunft aus? Sag mir doch mehr über diesen ausgesprochen attraktiven Mann, der dich zur Casa begleitet hat. Er ist hier in Rio ziemlich bekannt. Ist er nur ein Freund?« Sie sah mich neugierig an. »Ich hatte das Gefühl, dass das mit ihm mehr sein könnte.«

»Ja, ich mag ihn«, gestand ich.

»Was willst du jetzt machen, Maia? Willst du nach Genf zurückkehren oder in Rio bei dem jungen Mann bleiben?«

»Er ist gestern Vormittag nach Paris geflogen.«

»Ah, Paris!«, rief Beatriz, plötzlich ganz lebendig, aus. »Das war eine glückliche Zeit. Wie du weißt, war deine Urgroßmutter als junge Frau dort. Hast du ihre Skulptur im Garten gesehen, die mein Vater als Hochzeitsgeschenk für sie von Paris herbringen hat lassen?«

»Ja, sie ist mir aufgefallen.« Ich fragte mich, welche Richtung dieses Gespräch nehmen würde.

»An der Pariser Beaux-Arts-Schule war der Schöpfer dieser Skulptur mein Lehrer. Eines Tages habe ich mich ihm nach dem Unterricht als Tochter von Izabela vorgestellt. Zu meiner Überraschung hat Professor Brouilly sich genau an sie erinnert. Als ich ihm von ihrem Tod erzählt habe, war er sehr, sehr traurig. Er

hat mich unter seine Fittiche genommen, mich in sein schönes Haus in Montparnasse und zum Lunch ins La Closerie des Lilas eingeladen, wo er einmal mit meiner Mutter gegessen hatte. Er hat mich sogar Professor Landowski in dessen Atelier vorgestellt. Damals war Landowski schon alt und arbeitete nur noch selten, aber er hat mir Fotos aus der Zeit gezeigt, in der die Gussformen für den *Cristo* in seinem Atelier gefertigt wurden. Offenbar war meine Mutter dort, als Landowski und Professor Brouilly daran arbeiteten. Er hat eine Gussform aus einem Schrank im Lager geholt, die er als möglichen Prototyp für die Hände des *Cristo* von denen meiner Mutter genommen hatte. Professor Brouilly hat mir sehr viel Zeit gewidmet. Wir sind noch Jahre später in Briefkontakt gestanden, bis zu seinem Tod 1965. Tja, die Güte von Fremden«, seufzte Beatriz. »Wirst du in die Fußstapfen deiner Urgroßmutter und Großmutter treten und nach Paris fahren? Heutzutage ist das ja einfacher als früher. Meine Mutter und ich mussten damals noch fast sechs Wochen für die Reise veranschlagen. Du könntest schon morgen um diese Zeit im La Closerie des Lilas sitzen und Absinth trinken! Maia, hast du mich gehört?«

Mir war der Mund offen stehen geblieben. Kein Wunder, dass Yara mir die Geschichte meiner Vergangenheit nicht hatte erzählen wollen: Beatriz ahnte nicht, wer ihr leiblicher Vater war.

»Ja, vielleicht werde ich nach Paris fahren«, antwortete ich, um Fassung bemüht.

»Gut. Doch nun, fürchte ich, müssen wir uns ernsteren Themen zuwenden. Heute Nachmittag kommt ein *notário* zu mir, weil ich vorhabe, mein Testament zu ändern und den größten Teil dessen, was ich besitze, dir, meiner Enkelin, zu vermachen. Leider ist es nicht viel, nur ein baufälliges Haus, für dessen Renovierung Hunderttausende von *reais* nötig wären. Geld, das ich nicht habe. Falls du es verkaufen möchtest: Ich hätte nichts dagegen. Aber bitte sorg dafür, dass Yara bis zu ihrem Lebensende darin leben kann. Ich kenne ihre Zukunftsängste und möchte ihr

das Gefühl geben, dass für sie gesorgt ist. Außerdem ist die Casa genauso sehr ihr Zuhause wie das meine. Ich vermache ihr einen Geldbetrag, mit dem sie den Rest ihres Lebens auskommen müsste. Wenn es doch nicht reichen sollte, weil sie sehr alt wird, verlasse ich mich darauf, dass du dich um sie kümmerst. Sie ist meine beste Freundin. Wir sind aufgewachsen wie Schwestern.«

»Natürlich«, sagte ich, Tränen in den Augen.

»Ich besitze außerdem Schmuck, der mir und deiner Urgroßmutter gehörte. Und die Fazenda Santa Tereza, auf der meine Mutter in der Kindheit gelebt hat. Ich leite einen kleinen Wohltätigkeitsverein, der Frauen aus den *favelas* unterstützt. Der Verein nutzt die *fazenda* als Zuflucht für sie. Wenn es dir gelänge, sie als solche zu erhalten, würde mich das sehr freuen.«

»Selbstverständlich. Beatriz, ich habe wirklich das Gefühl, das alles nicht zu verdienen. Du hast doch sicher Freunde oder Familie ...«

»Maia! Wie kannst du nur sagen, dass du es nicht verdienst!«, rief Beatriz aus. »Deine Mutter hat dich bei der Geburt weggegeben, dir deinen Familiennamen verwehrt, der in Rio früher einmal durchaus etwas wert war. Du führst die Linie der Aires Cabrals fort. Das, was dir entgangen ist, lässt sich mit Geld nicht aufwiegen, aber mir bleibt nur diese Möglichkeit.«

»Danke, Beatriz.«

»Ich vertraue darauf, dass du das Erbe klug nutzt.«

Wieder merkte ich, wie sie vor Schmerz zusammenzuckte. »Soll ich die Schwester rufen?«

»Bald, ja. Aber bevor du auf die Idee kommst zu sagen, dass du bis zum Ende bei mir bleiben willst, teile ich dir klipp und klar mit, dass ich nach dem heutigen Tag keine Besuche mehr von dir wünsche. Ich weiß, wohin die Reise geht, du sollst das Ende nicht miterleben. Du hast genug zu tun mit der Trauer um deinen Adoptivvater. Yara ist bei mir, jemand anders brauche ich nicht.«

»Aber Beatriz ...«

»Kein Aber, Maia. Der Schmerz ist inzwischen so stark, dass

ich die Schwester heute Nachmittag das erste Mal um Morphium bitten werde. Dann wird es nicht mehr lange dauern. Also ...« Beatriz rang sich ein Lächeln ab. »Ich freue mich über das Glück, meine letzten klaren Momente in Gesellschaft meiner wunderschönen Enkelin verbringen zu können. Denn du bist schön, meine liebe Maia. Ich wünsche dir so viele Dinge für die Zukunft, am meisten, dass du die Liebe findest. Sie ist das Einzige, was den Schmerz des Lebens erträglich macht. Bitte vergiss das nie. Und jetzt kannst du die Schwester rufen.«

Wenig später umarmte ich Beatriz zum Abschied. Die Augen begannen ihr bereits zuzufallen, als ich die Tür hinter mir schloss, und ihr gelang nur noch ein mattes Winken. Draußen sank ich auf die Bank, stützte den Kopf in die Hände und fing zu weinen an. Da spürte ich einen Arm um meine Schulter, und Yara setzte sich neben mich.

»Sie weiß nicht, dass Laurent Brouilly ihr Vater war?«

»Nein, Senhorita Maia.«

Yara nahm meine Hand, und wir trauerten gemeinsam über diese Tragödie.

Nachdem ich Yara meine Adresse, Telefonnummer und E-Mail-Adresse notiert hatte, begleitete sie mich hinaus zum Wagen.

»Auf Wiedersehen, Senhorita. Ich bin froh, dass zwischen Ihnen und Senhora Beatriz noch alles geklärt wurde, bevor es zu spät ist.«

»Das habe ich Ihnen zu verdanken, Yara. Beatriz kann sich glücklich schätzen, Sie als Gefährtin zu haben.«

»Umgekehrt ist es genauso«, versicherte Yara, als ich einstieg.

»Bitte lassen Sie es mich wissen, wenn ...« Ich konnte mich nicht überwinden, die Worte auszusprechen.

»Natürlich. Aber versuchen Sie jetzt, Ihr Leben zu leben, Senhorita. Wie Sie vielleicht an der Geschichte Ihrer Familie gesehen haben, ist jeder Augenblick kostbar.«

Ich nahm Yara beim Wort und überprüfte im Hotel sofort meine E-Mails. Und lächelte, als ich sah, dass Floriano mir geantwortet hatte. Paris sei wunderbar, schrieb er, aber er brauche wegen seines schlechten Französisch einen Dolmetscher.

*Maia, ich habe etwas entdeckt, das ich Dir zeigen möchte. Bitte sag Bescheid, wann Du kommst.*

Ich musste lachen, denn er fragte nicht, *ob* ich kommen würde, sondern nur *wann*. Als ich die Rezeption telefonisch bat zu überprüfen, ob es noch einen freien Platz in einem Flugzeug nach Paris gebe, erhielt ich zehn Minuten später die Auskunft, dass lediglich einer in der ersten Klasse zur Verfügung stehe. Obwohl ich schluckte, als ich den Preis hörte, ließ ich ihn buchen. Und spürte fast, wie Pa Salt, Beatriz und Bel mich anfeuerten.

Anschließend ging ich noch einmal zu dem Markt in Ipanema, um Kleider zu erstehen, über die die frühere Maia entsetzt gewesen wäre. Doch dies war die neue Maia, die vielleicht von einem Mann geliebt wurde und diesem Mann gefallen wollte.

*Kein Versteckspielen mehr*, nahm ich mir vor, als ich zwei Paar Schuhe mit hohen Absätzen erwarb und in einer Drogerie Parfüm kaufte, was ich Jahre nicht getan hatte. Und ich leistete mir sogar einen neuen Lippenstift.

An jenem Abend setzte ich mich bei Sonnenuntergang auf die Dachterrasse des Hotels, um einen letzten Blick auf den *Cristo* zu werfen, und dankte Ihm und dem Himmel bei einem Glas kühlem Weißwein dafür, dass sie mich zu meinem wahren Ich geführt hatten.

Als ich Rio am folgenden Morgen mit Pietro verließ und zu Ihm hoch oben auf dem Corcovado blickte, spürte ich mit seltsamer Gewissheit, dass ich bald schon in Seine Arme zurückkehren würde.

## L

»Hallo?«, fragte eine vertraute Stimme am anderen Ende der Leitung.

»Ma, ich bin's, Maia.«

»Maia! Wie geht es dir, *chérie*? Ich habe Ewigkeiten nichts von dir gehört«, beklagte sich Marina.

»Tut mir leid, dass ich mich nicht gemeldet habe, Ma, aber ich war ... beschäftigt.« Ich unterdrückte ein Kichern, als eine Hand meinen nackten Bauch hinaufwanderte. »Ich wollte dir nur sagen, dass ich morgen Nachmittag nach Hause komme. Und ...«, ich schluckte, bevor ich es verkündete, »... jemanden mitbringe.«

»Soll ich ein Zimmer im Haus herrichten, oder will sie bei dir im Pavillon übernachten?«

»Mein Gast wird bei mir im Pavillon schlafen.« Ich wandte mich schmunzelnd Floriano zu.

»Soll ich etwas zu essen bereithalten?«

»Nein, bitte mach dir keine Mühe. Ich ruf dich morgen noch mal an, um dir genau zu sagen, wann Christian uns abholen soll.«

»Gut, ich warte auf deinen Anruf. Bis dann, *chérie*.«

»Bis dann.« Ich legte den Hörer auf die Gabel des Telefons neben dem Bett und sank zurück in Florianos Arme. Wie würde er mein Zuhause wohl finden?

»Du darfst nicht glauben, ich wär arrogant. Mein Leben war einfach so«, erklärte ich.

»*Querida*, ich bin neugierig auf dein Zuhause, aber ich weiß auch, woher du kommst. Und heute, an unserem letzten Tag in Paris, möchte ich dir etwas ganz Besonderes zeigen.«

»Muss das wirklich sein?«, fragte ich und schmiegte mich an ihn.

»Ich denke schon«, antwortete Floriano, »irgendwann ...«

Zwei Stunden später zogen wir uns an, verließen das Hotel und winkten ein Taxi heran. Floriano gelang es sogar, dem Fahrer die Adresse auf Französisch zu sagen.

»Wir wollen ganz in die Nähe der Champs-Élysées?«, wiederholte ich, auch dem Fahrer zuliebe.

»Ja. Traust du etwa mir und meinen Fähigkeiten in meiner neuen Lieblingssprache nicht?«

»Doch, doch«, antwortete ich. »Aber wolltest du wirklich ›Park‹ sagen?«

Er legte mir einen Finger auf die Lippen. »Vertrau mir.«

Wenig später hielten wir vor dem Metallzaun einer kleinen quadratischen Grünfläche nicht weit von der Avenue de Marigny. Floriano zahlte den Fahrer, nahm meine Hand und führte mich durch das Tor zur Mitte des Parks, wo ein hübscher Springbrunnen sprudelte. Dort deutete er auf die Bronzestatue der nackten sitzenden Frau darauf. Da solche erotischen Skulpturen in Paris nichts Ungewöhnliches waren, sah ich Floriano fragend an.

»Schau sie dir an, Maia, und sag mir, wer sie ist.«

Und plötzlich erkannte ich sie: Izabela, meine Urgroßmutter, nackt und sinnlich, den Kopf lustvoll zurückgeworfen, die Arme ausgebreitet, die Handflächen himmelwärts gerichtet.

»Erkennst du sie?«

»Ja«, flüsterte ich.

»Dann wundert es dich sicher nicht, dass diese Skulptur von keinem Geringeren als von Professor Laurent Brouilly, deinem Urgroßvater, stammt. Ich denke, das ist seine stumme Verneigung vor deiner Urgroßmutter. Sieh dir ihre Hände an.«

Ich betrachtete die Handflächen und die zarten Fingerspitzen.

»Natürlich sind sie viel kleiner, passend zur Größe der Skulptur, doch ich habe sie mit den Händen des *Cristo* verglichen und

bin überzeugt davon, dass sie identisch sind. Den fotografischen Beleg zeige ich dir später; für mich besteht kein Zweifel. Besonders weil es sich um eben jenen Park handelt, in dem Izabela sich zum letzten Mal mit Laurent getroffen hat.«

Ich fragte mich, wie Izabela sich fühlen würde, wenn sie sehen könnte, dass sie noch einmal verewigt worden war; nicht mehr als unschuldiges Mädchen wie bei der ersten Skulptur, sondern sehr sinnlich von dem Mann, der sie geliebt hatte. – Und von dem Vater, dem es durch eine Laune des Schicksals vergönnt gewesen war, auch ihre gemeinsame Tochter kennen- und lieben zu lernen.

Floriano legte mir einen Arm um die Schulter, und wir entfernten uns von dem Brunnen. »Maia, wir verabschieden uns hier nicht voneinander wie Bel und Laurent damals. Und das werden wir auch nie tun.«

»Nein.«

»Gut, dann können wir Paris jetzt verlassen. Und eines Tages«, flüsterte er mir ins Ohr, »werde ich als Verneigung vor *dir* ein wunderbares Buch schreiben.«

Als wir über den Genfer See auf mein Zuhause zubausten, betrachtete ich Florianos Gesicht. Für mich fühlte es sich an, als wäre ich viele Monate weg gewesen, doch in Wirklichkeit waren es nur drei Wochen. Auf dem See wimmelte es von kleinen Booten, deren Segel im Wind flatterten wie Engelsflügel. Es war ein warmer Tag, und obwohl nach sechs Uhr abends, stand die Sonne klar und golden am wolkenlos blauen Himmel. Beim Anblick des vertrauten Walls aus Bäumen überkam mich ein Gefühl, als hätte ich seit dem Verlassen von »Atlantis« ein völlig anderes Leben gelebt.

Christian steuerte das Motorboot zur Anlegestelle, machte es fest und half uns an Land. Als Floriano nach unserem Gepäck griff, hinderte Christian ihn daran. »Nein, Monsieur. Das bringe ich Ihnen später hinauf zum Haus.«



»*Meu Deus!*«, rief Floriano aus, als wir über den Rasen schlenderten. »Du wirst ja empfangen wie eine Prinzessin.«

Oben stellte ich Floriano Marina vor, die sich große Mühe gab, ihre Überraschung darüber zu verbergen, dass ich einen Mann mitbrachte. Dann zeigte ich ihm das Haus und den Garten, und durch Floriano sah ich die Schönheit meines Zuhauses mit neuen Augen.

Als die Sonne auf der anderen Seite des Sees hinter den Bergen zu versinken begann, schlenderten wir mit einem Glas Weißwein für mich und einem Bier für Floriano zu Pa Salts geheimem Ort direkt am See, wo mitten im Juli alles blühte. Ich fühlte mich an einen berühmten Garten mit Terrassen und ordentlich gestutzten Buchsbaumhecken erinnert, den ich einmal im Süden Englands mit Jenny und ihren Eltern besucht hatte.

Wir setzten uns mit Blick aufs Wasser auf die Bank unter der duftenden Rosenlaube – auf der ich meinen Vater früher so oft in Gedanken versunken angetroffen hatte – und prosteten einander zu.

»Auf deine letzte Nacht in Europa«, sagte ich mit rauer Stimme. »Und auf den Erfolg deines Buches. Da es schon in der ersten Woche auf Platz sechs der französischen Bestsellerlisten steht, könnte es durchaus noch die Nummer eins werden.«

»Wer weiß.« Floriano zuckte nonchalant mit den Achseln, obwohl ich wusste, dass er überwältigt gewesen war von der positiven Reaktion der französischen Medien und Buchhändler. »Natürlich liegt das nur an der wunderbaren Übersetzung. Was ist das?«, fragte er und deutete zur Mitte der Terrasse.

»Eine Armillarsphäre. Ich hab dir, glaube ich, erzählt, dass sie kurz nach Pa Salts Tod im Garten aufgetaucht ist. Auf einem der Metallbänder sind alle unsere Namen und dazu Koordinaten für jede Schwester eingraviert. Und eine Inschrift auf Griechisch«, erklärte ich.

Floriano erhob sich, um einen genaueren Blick darauf zu wer-

fen. »Da bist du.« Er deutete auf eines der Bänder. »Und was bedeutet die Inschrift?«

»*Lass dich nie von der Angst leiten.*« Ich verzog den Mund zu einem Lächeln.

»Ich glaube, dein Vater hat dich ziemlich gut gekannt«, sagte er und wandte sich wieder der Armillarsphäre zu. »Und was ist mit dem Band da? Da steht nichts drauf.«

»Stimmt. Pa hat uns nach den Plejaden oder Sieben Schwestern benannt, aber obwohl wir alle immer auf die siebte gewartet haben, ist sie nie gekommen. Wir sind zu sechst geblieben. Und jetzt«, fügte ich traurig hinzu, »wird es auch keine siebte mehr geben.«

»Was für ein schönes Abschiedsgeschenk an seine Töchter. Dein Vater scheint ein ausgesprochen interessanter Mann gewesen zu sein.« Floriano setzte sich wieder neben mich.

»War er auch. Mir ist erst nach seinem Tod klar geworden, wie wenig wir Mädchen über ihn wussten. Er war ein Rätsel. Ich frage mich die ganze Zeit, was er zur Zeit meiner Geburt in Brasilien gemacht hat. Und warum er ausgerechnet *mich* gewählt hat.«

»Das ist ein bisschen so, als würde man überlegen, warum ein Kind sich seine Eltern aussucht oder warum du dazu bestimmt wurdest, mein Buch zu übersetzen, durch das für uns beide ja alles angefangen hat. Das Leben ist eine große Lotterie, Maia.«

»Mag sein, aber glaubst du an das Schicksal?«

»Noch vor einem Monat hätte ich mit ziemlicher Sicherheit mit Nein geantwortet. Ich verrate dir ein kleines Geheimnis.« Er nahm meine Hand. »Kurz bevor ich dich kennengelernt habe, war der Todestag meiner Frau, und mir ging es gar nicht gut. Du weißt, dass ich wie du lange Zeit allein war. Ich habe von meiner Dachterrasse zum *Cristo* und den Sternen hinaufgeblickt und Andrea gebeten, mir jemanden zu schicken, der mir einen Grund gibt weiterzumachen. Einen Tag später hat mein Verleger deine E-Mail an mich geleitet und mich gebeten, mich während

deines Aufenthalts in Rio um dich zu kümmern. Weswegen ich tatsächlich glaube, dass du mir geschickt worden bist. Und ich dir.« Er drückte meine Hand, und wie immer, wenn es zu ernst zu werden drohte, machte er einen Scherz: »Obgleich ich mir jetzt, wo ich weiß, wie du lebst, nicht vorstellen kann, dass du bald wieder in meine winzige Wohnung kommst.«

Auf dem Weg zum Pavillon fing Marina uns ab.

»Claudia hat eine Bouillabaisse gekocht, die man nur warm machen muss. Habt ihr Hunger?«

»Ich schon«, antwortete Floriano wie aus der Pistole geschossen. »Danke, Marina. Leisten Sie uns Gesellschaft?«, fragte er in gestelztem Französisch.

»Nein, danke, Floriano, ich habe schon gegessen.«

Bei der köstlichen Bouillabaisse wurde uns plötzlich bewusst, dass dies unser letztes gemeinsames Abendessen war. Floriano hatte seinen Aufenthalt in Europa bereits verlängert, nachdem Valentinas Großeltern sich freundlicherweise bereit erklärt hatten, sie noch bei sich zu behalten, doch jetzt musste er zurück zu seiner Tochter. Und ich? ... Nun, das wusste ich nicht.

Nach dem Essen ging ich mit ihm in Pas Arbeitszimmer, um ihm mein Lieblingsfoto von ihm und uns sechs Mädchen zu zeigen. Ich nannte ihm die Namen aller Schwestern.

»Ihr seid sehr unterschiedlich. Und euer Vater war ziemlich attraktiv«, fügte Floriano hinzu und stellte das Foto ins Regal zurück. Dabei fiel sein Blick auf etwas anderes, das er ein paar Sekunden lang fasziniert anstarrte. »Maia, hast du die gesehen?« Er deutete auf eine Statuette inmitten von Pa Salts gesammelten persönlichen Schätzen.

»Ja, schon oft, aber das ist nur eine Kopie des *Cristo*.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher ... Darf ich sie in die Hand nehmen?«

»Natürlich.« Warum nur interessierte er sich so sehr für eine Figur, die man für ein paar *reais* in jedem Andenkenladen in Rio kaufen konnte?

»Schau, wie fein sie gearbeitet ist.« Er strich über die Falten des Gewands. »Und da.« Er deutete auf den Sockel, auf dem sich eine Inschrift befand.

### *Landowski*

»Maia«, rief er aus. »Das ist kein Massenprodukt. Sie ist von ihrem Schöpfer selbst signiert! Bel hat doch in ihren Briefen an Loen die Miniaturversionen beschrieben, die Heitor da Silva Costa Landowski vor dem endgültigen Entwurf anfertigen hat lassen.« Er reichte sie mir, und als ich sie in die Hand nahm, staunte ich über ihr Gewicht. Nun zeichneten auch meine Finger die fein gearbeiteten Züge von *Cristos* Gesicht und seine Hände nach. Und mir wurde klar, dass Floriano recht hatte, dass die Figur das Werk eines Meisters war.

»Wie ist sie nur bei Pa gelandet? Hat er sie ersteigert? Oder von einem Freund geschenkt bekommen? Oder ... Ich weiß es wirklich nicht.«

»Alles möglich. Jedenfalls gehören die einzigen beiden außerhalb der Familie Landowski noch existierenden Figuren Verwandten von Heitor da Silva Costa. Natürlich müsste die Echtheit von der hier überprüft werden, aber was für ein Fund!«

Als ich die Erregung in Florianos Blick sah, begriff ich, dass er das Ganze mit den Augen des Historikers betrachtete, während mich eher beschäftigte, wie mein Vater an die Figur gekommen war. »Entschuldige, Maia, du kennst ja meine Begeisterungsfähigkeit. Würde es irgendjemanden stören, wenn wir sie in den Pavillon mitnehmen, nur für heute Nacht? Ich würde sie gern noch eine Weile ansehen können.«

»Kein Problem. Alles im Haus gehört jetzt uns Schwestern, und ich glaube nicht, dass die andern etwas dagegen hätten.«

»Dann lass uns ins Bett gehen«, flüsterte er und strich sanft mit den Fingern über meine Wange.

In jener Nacht schlief ich schlecht, weil ich immerzu daran denken musste, dass Floriano in wenigen Stunden abreisen würde. Obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, jeden Tag so zu nehmen, wie er kam, merkte ich, je näher der Morgen rückte, immer deutlicher, dass ich das nicht konnte. Ich drehte mich zu Floriano, der friedlich neben mir schlummerte. Und stellte mir vor, wie mein Leben, wenn er von »Atlantis« fort wäre, wieder genauso ablaufen würde wie vor meinem Aufenthalt in Rio.

Floriano und ich hatten kaum über die Zukunft gesprochen und schon gar keine konkreten Pläne gemacht. Obwohl ich mir sicher war, dass er wirklich etwas für mich empfand, standen wir erst am Anfang unserer Beziehung. Und weil wir an entgegengesetzten Enden der Welt lebten, konnte es durchaus sein, dass sie irgendwann einfach im Sande verlaufen und nur noch eine schöne Erinnerung sein würde.

Als der Wecker klingelte und die lange Nacht endlich vorbei war, dankte ich Gott. Ich sprang aus dem Bett und stellte mich unter die Dusche, weil ich Angst hatte vor Gemeinplätzen und Floskeln beim Abschied. Nachdem ich mich hastig angezogen hatte, teilte ich Floriano mit, dass ich in die Küche gehen und mich ums Frühstück kümmern wolle, weil Christian uns zwanzig Minuten später an der Anlegestelle erwarte. Als Floriano kurz darauf die Küche betrat, verließ ich sie mit der Begründung, ich müsse ins Haupthaus, wir würden uns in zehn Minuten am Pier treffen.

»Maia, bitte ...«, hörte ich ihn rufen, aber ich drehte mich nicht um. Weil ich nicht mit Marina oder Claudia reden wollte, schloss ich mich im oberen Bad ein und betete, dass der Abschied bald vorbei wäre. Erst kurz bevor das Boot ablegen sollte, ging ich hinaus zu Floriano, der sich mit Marina unterhielt.

»Wo warst du denn, *chérie*? Dein Freund muss gleich los, sonst verpasst er den Flieger.« Marina sah mich kurz fragend an, bevor sie sich Floriano zuwandte. »Hat mich gefreut, Sie kennenzu-

lernen. Ich hoffe, Sie bald einmal wieder in ›Atlantis‹ begrüßen zu dürfen. Aber jetzt lasse ich euch allein, damit ihr euch richtig verabschieden könnt.«

»Maia«, fragte Floriano, als Marina weg war, »was ist los?«

»Nichts, nichts ... Christian wartet. Du solltest lieber gehen.«

Er machte den Mund auf, doch ich ging ihm einfach voraus zum Boot, sodass Floriano nichts anderes übrig blieb, als mir zu folgen. Christian half ihm hinein und startete den Motor.

»Adeus, Maia«, sagte Floriano mit traurigem Blick, dann legten sie mit dröhnendem Motor ab.

»Ich schreibe dir!«, rief er mir über den Lärm hinweg zu und noch etwas anderes, das ich nicht verstand, als das Boot sich von ›Atlantis‹ entfernte. Und von mir.

Während ich niedergeschlagen zum Haus zurückkehrte, schalt ich mich selbst für mein kindisches Benehmen. Herrgott noch mal, als erwachsene Frau sollte ich doch in der Lage sein, mit diesem unvermeidlichen Abschied fertigzuwerden, der von Anfang an klar gewesen war! Natürlich wusste ich, dass meine Reaktion mit meiner Trennung von Zed zusammenhing, die sich mir unauslöschlich eingebrannt hatte.

Marina wartete mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirn vor dem Pavillon auf mich.

»Was sollte das denn, Maia? Habt ihr euch gestritten? Floriano ist so ein netter junger Mann. Du hast dich kaum von ihm verabschiedet. Wir wussten nicht, wo du warst.«

»Ich musste ... noch was erledigen. Sorry«, erklärte ich achselzuckend und kam mir vor wie ein schmollender Teenager, dem die Leviten gelesen werden. »Ich will übrigens nach Genf, zu Georg Hoffman. Brauchst du irgendetwas?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Nein danke. Ich brauche nichts«, antwortete sie mit leicht verzweifeltem Blick.

Und ich kam mir schrecklich albern vor.

Georg Hoffmans Kanzlei befand sich im Geschäftsviertel von Genf, in der Nähe der Rue Jean-Petitot, war kühl und modern eingerichtet und hatte riesige Panoramafenster mit Blick auf den Hafen.

»Maia«, begrüßte er mich und erhob sich lächelnd von seinem Schreibtisch. »Was für ein unerwartetes Vergnügen.« Er führte mich zu einem schwarzen Ledersofa, auf das wir uns setzten. »Wie ich höre, sind Sie weg gewesen.«

»Ja. Von wem wissen Sie das?«

»Natürlich von Marina. Was kann ich für Sie tun?«, erkundigte er sich.

»Nun ...« Ich räusperte mich. »Es geht um zwei Dinge.«

Georg legte die Fingerspitzen aneinander. »Schießen Sie los.«

»Haben Sie eine Ahnung, warum Pa Salt mich als erste der Schwestern adoptiert hat?«

»Du lieber Himmel, Maia.« Er wirkte überrascht. »Ich war der Anwalt Ihres Vaters, nicht sein Beichtvater.«

»Waren Sie denn nicht befreundet?«

»Ja, wohl schon, jedenfalls habe ich das so gesehen. Aber wie Sie wissen, legte Ihr Vater sehr viel Wert auf seine Privatsphäre. Und obwohl er mich, glaube ich, für vertrauenswürdig hielt, war ich am Ende doch nur jemand, der für ihn arbeitete, und es stand mir nicht zu, seine Entscheidungen zu hinterfragen. Von Ihnen habe ich erst erfahren, als er mich gebeten hat, den Schweizer Behörden Ihre Adoption zu melden und die Formulare für Ihren ersten Pass auszufüllen.«

»Sie haben also keine Ahnung, welchen Bezug er zu Brasilien hatte?«, fragte ich.

»Auf persönlicher Ebene, nein. Obwohl er natürlich geschäftliche Kontakte dorthin pflegte. Aber das war auch bei vielen anderen Ländern der Erde so. Ich fürchte also, dass ich Ihnen in dieser Angelegenheit nicht weiterhelfen kann.«

Enttäuscht, wenn auch nicht sonderlich überrascht über diese Antwort, fragte ich weiter.

»In Brasilien habe ich dank der Hinweise von Pa meine Großmutter kennengelernt, die leider vor ein paar Tagen verstorben ist. Von ihr weiß ich, dass mein Vater, als er mich von dem Waisenhaus abgeholt hat, in Begleitung einer Frau war. Das Waisenhaus hielt sie für seine Ehefrau. War er denn verheiratet?«

»Soweit ich weiß, nie.«

»Könnte die Frau seine damalige Freundin gewesen sein?«

»Maia, ich habe wirklich keine Ahnung vom Privatleben Ihres Vaters, und es tut mir leid, Ihnen darüber nichts sagen zu können. Wollten Sie nicht noch über ein zweites Thema mit mir sprechen?«

Da ich mich wohl oder übel damit abfinden musste, dass ich nie alles über meine Adoption erfahren würde, holte ich tief Luft. »Ich habe Ihnen gerade erzählt, dass meine Großmutter mütterlicherseits kürzlich gestorben ist. Sie hat mir zwei Anwesen in Brasilien und ein bisschen Geld vermacht.«

»Und ich soll Sie in der Erbsache vertreten?«

»Ja, aber noch wichtiger wäre es mir, selbst ein Testament zu verfassen. Und die Anwesen einem ... Verwandten zu hinterlassen.«

»Verstehe. Das ist kein Problem. Ich empfehle meinen Mandanten unabhängig vom Alter, eine Liste der Personen zu erstellen, die bedacht werden sollen, damit ich alles in die erforderliche juristische Form bringen kann.«

»Danke.« Ich zögerte kurz. »Außerdem wollte ich Sie fragen, wie schwierig es für Menschen, die ihr Kind zur Adoption freigegeben haben, ist, ihr Kind aufzuspüren.«

Georg musterte mich nachdenklich, jedoch nicht im Mindesten überrascht über meine Frage. »Für die Eltern ist das extrem schwierig«, antwortete er. »Wie Sie sich vielleicht denken können, muss sich ein Kind, das adoptiert wurde, besonders wenn dies in sehr jungen Jahren geschah, in seinem Umfeld sicher fühlen. Die Adoptionsstellen wollen nicht das Risiko eingehen, dass die leiblichen Eltern ihre Entscheidung bereuen und das Kind



aufsuchen, weil das Unruhe in die neue Familie bringen würde. Und natürlich würde das plötzliche Auftauchen der leiblichen Mutter oder des leiblichen Vaters für die Adoptiveltern, die das Kind wie ihr eigenes lieben, Stress bedeuten. Aber wenn das adoptierte Kind wie Sie seine leiblichen Eltern aufspüren möchte, sobald es das vom Gesetz dafür vorgesehene Alter hat, ist das eine andere Sache.«

Ich lauschte aufmerksam. »Und wohin würde sich ein adoptiertes Kind wenden, wenn es seine leibliche Mutter oder seinen leiblichen Vater finden wollte?«

»An die Adoptionsbehörde. Heutzutage wird über Adoptionen, zumindest in der Schweiz, genauestens Buch geführt. Dorthin würde er sich wenden. Ich meine ...«, Georg korrigierte sich sofort, »... dorthin würde sich ein adoptiertes Kind wenden.«

Als ich sah, wie er leicht errötete, wurde mir klar, dass er Bescheid wusste.

»Und was würde passieren, wenn die leibliche Mutter oder der leibliche Vater ein Testament verfassen und darin das Kind, das sie oder er zur Adoption freigegeben hat, bedenken wollte?«

Georg überlegte. »Ein Anwalt würde den gleichen Weg gehen wie das adoptierte Kind, sich an die zuständigen Behörden wenden und die Situation erklären. Diese würden sich dann – vorausgesetzt, das Kind ist älter als sechzehn Jahre – mit dem Kind oder besser gesagt dem jungen Erwachsenen in Verbindung setzen.«

»Und wenn das Kind noch nicht sechzehn wäre?«

»Dann würden die Behörden die Adoptiveltern kontaktieren, die entscheiden könnten, ob es zum gegenwärtigen Zeitpunkt gut für ihr Kind wäre, von dem Erbe zu erfahren.«

»Verstehe.« Ich nickte. Plötzlich hatte ich das merkwürdige Gefühl, alles im Griff zu haben. »Und wenn die Adoptionsbehörden nicht in der Lage wären, das betreffende Kind aufzuspüren, und der Anwalt weniger ... konventionelle Methoden anwenden müsste, um es zu finden, wie schwierig wäre das?«

Georg bedachte mich mit einem eindringlichen Blick. »Für einen kompetenten Anwalt wäre das leicht, sehr leicht, Maia.«

Ich teilte Georg mit, dass ich ein Testament verfassen und ihm einen Brief schicken würde, den er aufbewahren und aushändigen solle, falls irgendeine Adoptionsbehörde oder ein männliches Kind mit dem Geburtsdatum, das ich ihm nennen würde, Kontakt mit ihm aufnehme. Dann verließ ich sein Büro.

Draußen setzte ich mich, weil ich das Gespräch mit Georg verarbeiten musste, in ein Café mit Blick auf den See und bestellte mir ein Bier. Eigentlich mochte ich Bier nicht besonders, doch als ich die Flasche an den Mund setzte – ich hatte mir von der Kellnerin kein Glas bringen lassen –, erinnerte mich der Geschmack an Rio, und das tröstete mich.

Wenn Georg von meinem Sohn wusste, hatte auch Pa Salt von ihm gewusst. Die Worte fielen mir wieder ein, die mich in seinem Abschiedsbrief so aus der Fassung gebracht hatten.

*Glaube mir bitte, dass die Familie mein Lebensinhalt war. Und dass die Liebe der Eltern zu ihrem Kind meiner Ansicht nach die stärkste Macht auf Erden ist.*

Es beruhigte mich, dass ich nun, wenn ich wollte, Georg fragen konnte, wer meinen Sohn adoptiert hatte und wo er sich aufhielt. Doch das, was Floriano mir gesagt hatte, ergab Sinn: Wie sehr ich es mir auch wünschte, meinem geliebten Sohn zu erklären, warum ich ihn weggegeben hatte, um somit selbst so etwas wie Erlösung zu erlangen – im Augenblick war dies ein rein egoistisches Bedürfnis.

Plötzlich packte mich die Wut über die unsichtbare allmächtige Hand von Pa Salt, der mein Leben und vielleicht auch das meines Sohnes noch aus dem Jenseits zu kontrollieren schien.

Welches Recht hatte er, Dinge über mich zu wissen, die nicht einmal ich selbst wusste?

Doch genau wie jene, die am Altar einer unsichtbaren Macht beten, der sie blind vertrauen, fühlte auch ich mich durch die Allmacht von Pa Salt getröstet. Wenn mein Vater Bescheid gewusst hatte – und der schuldbewusste Ausdruck von Georg nach seinem Versprecher bestätigte das –, konnte ich immerhin sicher sein, dass irgendwo auf der Welt für meinen Jungen gesorgt war.

Nicht mein Vater hatte unserer Beziehung nicht vertraut, sondern ich. Er hatte meine Gründe für die Entscheidung, ihn nicht einzuweihen, begriffen und sie akzeptiert. Er hatte mich meine eigene Entscheidung treffen lassen, die – das musste ich zugeben – nicht nur mit meiner Angst vor seiner Reaktion zusammenhing, sondern auch mit mir selbst. Mit neunzehn Jahren zum ersten Mal frei und mit einer glänzenden Zukunft vor mir, hatte ich die Verantwortung gescheut, ein Kind allein aufzuziehen. Vielleicht, dachte ich, wäre ich, wenn ich Pa alles gebeichtet und mit ihm die Möglichkeiten besprochen hätte, sogar zum selben Schluss gelangt.

Ich dachte an meine eigene Mutter, die sich in einem ähnlichen Alter und in einer ähnlichen Zwickmühle befunden hatte, allerdings in einer anderen Zeit.

»Ich vergebe dir«, sagte ich plötzlich. »Danke«, fügte ich hinzu, weil ihre Entscheidung, egal, wodurch motiviert, für *mich*, ihre Tochter, richtig gewesen war.

Wieder wanderten meine Gedanken zu Pa Salt. Ich traute es ihm durchaus zu, dass er die Adoptiveltern meines Sohnes persönlich in Augenschein genommen hatte.

Als ich das Bier leerte, war ich zum ersten Mal seit der Geburt meines Kindes dreizehn Jahre zuvor mit mir im Reinen.

Und ich merkte, dass Pa Salt mir durch meine Vergangenheit wahrscheinlich auch eine Zukunft geschenkt hatte. Weswegen mir mein morgendliches Verhalten Floriano gegenüber noch peinlicher war.

*Warum hast du dich so aufgeführt, Maia?*

Ich bat Christian per Handy, mich fünfzehn Minuten später an der Anlegestelle zu erwarten. In den hektischen Straßen von Genf sehnte ich mich nach der entspannten Atmosphäre von Rio. Die Menschen dort arbeiteten und gönnten sich Spaß und akzeptierten das, was sie nicht ändern oder verstehen konnten. Falls ich mir durch alte Ängste die Zukunft verbaut hatte, übernahm ich nun die Verantwortung dafür.

Als ich an Bord ging, wurde mir klar, dass, obwohl mein Leben von Ereignissen geformt worden war, die nicht meiner Kontrolle unterlagen, *ich* bestimmte, wie ich auf sie reagierte.

In »Atlantis« wurde ich zu meiner Verwunderung von einer vertrauten Gestalt empfangen.

»Überraschung!«, sagte sie und breitete die Arme aus, als ich aus dem Boot stieg.

»Ally! Was machst du denn hier?«

»Zufällig ist es auch mein Zuhause«, antwortete sie grinsend, als wir Arm in Arm zum Haus gingen.

»Ich weiß, aber ich hatte dich nicht erwartet.«

»Ich habe ein paar Tage frei und wollte nachsehen, wie's Ma in deiner Abwesenheit geht. Für sie ist es seit Pas Tod bestimmt ziemlich hart.«

Sofort bekam ich ein schlechtes Gewissen. Während meines Aufenthalts in Rio hatte ich Ma kein einziges Mal angerufen. Und seit meiner Ankunft tags zuvor hatte ich kaum mehr zu ihr gesagt als ein flüchtiges »Hallo«.

»Du siehst toll aus, Maia! Wie ich höre, warst du ziemlich beschäftigt.« Ally knuffte mich in den Arm. »Ma sagt, du hättest einen Übernachtungsgast gehabt. Wen?«

»Jemanden, den ich von Rio kenne.«

»Holen wir uns was Kühles zu trinken, dann kannst du mir alles erzählen.«

Wir setzten uns auf die Terrasse und genossen die Sonne. Und sobald meine üblichen zwiespältigen Gefühle gegenüber mei-

ner stets so perfekten Schwester verfliegen waren, entspannte ich mich und erzählte ihr, was sich in Brasilien zugetragen hatte.

»Wow«, sagte sie, als ich kurz Luft holte und wir einen Schluck von Claudias hausgemachter Limonade nahmen, die wir beide so liebten. »Was für ein Abenteuer! Ganz schön mutig von dir, einfach rüberzufliegen und deiner Vergangenheit nachzuspüren. Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Gründe für meine Adoption erfahren möchte. Hat es dir nicht wehgetan, die Geschichte deiner Mutter zu hören?«

»Ja, natürlich, aber ich kann sie verstehen. Und Ally, ich muss dir noch etwas anderes sagen. Das hätte ich schon längst tun sollen ...«

Ich erzählte ihr von meinem Sohn und wie ich die schreckliche Entscheidung getroffen hatte, ihn wegzugeben. Ally wirkte schockiert, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Maia, ich finde es entsetzlich, dass du das alles allein durchstehen musstest. Warum hast du es mir denn nicht gesagt? Ich bin doch deine Schwester! Ich dachte immer, wir stehen uns nahe. Ich wäre für dich da gewesen, wirklich.«

»Ich weiß, Ally, aber du warst damals erst sechzehn. Außerdem habe ich mich geschämt.«

»Furchtbar, was du für eine Last mit dir rumschleppen musstest ... Darf ich übrigens fragen, wer der Vater ist?«

»Ach, den kennst du nicht. Jemand von der Uni. Ein gewisser Zed.«

»Zed Eszu?«

»Ja. Wahrscheinlich kennst du seinen Namen aus den Nachrichten. Sein Vater war der Tycoon, der Selbstmord begangen hat.«

»Und dessen Schiff ich an dem Tag, an dem ich von Pa Salts Tod erfahren habe, so nahe bei dem von Pa gesehen habe«, sagte Ally schauernd.

Das hatte ich in den turbulenten vergangenen drei Wochen völlig vergessen. »Ironie des Schicksals: Zed war es letztlich, der

mich dazu gebracht hat, den Flieger nach Rio zu nehmen. Nach vierzehn Jahren Schweigen hat er mir aus blauem Himmel auf die Mailbox gesprochen, dass er in die Schweiz kommen und sich gern mit mir treffen würde.«

Ally bedachte mich mit einem merkwürdigen Blick. »Er wollte sich mit *dir* treffen?«

»Ja. Er sagte, er hätte von Pas Tod gehört, wir könnten uns doch miteinander ausweinen. Wenn irgendetwas mich aus der Schweiz vertreiben konnte, dann er.«

»Weiß Zed, dass er der Vater deines Kindes ist?«

»Nein. Und wenn, habe ich keine Ahnung, ob ihn das interessieren würde.«

»Ich glaube, du kannst froh sein, dass du ihn los bist«, sagte Ally finster.

»Kennst du ihn denn?«

»Nicht persönlich. Aber ... jemand aus meinem Bekanntenkreis kennt ihn. Egal, es klingt fast so, als hättest du nichts Besseres tun können, als in den Flieger zu steigen. Du hast mir übrigens noch nichts von dem tollen Brasilianer erzählt, der gestern hier war. In den scheint Ma sich richtiggehend verguckt zu haben. Sie redet von nichts anderem mehr. Er ist Schriftsteller?«

»Ja. Ich habe seinen ersten Roman übersetzt. Der ist letzte Woche in Frankreich erschienen und hat hymnische Kritiken bekommen. Das Buch wurde in Paris vorgestellt.«

»Du warst mit ihm dort?«

»Ja.«

»Und?«

»Ich ... mag ihn sehr.«

»Marina sagt, er mag dich auch. Sehr«, betonte Ally. »Und wie soll's mit euch beiden weitergehen?«

»Keine Ahnung. Wir haben keine Pläne für die Zukunft geschmiedet. Er hat eine sechsjährige Tochter und lebt in Rio, und ich bin hier ... Aber wie geht's dir, Ally?«, fragte ich, da ich das Thema Floriano nicht vertiefen wollte.

»Das Segeln läuft gut, nächsten Monat soll ich zur Crew von The Fastnet Race stoßen. Auch der Trainer des Schweizer Nationalteams will mich ein letztes Mal auf Herz und Nieren prüfen. Wenn er sein Okay gibt, bedeutet das von Herbst an Training für die Olympischen Spiele nächstes Jahr in Peking.«

»Ally, das ist ja fantastisch! Sag mir Bescheid, ja?«

»Natürlich.«

Ich wollte ihr gerade weitere Fragen stellen, als Marina die Terrasse betrat. »Maia, *chérie*, den Brief hier hat Christian mir für dich gegeben. Den hatte ich wegen Allys unerwarteter Ankunft völlig vergessen.« Marina reichte mir einen Umschlag mit der Schrift von Floriano.

»Danke, Ma.«

»Möchtet ihr zwei was zu Abend essen?«, erkundigte sie sich.

»Klar, wenn du was hast. Maia?« Ally sah mich an. »Leitest du mir Gesellschaft? Wir haben nicht mehr so oft Gelegenheit, ausführlich miteinander zu reden.«

»Ja, gern«, sagte ich und erhob mich. »Aber wenn's euch nichts ausmacht, ziehe ich mich zuerst kurz in den Pavillon zurück.«

Die beiden wechselten einen wissenden Blick.

»Bis später, *chérie*«, sagte Marina.

Im Pavillon öffnete ich den Umschlag mit zitternden Fingern und nahm einen zerknitterten Zettel heraus, der aussah, als wäre er hastig aus einem Notizblock herausgerissen worden.

*Auf dem Boot*

*Genfer See*

*13. Juli 2007*

*Mon amour Maia,*

*ich schreibe Dir in meinem wie Du weißt unbeholfenen Französisch, und obwohl ich mich in dieser Sprache nicht so poetisch ausdrücken kann wie Laurent Brouilly für Izabela, sind die Gefühle hinter meinen Worten genau die gleichen. (Bitte entschuldige die unleserliche Schrift, die Fahrt ist ein bisschen unruhig.) Chérie, ich*

*konnte Deinen Kummer heute Morgen gut verstehen und hätte Dich gern getröstet, aber vielleicht fällt es Dir immer noch schwer, mir zu vertrauen. Also gebe ich es Dir hiermit schriftlich, dass ich Dich liebe. Obwohl wir bisher nur wenig Zeit miteinander verbracht haben, glaube ich, dass unsere Geschichte gerade erst beginnt. Wenn Du vor meiner Abfahrt heute Morgen länger bei mir geblieben wärest, hätte ich Dir gesagt, dass ich mir nichts sehnlicher wünsche, als dass Du zu mir nach Rio kommst, damit wir jeden Abend angebrannten Bohneneintopf essen, ungenießbaren Wein trinken und Samba tanzen können. Ich weiß, es ist viel verlangt, wenn ich Dich bitte, Dein Leben in Genf aufzugeben und zu mir zu ziehen. Doch genau wie Izabela an ihr Kind denken musste, muss auch ich es. Valentina braucht ihre Großeltern. Jedenfalls noch.*

*Ich lasse Dir Zeit, über diese schwerwiegende Entscheidung nachzudenken, doch ich wäre Dir dankbar, wenn Du mich so schnell wie möglich von meinen Qualen erlösen könntest. Bis heute Abend ist mir eigentlich zu lange, aber unter den gegebenen Umständen muss ich wohl bis dahin Geduld haben.*

*Ich lege dir die Specksteinfliese bei. Meinem Freund im Museum ist es endlich gelungen, das Zitat zu entziffern, das Izabela für Laurent aufgeschrieben hat.*

Liebe kennt keine Entfernung;  
Sie kennt keinen Kontinent;  
Ihr Blick gilt den Sternen

*Erst einmal auf Wiedersehen. Ich warte auf Deine Antwort.  
Floriano X*



ALLY

*Juli 2007*



Neumond  
12; 04; 53

Marina und ich winkten Maia zum Abschied aus »Atlantis« nach und warfen ihr Kuschhände zu. Ihre beiden Koffer waren bis oben hin gefüllt mit ihren größten Schätzen, darunter dreihundert Teebeutel, Sorte Twinings English Breakfast Tea, die man, wie sie sagte, in Rio nicht kriegen konnte. Obwohl sie uns versprochen hatte, bald wiederzukommen, ahnten wir, dass das nicht geschehen würde. Und so sahen wir meiner großen Schwester traurig nach, wie sie in ihr neues Leben verschwand.

»Ich freue mich so für sie«, seufzte Marina und wischte sich verstohlen die Tränen weg, als wir zum Haus gingen. »Floriano ist ein toller Mann, und Maia sagt, seine kleine Tochter sei auch sehr hübsch.«

»Sie scheint eine fix und fertige Familie gefunden zu haben«, bemerkte ich. »Vielleicht wird sie der Ersatz für das, was sie verloren hat.«

Marina sah mich von der Seite an. »Maia hat es dir erzählt?«

»Ja, gestern. Ich war schockiert. Weniger über die Ereignisse als darüber, dass sie es all die Jahre für sich behalten hat. Offen gestanden war ich auch ein bisschen verletzt, weil sie mir ihr Geheimnis nicht anvertrauen konnte. Du hast Bescheid gewusst, nicht wahr?«, fragte ich, während ich Ma in die Küche folgte.

»Ja, *chérie*, ich habe ihr damals geholfen. Aber vorbei ist vorbei. Endlich hat Maia ein eigenes Leben gefunden.« Sie schaltete den Wasserkocher ein. »Ich dachte schon, das passiert nie.«

»Das ging uns allen so. Als Mädchen war sie fröhlich und lebensbejahend, doch dann hat sie sich über Nacht verändert. Als ich sie damals vor ihrem dritten Jahr an der Sorbonne besucht

habe, war sie schrecklich schweigsam und verschlossen. Es wurde ein langweiliges Wochenende, weil Maia nicht ausgehen wollte und ich sechzehn war und das erste Mal in Paris. Jetzt verstehe ich, warum. Du weißt ja, wie sehr ich sie in jungen Jahren bewundert habe. Es hat mich traurig gemacht, dass sie plötzlich Distanz zu mir hielt.«

»Ich glaube, sie hat Distanz zu uns allen gehalten«, tröstete Marina mich. »Wenn es irgendjemandem gelingen kann, ihr Vertrauen zu gewinnen, dann diesem jungen Mann. Möchtest du Tee? Oder lieber was Kaltes?«

»Wasser, danke. Ma, man könnte fast meinen, dass du dich in Floriano verguckt hast!«, neckte ich sie, als sie mir ein Glas Wasser reichte.

»Er ist jedenfalls ziemlich attraktiv.«

»Ich kann's gar nicht erwarten, ihn kennenzulernen. Was wirst du jetzt machen, wo Maia weg ist?«

»Keine Sorge, ich habe genug zu tun. Außerdem flattert ihr Mädchen ja doch immer wieder zurück ins Nest. Für gewöhnlich, ohne euch lange vorher anzumelden. Letzte Woche war zum Beispiel Star da.«

»Ach, tatsächlich? Ohne CeCe?«

»Ja.« Mehr wollte Marina mir nicht verraten. »Ihr wisst ja, dass ich mich jedes Mal freue, wenn eine von euch hier auftaucht.«

»Ohne Pa ist die Stimmung ganz anders«, bemerkte ich unvermittelt.

»Natürlich. Aber stell dir mal vor, wie stolz er wäre, wenn er sehen könnte, was du morgen machen wirst. So wie er das Segeln geliebt hat ...«

»Ja.« Ich lächelte traurig. »Doch zu einem anderen Thema: Du scheinst zu wissen, dass Zed, der Sohn von Kreeg Eszu, der Vater von Maias Sohn war.«

»Ja. Egal ...« Marina wechselte abrupt das Thema. »Ich sage Claudia, dass das Abendessen um sieben fertig sein soll. Du musst morgen früh los.«

»Gut. Zuerst sehe ich nach, ob E-Mails reingekommen sind. Darf ich das in Pas Arbeitszimmer machen?«

»Klar. Das Haus gehört ja jetzt dir und deinen Schwestern«, erinnerte Marina mich.

Ich holte meinen Laptop von oben, betrat damit das Arbeitszimmer und setzte mich zum ersten Mal im Leben auf Pa Salts Stuhl. Während der Computer hochfuhr, ließ ich den Blick über das Sammelsurium von Dingen in Pas Regalen wandern.

Weil der Laptop nicht richtig wollte und ich auf den Neustart warten musste, stand ich auf und ging zu Pas CD-Player. Wir hatten ihn zu einem iPod zu überreden versucht, doch obwohl sich in seinem Arbeitszimmer eine ganze Armada modernster Computer und anderer elektronischer Geräte befand, hatte er geantwortet, er sei zu alt für solche Sachen und wolle die Musik, die er höre, gern auch »sehen«. Als ich den CD-Player, neugierig darauf, was Pa Salt zuletzt gehört hatte, einschaltete, erklang der erhebende Anfang der *Morgenstimmung* aus Griegs *Peer-Gynt-Suite*.

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Das war Pa Salts Lieblingsorchesterstück gewesen, und er hatte mich oft gebeten, auf der Flöte die ersten Takte zu spielen. So war dieses Stück zur Kennmelodie meiner Kindheit geworden. Es erinnerte mich an all die fantastischen Sonnenuntergänge, wenn er mit mir auf den See hinausgefahren war, um mir das Segeln beizubringen.

Er fehlte mir so sehr.

Und noch jemand fehlte mir.

Ich griff nach dem Hörer des Telefons auf Pas Schreibtisch.

Als ich die Nummer wählte, merkte ich, dass schon jemand anders im Haus in der Leitung war. Der Schock, die sonore Stimme zu hören, die mich von Kindesbeinen an getröstet hatte, brachte mich dazu, »Hallo?« in den Hörer zu rufen, während ich zum CD-Player hastete, um ihn leiser zu drehen.

Doch da erklang statt der Stimme am anderen Ende nur noch ein monotoner Piepton, und ich wusste, dass er nicht mehr da war.

## Anmerkung der Autorin

Die Sieben-Schwestern-Serie basiert auf Sagen um das Siebengestirn der Plejaden (auch die »Sieben Schwestern« genannt), und es handelt sich um ein breit angelegtes Projekt: sieben Bücher, sechs davon über jeweils eine der Schwestern, die Pa Salt aus der ganzen Welt in sein märchenhaftes Anwesen »Atlantis« auf einer abgeschotteten Halbinsel am Genfer See gebracht und adoptiert hat.

Es sind so viele Fragen über die Serie und mögliche Antworten auf die noch ungeklärten Rätsel aus dem ersten Band bei mir eingegangen, dass ich beschlossen habe, jedem Buch einen Abschnitt mit Fragen und Antworten anzufügen.

Für mich ist die Serie eine einzige lange Geschichte in sieben Teilen, von denen jeder auch allein stehen kann. Die Geschichten der Schwestern lassen sich in beliebiger Reihenfolge lesen, weil alle Bücher zu genau demselben Zeitpunkt beginnen. Jedem der Romane liegt eine verborgene Handlung zugrunde, die Basis für den siebten Band ...

Die Recherchen zu den allegorischen und historischen Elementen der Handlung haben mich vor große Herausforderungen gestellt; ich hoffe, mit den folgenden Fragen und Antworten den Hintergrund der Serie und auch die Geschichte um Maia erhellen zu können. Außer bei den »technischen« Aspekten habe ich mich bei den sieben Schwestern ganz von meinen Figuren leiten lassen, und ich habe mich beim Schreiben auf eine oft bewegende und überraschende Reise mit ihnen begeben, zu der ich auch Sie, meine Leserinnen und Leser, einladen möchte.

Auf [www.thesevensistersseries.com](http://www.thesevensistersseries.com) können Sie mehr über die mythologischen und astronomischen Aspekte der Plejaden, über die Errichtung der Christusstatue in Rio de Janeiro sowie den Bildhauer Paul Landowski und Paris in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erfahren.

Herzlichen Dank dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben, Maias Geschichte zu lesen – ich weiß, sie ist ziemlich lang, aber ich kann eine Story immer erst dann abschließen, wenn meine Figuren mir sagen, dass sie zu Ende ist ... fürs Erste ...

Lucinda

## Fragen und Antworten

### Die Sieben Schwestern (Band eins der Serie)

*1. Wie wurden Sie zu den Sieben Schwestern und einer Serie mit sieben Büchern angeregt?*

Als ich im Januar 2013 für meinen Roman recherchierte, wollte ich ein neues Element für meine Geschichte finden, die wie immer auf einer Gegenwarts- und einer Vergangenheitsebene spielen sollte, einen übergreifenden Aspekt, etwas, das mich – und meine Leserinnen und Leser – herausfordern und die Spannung hochhalten würde. Ich habe seit jeher gern den Sternenhimmel, besonders die Konstellation der Sieben Schwestern, beobachtet, und als ich in einer frostigen Nacht in Norfolk zu den Sternen hinaufblickte und dabei an unsere eigenen sieben Kinder dachte, kam mir die Idee zu einer Serie mit sieben Büchern, die auf den Sagen um die Plejaden basiert.

*2. Was hat Sie dazu bewogen, Rio und die Christusstatue als Hintergrund für Ihre Geschichte zu wählen?*

Bei einer Lesereise durch Brasilien verliebte ich mich in Land und Leute und merkte, dass ich noch nie ein Buch gelesen hatte, dessen Handlung dort angesiedelt war. Als ich den Corcovado hinauffuhr, um den Cristo zu bewundern, überlegte ich, wie die Statue mehr als achtzig Jahre zuvor errichtet worden war und was sich dabei wohl abgespielt hatte. Bei meinen Recherchen stieß ich schließlich auf die Frage, wessen Hände als Vorbild für die Statue dienten ...

*3. Wie lange waren Sie zu Recherchen für den Roman in Brasilien?*

Ich habe einen Monat in einer Wohnung in Rio de Janeiro verbracht. Dabei entdeckte ich zufällig, dass meine Nachbarin Bel Noronha war, die Urenkelin von Heitor da Silva Costa, dem Architekten und Schöpfer der Christusstatue. Sie gewährte mir Einblick in seine Tagebücher und Dokumente, die in der Zeit der Errichtung entstanden waren. An-

schließlich fuhr ich in die Berge, in die Santa Tereza Fazenda, eine alte Kaffeeplantage, wo Bel in meinem Buch aufwächst. In der Geschichte meiner Heldin Maia beschreibe ich die wunderbar lebhafteste Stadt Rio, die wie jede andere ihre positiven und ihre negativen Seiten hat. Ein Teil meines Romans spielt in einer Favela – auch in der Nähe meiner Wohnung in Rio befand sich eine, von der ich jeden Abend Samba-Musik hören und Drachen hochsteigen sehen konnte. Als Maia diesen Teil ihrer Herkunft erforscht und die Kinder beobachtet, wie sie für den Karneval Samba tanzen lernen, wird ihr klar, dass sie um ihr Leben tanzen. Weil ich das mit eigenen Augen gesehen hatte, musste ich beim Schreiben dieses Kapitels mehr als einmal mit den Tränen kämpfen.

*4. Eine Serie mit sieben Büchern zu konzipieren stellt bestimmt eine große Herausforderung dar. Hatten Sie bereits die gesamte Handlung im Kopf, als Sie mit dem Schreiben anfangen?*

Ja, und zu wissen, wie die nächsten sechs Jahre aussehen werden, empfinde ich als positiv. Obwohl jedes Buch für sich allein stehen kann und die Geschichte jeweils einer Schwester erzählt, verstehe ich sie alle als Teil eines großen Familienepos, bei dem ich fürs Erste am Ende eines Romans nicht mit der unbequemen Frage »Und was schreibe ich als Nächstes?« konfrontiert sein werde. Und noch schöner: Ich muss mich lange nicht von meinen Figuren trennen, denen ich immer nachtrauere, wenn ein Buch abgeschlossen ist. Dieses Projekt ist aufregend vielschichtig. Ich folge nicht nur den Sagen um die Sieben Schwestern, sondern auch einer übergreifenden Handlung, die sich durch sämtliche Bände der Reihe zieht und erst im letzten ganz aufgeklärt wird. Details dazu sind jedoch in allen Romanen verborgen.

*5. Der mythologische Aspekt zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichten. Welche Mythen haben Sie gewählt, und was hat Sie dazu bewogen, die Serie um sie herum aufzubauen?*

Die Serie erhält durch die astrologischen und mythologischen Aspekte eine zusätzliche Ebene. Um die Sieben Schwestern ranken sich zahlreiche Sagen aus der Kultur der Mayas, der Griechen und sogar der Aborigines. Für mich bilden die der Griechen die Grundlage. Großes



Vergnügen hat es mir bereitet, Anagramme und Hinweise auf diese Mythen in die Handlung einzuflechten. Meine jüngste Tochter Leonora hat mich auf den Namen des Adoptivvaters der Schwestern gebracht, ein Verweis auf den Titanen Atlas, auf dessen Schultern die Welt und der Himmel der Sage nach ruhen. Dazu kam noch das »P« für die Mutter Pleione, sodass am Ende »Pa Salt« entstand, ein, wie ich meine, perfekter Name für einen Vater, der das Meer liebt. In den Romanen finden sich zahlreiche weitere Anagramme.

Meine Leserinnen und Leser müssen die Mythen nicht kennen, um die Geschichten zu verstehen. Ich hingegen muss meine Schwestern als moderne Frauen präsentieren. Die älteste Schwester Maia besitzt zwar zahlreiche Eigenschaften ihres Pendants aus der griechischen Mythologie, ist aber trotzdem durch und durch eine junge Frau des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

*6. War es schwierig, Maias Geschichte an der ihres mythologischen Vorbilds auszurichten, und wie würden Sie sie charakterisieren?*

In den griechischen Sagen ist Maia für ihre außergewöhnliche Schönheit und ihr Einsiedlerdasein bekannt; sie wird dargestellt als scheue Frau, die allein in einer Höhle lebt, und gilt als »fürsorgliche Mutter«, und genau darauf berufe ich mich in meinem Roman. Obwohl die moderne Maia privilegiert aufgewachsen ist, hat sie kein leichtes Leben. Als älteste Schwester fühlt sie sich für die Familie verantwortlich. Maia ist die einzige Schwester, die noch auf dem Familienanwesen »Atlantis« am Genfer See lebt, und zwar alleine in einem Pavillon. Der Tod ihres Vaters erschüttert sie in ihren Grundfesten und zwingt sie dazu, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, der sie sich so viele Jahre nicht stellen wollte. Ihre Odyssee nach Brasilien, um mehr über ihre Herkunft zu erfahren, verändert alles, und ganz allmählich lernt sie, sich wieder dem Leben und der Liebe zuzuwenden.

In vielen Sagen werden die Schwestern Opfer von sexwütigen, plündernden griechischen Göttern. Die Figur von Zeus, dem »König« der Götter, der Affären mit drei der Schwestern hatte, ist in meinen Geschichten in zwei Personen – Vater und Sohn – aufgespalten, um sie dem modernen Geschmack anzupassen.

*7. Viele Figuren in den historischen Teilen basieren auf Personen, die real existierten. Hat diese Tatsache das Schreiben des Buchs leichter oder schwieriger gemacht, und wird das in den folgenden sechs Romanen genauso sein?*

Herausragenden Menschen der Vergangenheit neues Leben einzuhauchen war tatsächlich eine Herausforderung und erforderte intensive Recherchen. Ich habe alles über Paul Landowski gelesen, was ich in die Finger bekommen konnte, und das Museum in Boulogne-Billancourt bei Paris besucht. Außerdem erhielt ich, wie erwähnt, durch Bel Noronha Zugang zu Heitor da Silva Costas Tagebuch. Es ist leichter, Persönlichkeiten zu beschreiben, wenn man private Texte kennt.

*8. Das Paris der zwanziger Jahre war ein aufregender Ort voller Lebensfreude. Wie ist es Ihnen gelungen, die Atmosphäre einzufangen?*

Da ich französische Vorfahren habe und jeden Sommer in Frankreich verbringe, liegt mir dieses Land seit jeher am Herzen, besonders das Paris des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, das damalige Zentrum der Kunstwelt. Einer meiner Lieblingsschriftsteller ist Scott Fitzgerald, der in der Zeit, in der mein Roman spielt, eine Weile in Frankreich lebte. Er und seine Frau Zelda gehörten zu dem Künstlervölkchen, das den ganzen Tag trank und die ganze Nacht tanzte. Wenn ich mir irgendeine Zeit in der Geschichte der Menschheit aussuchen könnte, in der ich gern leben würde, wäre es diese!

*9. Welche historischen Fakten über Rio und die Christusstatue haben Sie am meisten fasziniert?*

Ich bin immer wieder beeindruckt von der bloßen Größe der Christusstatue und der genialen Leistung Heitor da Silva Costas, sie trotz ihres enormen Gewichts auf dem Corcovado zu errichten. Bei meinen Recherchen erfuhr ich, dass die Außenhülle aus Tausenden von winzigen Specksteindreiecken besteht. Die Frauen der gehobenen Gesellschaft schrieben wie Bel Bittgebete für geliebte Menschen auf die Rückseite, bevor sie sie auf Maschendraht zu großen Quadraten klebten. Auch die Geschichte von dem Modell für die Hände fand ich interessant. Lange Zeit war man davon ausgegangen, dass es sich um die Hände von Margarida Lopes de Almeida handelte, einer berühm-

ten kunstsinnigen Brasilianerin. Doch auf dem Sterbebett gestand sie, dass es nicht die ihren waren, und daraus entwickelte sich die Idee zu meiner Geschichte ...

*10. Einige der Liebesbeziehungen in diesem Roman bringen Spannungen oder Kummer mit sich. Hat es Sie emotional belastet, das Buch zu schreiben?*

Beim Verfassen eines Romans lebt man täglich vierundzwanzig Stunden mit den Figuren und baut eine enge Beziehung zu ihnen auf. Da ich früher Schauspielerin war, fühle ich mich vermutlich besonders stark zu ihnen hingezogen. Es kann emotional sehr anstrengend sein, traurige Passagen zu schreiben. Weil ich meinen Figuren so nahe bin, bringt es mich aus der Fassung, wenn ich ihnen kein positives Ende schenken kann. Oft weine ich nicht nur, wenn ich den ersten Entwurf meiner Romane (häufig im Freien) ins Diktafon spreche, sondern auch noch später beim Überarbeiten.

*11. Können Sie uns schon etwas über das nächste Buch der Reihe verraten? Welche Schwester wird im Mittelpunkt stehen?*

Die Sturmschwester konzentriert sich auf Ally oder Alkyone, die zweite Schwester. Ally ist ganz anders als Maia. In der griechischen Mythologie wacht sie als »Anführerin« über das Mittelmeer, damit Seeleute es sicher überqueren können. Meine Ally ist Profiseglerin und besitzt auch eine ausgeprägte musikalische Begabung. Sie ist mutig und stark, und ich bewundere sie sehr.

Die Sturmschwester beginnt im selben Moment wie die Geschichte von Maia, als Ally vom Tod von Pa Salt hört. Wie Maia erhält sie Hinweise, mit deren Hilfe sie mehr über ihre Herkunft erfahren kann. Sie führen sie nach Norwegen, wo sie einiges über die junge Anna Landvik herausfindet, die im Jahr 1875 Gelegenheit erhielt, ihr kleines Dorf in den Bergen zu verlassen und in Christiania in der ersten Inszenierung von Henrik Ibsens Versdrama Peer Gynt zu singen, für das Edvard Grieg die Peer-Gynt-Suite komponierte. Darin finden sich sowohl die berühmte »Morgenstimmung« als auch »In der Halle des Bergkönigs«. Selbst wenn Ihnen diese Titel nichts sagen sollten, würden Sie die Stücke sofort erkennen, wenn Sie sie hören, da bin ich mir sicher.

Die Sturmschwester ist in gewisser Hinsicht ein noch ehrgeizigeres Projekt als Maias Geschichte, weil Ally bis ins Jahr 1875, also einhundertvierzig Jahre, zurückreisen muss, um mehr über ihre Herkunft zu erfahren, und das ist ein immenser Zeitraum. Dieser Roman wurde von meiner Liebe zu Norwegen und den Norwegern inspiriert und natürlich von Griegs wunderbarer Musik. Ich habe mich intensiv mit Ibsen und Grieg, zwei Ikonen der Kunstwelt, beschäftigt, und hoffe, ihre magische Zeit und die eindringliche Musik Griegs angemessen eingefangen zu haben. Und natürlich führe ich das Geheimnis um Pa Salts Tod und wer er wirklich war, weiter.

## Dank

Als Ersten möchte ich Milla und Fernando Baracchini und ihrem Sohn Gui danken, weil mir an ihrem Esstisch in Ribeirao Preto der Gedanke kam, eine Geschichte zu schreiben, die in Brasilien spielt. Und der wunderbaren Maria Izabel Seabra de Noronha, der Urenkelin von Heitor da Silva Costa, dem Architekten und Erbauer des *Cristo*, dafür, dass sie so großzügig ihre Zeit und ihr Wissen mit mir geteilt und mir ihre Dokumentation *De Bracos Abertos* (Mit ausgebreiteten Armen) zur Verfügung gestellt und obendrein das Manuskript auf Fehler überprüft hat. Trotzdem handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um ein Werk der Fiktion, das sich auch mit realen Personen beschäftigt. Meine Beschreibung von Paul Landowski und der Familie da Silva Costa entspringt meiner Fantasie, nicht der Realität. Dank gebührt Valeria und Luiz Augusto Ribeiro dafür, dass sie mir ihre *fazenda* in den Hügeln über Rio zum Schreiben überlassen haben. Am liebsten wäre ich nie wieder weggegangen. Dank an Vania und Ivonne Silva für den Fruchteuchen und so vieles mehr, an Suzanna Perl, die mir so geduldig Rio und seine Geschichte erklärt hat, an Pietro und Eduardo, unsere freundlichen Fahrer, an Carla Ortelli für die tolle Organisation – ihr war nichts zu viel – und an Andrea Ferreira dafür, dass ich sie immer anrufen konnte, wenn etwas aus dem Portugiesischen zu übersetzen war.

Außerdem möchte ich mich bei meinen Verlegern auf der ganzen Welt für ihre Unterstützung und Ermutigung bedanken, als ich ihnen mitteilte, dass ich eine Serie von sieben Büchern schreiben wolle, die lose auf der Geschichte der Sieben Schwestern oder Plejaden basieren würde. Besonders Jez Trevathan und Catherine Richards, Georg Reuchlein und Claudia Negele, Peter Borland und Judith Curr, Knut Gorrvell, Jorid Mathiassen und Pip Hallén.

Dank an Valérie Brochand, meine Nachbarin in Südfrankreich, die für mich freundlicherweise das Landowski-Museum in Boulogne-Bil-

lancourt aufsuchte und Hunderte von Fotos machte, an Adriana Hunter, die Landowskis gewaltige Biografie übersetzte und einige wichtige Fakten zusammentrug, sowie an David Harber und sein Team, die mir erklärten, wie eine Armillarsphäre funktioniert.

Dank auch an meine stets hilfsbereite Mutter Janet, meine Schwester Georgia und ihren Sohn Rafe, der *Die Mitternachtsrose* im zarten Alter von neun Jahren als Lektüre für seine Klasse vorgeschlagen hat! An Rita Kalagate, die mir prophezeite, dass ich nach Brasilien reisen würde, am Abend bevor ich ein Angebot von meinem Verleger erhielt, und an Izabel Latter, die sich in Norfolk um mich bemühte und sich mein Gebrabbel anhörte, während sie sanft meinen schmerzenden Körper umsorgte, der Tausende von Kilometern um die Erde geflogen war und Tag und Nacht gebeugt über dem Manuskript verbracht hatte.

An Susan Moss, meine allerbeste Freundin, die auch an so manchem Detail des Texts mitgewirkt hat, an Jacquelyn Heslop, meine »Schwester« in einem anderen Leben, und meine persönliche Assistentin Olivia Riley, der es wunderbarerweise gelingt, mein Gekritzel zu entziffern, und die mich überhaupt erst mit der Armillarsphäre bekannt gemacht hat.

Die Idee, über meine mythischen sieben Schwestern zu schreiben, kam mir in einer sternenhellen Nacht im Januar 2013. Ich berief den Familienrat ein und versuchte vor dem Kamin aufgeregt zu erläutern, was ich vorhatte. Keiner erklärte mich für verrückt, obwohl ich anfangs bestimmt so geklungen habe. Deshalb gebührt meiner Familie das größte Dankeschön für alles, was sich seitdem getan hat. Danke meinem geliebten Ehemann und Agenten Stephen – wir haben im vergangenen Jahr eine aufregende Reise hinter uns gebracht und beide eine Menge gelernt. Und Dank auch an meine fantastischen Kinder: Harry, der alle meine wunderbaren Filme macht; Leonora, der das allererste Anagramm »Pa Salt« einfiel; meinem jüngsten Sohn Kit, der mich immer zum Lachen bringt; und natürlich Isabella Rose, meinem erstaunlichen energiegeladenen achtzehnjährigen Baby, dem dieses Buch passenderweise gewidmet ist.

## Bibliografie

*Die sieben Schwestern* sind ein Werk der Fiktion vor historischem und mythologischem Hintergrund. Die Quellen, die ich für die Recherchen zum historischen Umfeld und zu Details im Leben meiner Figuren verwendet habe, sind im Folgenden aufgelistet:

Andrews, Munya, *The Seven Sisters of the Pleiades* (Spinifex Press, 2004)

Franck, Dan, *Bohemian Paris* (Grove Press, 2001)

Graves, Robert (von Ranke-Graves, Robert), *Griechische Mythologie. Quellen und Deutung* (Rowohlt, 2007)

Graves, Robert (von Ranke-Graves, Robert), *The White Goddess, a Historical Grammar of Poetic Myth* (Faber and Faber, 1975)

Lefrançois, Michèle, *Paul Landowski: L'œuvre sculpté* (Crèaphis editions, 2009)

Needell, Jeffrey D., *A Tropical Belle Epoque* (Cambridge, 2009)

Noronha, Maria Izabel, *De Bracos Abertos* (2008)

Noronha, Maria Izabel, *Redentor de Bracos Abertos* (Reptil Editora, 2011)

Robb, Peter, *A Death in Brazil* (Bloomsbury, 2005)

Spivey, Nigel, *Songs of Bronze* (Faber and Faber, 2005)

LUCINDA RILEY  
Die Sturmschwester



GOLDMANN



Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel  
»The Storm Sister« bei Pan Books,  
a division of Pan Macmillan, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

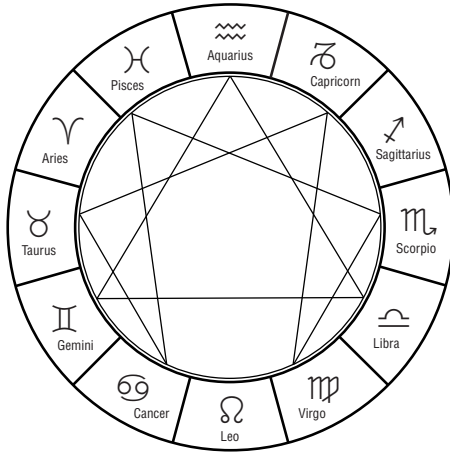


Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Sonderausgabe November 2023  
Erstmals erschienen 2015 bei Goldmann  
Copyright © der Originalausgabe 2015 by Lucinda Riley  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe November 2015  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Getty Images / hpdeutsch  
Getty Images / VisitBritain / Joe Cornish  
Getty Images / Copyright Anek  
FinePic®, München  
Schuber: FinePic®, München  
CN · Herstellung: ast  
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-31736-3 (Band 2)

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Susan Moss,  
meine »Seelenschwester«*



»Wir sind alle in der Gosse, aber manche von uns  
blicken hinauf zu den Sternen.«

*Oscar Wilde*

## *Personen*

### *»Atlantis«*

Pa Salt	Adoptivvater der Schwestern (verstorben)
Marina (Ma)	Mutterersatz der Schwestern
Claudia	Haushälterin von »Atlantis«
Georg Hoffman	Pa Salts Anwalt
Christian	Skipper

### *Die Schwestern d'Aplière*

Maia

Ally (Alkyone)

Star (Asterope)

CeCe (Celaeno)

Tiggy (Taygeta)

Elektra

Merope (fehlt)

## Stammbaum der Familie Halvorsen

Jonas Halvorsen ⚭ Margarete Trolle

\* 21. Jan. 1830      \* 23. März 1834

+ 2. Dez. 1890      + 1. April 1887

Jens Halvorsen ⚭ Anna Andersdatter Landvik

\* 15. Juli 1855      \* 27. Juni 1857

+ 30. März 1921      + 22. Okt. 1907

Solveig Anna Halvorsen

\* 8. Nov. 1877

+ 8. Nov. 1877

Edvard Horst Halvorsen ⚭ Astrid Thorsen

\* 30. Aug. 1884

+ 15. Aug. 1985

\* 10. Aug. 1899

+ 12. Nov. 1995

Jens (Pip) Halvorsen ⚭ Karine Rosenblum

\* 1. Okt. 1917

+ 14. April 1940

\* 16. Mai 1921

+ 14. Apr. 1940

Felix Mendelssohn Halvorsen

\* 15. Nov. 1938

Thom Felix Halvorsen

\* 1. Juni 1977

# I

## Ägäis

Nie werde ich vergessen, wo ich war und was ich tat, als ich hörte, dass mein Vater gestorben war.

Ich sonnte mich nackt auf dem Deck der *Neptun*, Theos Hand schützend auf meinem Bauch. Der menschenleere Goldstrand der Insel vor uns schimmerte, eingebettet zwischen Felsen, im Licht der Sonne, und das kristallklare, türkisblaue Wasser, das träge am Ufer leckte, schäumte wie die Milch auf einem Cappuccino.

*So träge, dachte ich, wie ich.*

Am Abend zuvor waren wir bei Sonnenuntergang in einer kleinen Bucht vor einer der griechischen Makares-Inseln vor Anker gegangen und mit zwei Kühlboxen an Land gewatet. Die eine war mit frischen Meeräschen und Sardinen gefüllt, die Theo gefangen hatte, die andere mit Wein und Wasser. Als ich die meine schwer atmend auf dem Sand abstellte, hatte Theo mich zärtlich auf die Nase geküsst.

»Wie Schiffbrüchige auf unserer eigenen verlassenen Insel«, hatte er verkündet und die Arme ausgebreitet. »Ich sammle Brennholz, damit wir den Fisch braten können.«

Ich hatte ihm nachgesehen, wie er auf die im Halbrund um die Bucht gruppierten Felsen zugegangen war, zwischen denen knochentrockene Büsche wuchsen. Trotz seines eher schmalen Körpers war er ein Weltklasesegler, und dazu brauchte man Kraft. Verglichen mit anderen Männern aus den Crews in Segelwettbewerben, die ausschließlich aus Muskeln zu bestehen schienen, wirkte Theo fast zierlich. Zu den ersten Dingen, die mir an ihm aufgefallen waren, gehörte sein schiefer Gang. Inzwischen wusste ich, dass er sich als Kind beim Sturz von einem Baum den Knöchel gebrochen hatte, der nie richtig zusammengewachsen war.

»Wahrscheinlich bin ich deshalb für ein Leben auf dem Wasser prädestiniert. Auf dem Boot merkt keiner, wie lächerlich ich an Land watschle«, hatte er schmunzelnd erzählt.

Wir hatten den Fisch gebraten und uns unter dem Sternenhimmel geliebt. Der folgende Morgen war unser letzter gemeinsamer an Bord gewesen. Kurz bevor ich beschloss, wieder mit der Außenwelt in Kontakt zu treten, indem ich mein Handy einschaltete, und erfuhr, dass mein Leben in Scherben lag, hatte ich völlig entspannt neben ihm geruht. Und vor meinem geistigen Auge wie in einem surrealen Traum Revue passieren lassen, wie ich an diesen wundervollen Ort gelangt war ...

Das erste Mal war ich ihm etwa ein Jahr zuvor bei der Heineken-Regatta in Sint Maarten in der Karibik begegnet. Als die Siegercrew mit einem Diner feierte, hatte ich zu meiner Begeisterung festgestellt, dass ihr Skipper Theo Falys-Kings war, in der Segelwelt berühmt, weil er bei Rennen in den vergangenen fünf Jahren mehr Mannschaften zum Sieg geführt hatte als jeder andere Kapitän.

»Er ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe«, gestand ich Rob Bellamy, einem alten Segelkameraden, mit dem ich im Schweizer Nationalteam gesegelt war, mit leiser Stimme. »Mit der Hornbrille sieht er aus wie ein Nerd«, fügte ich hinzu, während ich beobachtete, wie er aufstand und an einen anderen Tisch trat, »und er hat einen merkwürdigen Gang.«

»Er ist nicht gerade der muskelbepackte Bilderbuchathlet«, pflichtete Rob mir bei, »aber als Segler das reinste Genie, denn er hat einen sechsten Sinn fürs Wasser. Bei stürmischer See würde ich keinem Skipper mehr vertrauen als ihm.«

Als Rob mich später am Abend Theo vorstellte, musterte mich dieser nachdenklich mit seinen grünen, haselnussbraun gesprenkelten Augen.

»Du bist also die berühmte Al d'Aplièse.«

Sein britischer Akzent klang freundlich und ruhig. »Der zweite Teil stimmt«, entgegnete ich, verlegen über das Kompliment,

